Der rassenkampf

Ludwig Gumplowicz

Digitized by Google

ARTES VERITAS SCIENTIA
LIBRARY OF THE
UNIVERSITY OF MICHIGAN
E PLURIBUS UNUM
SI QUAERIS PENINSULAM AMOENAM
CIRCUMSPICE

Digitized by Google

1837
ARTES VERITAS SCIENTIA
LIBRARY OF THE
UNIVERSITY OF MICHIGAN
E PLURIBUS UNUM
SI QUAERIS PENINSULAM AMOENAM
CIRCUMSPICE

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

DER RASSENKAMPF.

51008

SOCIOLOGISCHE UNTERSUCHUNGEN

VON

DR. LUDWIG GUMPLOWICZ,

PROFESSOR DER STAATSWISSENSCHAFTEN AN DER K. K. UNIVERSITAET

IN GRAZ.

Attention Patron:

This volume is too fragile for any future repair.
Please handle with great care.

UNIVERSITY OF MICHIGAN LIBRARY – CONSERVATION & BOOK REPAIR

Digitized by Google

Digitized by Google

DER RASSENKAMPF.

5/008

SOCIOLOGISCHE UNTERSUCHUNGEN

VON

DR. LUDWIG GUMPLOWICZ,

PROFESSOR DER STAATSWISSENSCHAFTEN AN DER K. K. UNIVERSITAET

IN GRAZ.

INNSBRUCK.

VERLAG DER WAGNER'SCHEN UNIV.-BUCHHANDLUNG.

1883.

Digitized by Google

GRAD
HM
24
.G887

Alle Rechte vorbehalten.

Digitized by Google

Vorwort.

Was ich dem Leser hier biete, sind einige schüchterne Anfangslaute einer grossen Wissenschaft der Zukunft — der Naturgeschichte der Menschheit. Wenn ich es vorzog nicht diese Bezeichnung, sondern die der Sociologie auf den Titel des Buches zu setzen, so geschah es um dem möglichen Missverständnisse vorzubeugen, welches aus dem ganz andern Sinne der ersteren Bezeichnung der sich seit Prichard's »Naturgeschichte der Menschheit« an dieselbe knüpft, hier sich einschleichen könnte. Dagegen scheint mir, dass die von Comte herrührende Bezeichnung Sociologie dem Wesen und dem Sinne jener Wissenschaft der Zukunft näher kommt.

Ich bilde mir nicht ein etwas Neues zu bieten; es giebt nichts Neues auf menschlich-geistigem Gebiete. Alle möglichen Bausteine die bei einem wissenschaftlichen Gebäude nur verwendet werden können, sind »schon dagewesen«. Ich glaube nicht, ob es möglich ist irgend einen neuen zu schaffen.

Das Einzige was ich für möglich halte ist, durch eine neue Combination des uralten Materials dem Gebäude eine

Digitized by Google

neue Form, ein neues Gepräge zu geben. Nur dieses Gepräge wechselt mit der Zeit und mit wechselnden Anschauungen und es kann so unerschöpflich mannigfach sein wie unerschöpflich mannigfach die Individualitäten sein können.

Ob nun das was ich hier zusammengetragen und zu einem provisorischen losen Bau zusammenfügte von der Idee einer selbständigen Individualität getragen ist und daher ein selbständiges Gepräge zeigt — das zu beurtheilen ist nicht meine Sache.

Nur die eine Zuversicht glaube ich aussprechen zu dürfen: möge auch dieser Bauversuch wie hunderte vor ihm als werthlos erkannt werden, die »Naturwissenschaft der Menschheit« wird deswegen keinen Misserfolg zu verzeichnen haben. Von mannigfachen Irrthümern, Fehlern und Missgriffen nimmt sie heutzutage ihren Ausgang; doch wird sie ihren Weg nicht verfehlen und einst gewiss an's Ziel gelangen. Wir aber, die Tastenden und Irrenden uns bleibt das beruhigende Bewusstsein, dass wir im schweren Ringen um Wahrheit fallend, Andern, die uns nachfolgen so manchen Weg geebnet, sie vor so manchem falschen Pfade gewarnt, mit einem Worte, zur Erreichung des höchsten Zieles aller Wissenschaft, der Wahrheit, das Unsrige redlich beigetragen haben.

Darüber kann ich nun ruhig sein. Ein anderes Bedenken aber ist's das in mir aufstieg. »Wie, wenn ein »Fünkchen besserer Erkenntniss« das in diesem Buche enthalten sein mag »in den Zunder menschlicher Leidenschaft fällt« um mich Roscher's trefflichen Ausdruckes zu bedienen,

Digitized by Google

und die hell auflodernde Flamme dann ringsherum ihr Vernichtungswerk verbreitet?« Das war ein gewichtiges Bedenken und es wühlte lange in meinem Hirne. Doch überwand ich auch dieſes. Möglich, daſs menſchliche Leidenſchaft auch ſo manchen Satz dieſes Buches herbeizerren wird zur Rechtfertigung verruchten Treibens — aber dann wird ja dieſes Buch nur das Schickſal der erhabenſten Lehren theilen die je der Menſchheit verkündet wurden. Denn auch im Namen der erhabenſten Lehren der Religion — hat böswillige Verkehrtheit immer Ströme Blutes flieſsen laſſen.

Was ſoll es alſo frommen bei wiſſenſchaftlichen Unterſuchungen das Treiben menſchlicher Leidenſchaft in Rechnung zu ziehen? — Die Leidenſchaft mit Niedertracht gepaart geht unbehindert ihren Weg — möge die Wiſſenſchaft unbehindert den ihrigen verfolgen! Sie hat nicht den Anſpruch und nicht die Hoffnung die Leidenſchaften zu zügeln — da niedrige Denkungsart den Lehren der Wiſſenſchaft unzugänglich iſt. Möge man alſo der Wiſſenſchaft den einen Troſt laſſen, unbehindert die Wahrheit zu ſuchen und was ſie als ſolche erkennt rückſichtslos zu verkünden; und verſchone man ſie doch mit unnützen Scrupeln und laſſe ihr unangetaſtet ihren einzigen Glaubensſatz: daſs die Wahrheit und das redliche Suchen derſelben der Menſchheit nie ſchaden könne, daſs im Gegentheil nur in der Wahrheit das Heil der Menſchheit liegt.

Graz im April 1883.

Digitized by Google

Inhalt.

I.

Geschichtsphilosophie und Sociologie.

Seite

1. Das sociologische Problem 3
2. Die drei Arten der Geschichtsauffassung 4
3. Entwicklung der Geschichtsphilosophie 6
4. Wissenschaftlicher Werth der drei Grundrichtungen . . 17
5. Die Quellen der theistischen und rationalistischen Auffassung 19
6. Die Naturprozesse 22
7. Die gangbare Vorstellung über die Entwicklung der Menschheit 27
8. Einheitliche Weltauffassung 32
9. Einzuschlagende Richtung 35

II.

Polygenismus.

10. Die Politik der Natur 43
11. Die ethischen Gründe für den Monogenismus . . . 48
12. Für den Polygenismus sprechende Thatsachen . . . 56
13. Ethnischer Entwicklungsgang der Menschheit . . . 63
14. Auseinandersetzung mit dem Darwinismus 67

III.

Ursprüngliche Vielheit der Sprachen und Culte.

15. Sprachwissenschaft und Polygenismus 87
16. Die Frage nach dem Ursprunge der Sprache . . . 89
17. Die natürliche Veranlassung zur Sprachentstehung . . 93
18. Die natürliche Befähigung zur Sprachbildung . . . 96
19. Entstehung der Urlaute und Wurzeln 105
20. Weitere Begründung der Zufallstheorie 113
21. Entwicklung der Menschheit und Entwicklung der Sprachen 132
22. Poligenismus und Religionen 137

Digitized by Google

IV.

Der Naturprozefs der Gefchichte.

Seite

23. Der Begriff des Naturprozeffes 154
24. Die conftitutiven Momente jedes Naturprozeffes . . . 155
25. Der fociale Naturprozefs 162
26. Die Gefchichtfchreibung ift keine Wiffenfchaft fondern Kunft 167
27. Das Wefen des focialen Naturprozeffes 169
28. Die ewige Wefensgleichheit der focialen Vorgänge . . 172
29. Die Einzelvorgänge des Gefchichtsprozeffes . . . 176
30. Sociale Gemeinfchaften 179
31. Der Stamm 194
32. Staaten, Stände und Berufsclaffen 205
33. Die Raffengegenfätze in den Berufsclaffen . . . 211
34. Herrfchaftsgewinnung, Ordnung und Erhaltung . . 218
35. Herrfchaftsorganifation und Cultur 231
36. Syngenifmus 240
37. Materielle und moralifche Unterlage des Syngenifmus . 248
38. Wie die Amalgamirung vor fich geht 253

V.

Gefchichtliche Hinweifungen.

39. Aegypten 265
40. Babylon 273
41. Affur 277
42. Meder 282
43. Perfer 284
44. Indien 290
45. China 307
47. Phönizier und Juden 327
47. Europa 335
48. Schlufs 346

Anhang.

A. Stimmen für den Polygenifmus 359
B. Zur Frage der Willensfreiheit 363
C. Ueber Gefchichte als Wiffenfchaft 366

Digitized by Google

I.

Geschichtsphilosophie und Sociologie.

1. Das fociologifche Problem.

Hegel und feine Schüler hatten die Gefchichtsphilofophie gründlich in Mifscredit gebracht. Es war für längere Zeit nicht rathfam wiffenfchaftliche Unterfuchungen als gefchichtsphilofophifche zu verrathen. Diejenigen nun, die dem ganz natürlichen Drange das Problem der Gefchichtsphilofophie wieder aufzunehmen nicht widerftehen konnten, flüchteten unter andere Fahnen und gaben fich den Anfchein als ob fie andere Objekte angreifen würden. Das war nur eine Kriegslift; im Grunde galten ihre Bemühungen immer demfelben Problem.

So wendeten die Einen fich der Völkerpfychologie zu, die andern der Culturgefchichte und neuerdings wird wieder dasfelbe Ziel mittelft der Sociologie angeftrebt. Doch die immer fich gleichbleibende Unlösbarkeit des immer identifchen Problems laftet wie ein Fluch auf allen diefen Beftrebungen und bereitet heute fchon der Sociologie beinahe dasfelbe Schickfal, das feiner Zeit die Gefchichtsphilofophie ereilte. Man zuckt verdächtig die Achfeln, wenn man von Sociologie hört und diefe allerneuefte Difciplin ift fehr nahe daran in denfelben Verruf zu kommen wie die einftige Gefchichtsphilofophie.

Dafs es fich in diefen mit verfchiedenen Namen bezeichneten wiffenfchaftlichen Unterfuchungen um eine und diefelbe Sache handelt ift nicht fchwer zu erweifen.

Es ſind dieſelben Grundprobleme des menſchheitlichen Daſeins, mit denen es alle gleicherweiſe zu thun haben.

»Was bedeutet dieſer ganze geſchichtliche Prozeſs, deſſen Träger die Menſchheit oder die menſchliche »Geſellſchaft« und ihre Theile ſind? Wie war der Anfang dieſes Prozeſſes? Welche Geſetze beherrſchen ſeine Entwicklung? Welche Tendenzen und Ziele verfolgt er? Worin liegt ſein Weſen? Was iſt ſeine Idee, ſein Sinn?« — Das ſind die Fragen, mit denen die Geſchichtsphiloſophie und alle oben genannten in ihr wurzelnden oder an ihre Stelle tretenden Diſciplinen ſich beſchäftigen. Und da dieſes gerade die höchſten Fragen ſind, die der menſchliche Geiſt überhaupt aufwerfen kann und ihre vollkommene Löſung ſeine natürlichen Kräfte gewiſs überſchreitet, daher die vielen bisherigen Miſserfolge der genannten Diſciplinen. Dieſe Miſserfolge ſind aber nichtsdeſtoweniger von gröſstem wiſſenſchaftlichem Werth, weil ſie ebenſoviele Staffeln auf der Stufenleiter der Erkenntniſs darſtellen; andererſeits aber tragen ſie auch dazu bei auf dieſem Gebiete die allzu freie Fantaſie etwas zu zügeln und ſtrengere Selbſtkritik walten zu laſſen.

---

2. Die drei Arten der Geſchichtsauffaſſung.

Alle geſchichtsphiloſophiſchen Syſteme laſſen ſich auf drei Hauptrichtungen zurückführen; denn es ſind nur drei Grundauffaſſungen der menſchheitlichen Entwicklung möglich und es ſcheint, daſs dieſe drei Grundauffaſſungen eine natürliche Reihenfolge im Gedankenprozeſſe der Menſchheit bilden, wenn ſie auch zu jeder Zeit in verſchiedenen Repräſentanten nebeneinander vorkommen und ſich gegen-

ſeitig bekämpfen. Dieſe drei Richtungen und Auffaſſungen ſind: die theiſtiſche, die freiheitliche oder rationaliſtiſche und die naturaliſtiſche.

Die erſte denkt ſich die Geſchichte als das Werk einer zielbewuſst handelnden Gottheit und verwandelt alle oben erwähnten höchſten Fragen des menſchheitlichen Daſeins in Fragen nach dem Willen und den Abſichten dieſes höchſten Weſens. Die Antworten auf dieſelben ſucht und findet ſie in der Religion.

Die zweite betrachtet die menſchheitliche Geſchichte und Entwicklung als Werk des freien Menſchengeiſtes und will in der menſchlichen Vernunft die Wege und Ziele finden, welche die Menſchheit zu wandeln und welche ſie anzuſtreben habe.

Die dritte betrachtet die Menſchheit als einen unfreien Beſtandtheil der Natur und forſcht nach den Naturgeſetzen, nach denen dieſer Beſtandtheil in ewiger Nothwendigkeit die ihm vorgezeichneten, natürlichen Bahnen durchläuft. Wie erwähnt folgen dieſe drei Richtungen und Auffaſſungen einander im Denkprozeſſe der Menſchheit und wenn ſie auch einander nie ganz ablöſen und immer auch gleichzeitig verſchiedene Theile der Menſchheit beherrſchen, ſo läſst ſich doch behaupten, daſs die erſte dieſer Richtungen der Vergangenheit, die zweite der Gegenwart, die dritte der Zukunft angehört. [1])

[1]) Vrgl. Rocholl: Die Philoſophie der Geſchichte. Göttingen 1878 Einleitung. »Immer zuerſt wird die Geſchichte unter theologiſche Geſichtspunkte gebracht. Sie iſt Erzeugniſs der Gottheit. So in der antiken, ſo im Beginne der chriſtlichen Welt. Dann kommt mit der Renaiſſance zuerſt der humaniſtiſche Gedanke. Er ſchliesst wiſſenſchaftlich mit dem philoſophiſchen Idealismus ab und ſchafft praktiſch die »»Geſellſchaft.«« Die Geſchichte iſt Erzeugniſs des Menſchen. Endlich erſcheint die natürliche Anſchauung. Die Naturwiſſenſchaften führen den naturaliſtiſchen Gedanken ein. Sie beherrſchen nicht ohne Widerſpruch, aber ſie beherrſchen eine Zeit lang wenigſtens das öffentliche Leben. Wenden wir

Dem entſprechend muſs anerkannt werden, daſs bis heute die erſte dieſer Richtungen, die theiſtiſche, die gröſsten Triumphe in der menſchlichen Geſchichte aufzuweiſen hat, die zweite die freiheitliche oder rationaliſtiſche ihr heutzutage ein ſiegreiches Gleichgewicht hält und daſs die dritte bis heutzutage nur ſchüchterne Verſuche und glänzende Miſserfolge zu verzeichnen hat.

---

3. Entwicklung der Geſchichtsphiloſophie.

Wir müſſen die obigen allgemeinen Andeutungen noch etwas näher ausführen. Die Philoſophie der Geſchichte entſteht nicht erſt da und braucht nicht erſt da als entſtanden angenommen zu werden, wo ſie ſich zuerſt als ſolche giebt, alſo mit Hegels Geſchichte der Philoſophie [1]): ſondern ſie muſs zum mindeſten auch ſchon da anerkannt werden, wo der Verſuch gemacht wird die Geſchichte der Menſchheit als ein zuſammenhängendes Ganze darzuſtellen und dabei gewiſſe in derſelben ſich manifeſtirende Ideen nachzuweiſen, wenn man nicht auch alle gelegentlich von Philoſophen und Denkern über das Weſen der Menſchheitsgeſchichte geäuſserten Anſchauungen, wie es Rocholl thut, als Aeuſserungen der Geſchichtsphiloſophie betrachten

---

ſie für unſere Wiſſenſchaft an, ſo ſagen ſie: Die Geſchichte iſt Erzeugniſs der Natur. Wir können jene erſte Periode unter das Zeichen: Gott, die zweite unter die Bezeichnung: Menſch, die dritte unter diejenige: Natur — bringen.»

[1]) So bei Conrad Hermann: Philoſophie der Geſchichte, Leipzig 1870. Eine umfaſſende Bearbeitung der Entwicklung der Geſchichtsphiloſophie von ihren erſten Anfängen und bei allen Culturvölkern lieferte neuerdings Rocholl in dem ſoeben erwähnten Werke: Die Geſchichte der Philoſophie.

will. In letzterem Sinne wird man von Geſchichtsphiloſophie aller alten Völker, vorzüglich aber der Culturvölker des orientaliſchen und claſſiſchen Alterthums ſprechen können, als eine eminent geſchichtsphiloſophische Leiſtung aber durch eine zuſammenhängende Darſtellung der Geſchichte unter Nachweis gewiſſer in derſelben ſich manifeſtirender Ideen, wird uns dann die Bibel erſcheinen. »Eminent« aber müſſen wir dieſe Leiſtung nennen, weil ihre theiſtiſche Anſchauung der Geſchichte durch Jahrtauſende die herrſchende war und noch heutzutage in allen europäiſchen Literaturen überwiegend die herrſchende iſt.

Neben dieſer theiſtiſchen durch die Lehren des Judenthums und Chriſtenthums repräſentirten Anſicht macht ſich ſeit der Wiedererweckung des Claſſicismus in Europa die rationaliſtiſche Geſchichtsauffaſſnng geltend, die an die griechiſche Philoſophie ſich anlehnend die Geſchichte aus der geiſtigen Beſchaffenheit des Menſchen zu erklären ſucht. Dieſe Auffaſſung macht die menſchliche Vernunft zur Quelle alles Geſchehens auf ſocialem Gebiete, unterſucht daher einzig dieſe menſchliche Vernunft, um die Beziehungen derſelben zur menſchlichen Geſchichte klar zu legen.

Auf dieſem Standpunkt ſteht die ganze rationaliſtiſche und zwar ebenſowohl die idealiſtiſche wie die realiſtiſche Geſchichtsauffaſſung. Für die Geſchichtsſchreibung war dieſe Auffaſſung, wie das ſchon in Griechenland und Rom der Fall war, ungemein fördernd — denn ſie iſt die eigentliche Schöpferin der ſog. pragmatiſchen Geſchichtsſchreibung. Während nemlich die theiſtiſche Auffaſſung die Geſchichtſchreibung zu einer monotonen und trockenen Erzählung der »Thaten Gottes« macht: läſst die rationaliſtiſche Auffaſſung den Hiſtoriker in den Charakteren der Menſchen, in ihren geiſtigen Eigenſchaften, in ihren Intereſſen, Trieben und Leidenſchaften die Urſachen ihrer Handlungen und Thaten ſuchen. Daher die hohe Stufe der griechiſchen

und römischen Geschichtsschreibung und ihr stetiger Aufschwung seit der Wiedererweckung des Classicismus in Europa.

Sowohl der theistischen wie der rationalistischen Geschichtsauffassung trat zuerst schüchtern der Gedanke entgegen, daſs die geistige Beschaffenheit und in Folge dessen die Handlungen und Schicksale der einzelnen Völker eine nothwendige Folge der dieselbe umgebenden Natur seien. Montesquieu verdankt der Formulirung dieses seinerzeit überaus kühnen Gedankens den groſsen Erfolg seiner Schrift »über den Geist der Gesetze«. Denn nichts schien mehr ein Werk des freien menschlichen Willens, der menschlichen Willkühr zu sein, als die Gesetze, die in verschiedenen Zeiten und Ländern von den Herrschern der einzelnen Völker verkündet worden sind. Der Nachweis nun, den Montesquieu in dem vierzehnten Buche seines »Esprit des lois« zu liefern versuchte, daſs diese Gesetze in nothwendiger Beziehung zu den Climaten der einzelnen Länder stehen, daſs ihre Beschaffenheit von diesen Climaten abhängt, dieser Nachweis bedeutete eine Revolution in den gewohnten Anschauungen über die in der Geschichte waltende Willensfreiheit des Menschen, die sich nur etwa dem höheren Willen eines ihn inspirirenden persönlichen Gottes füge. Die Montesquieu'sche Ausführung rief plötzlich die Vorstellung einer durch die äuſsere Natur gesetzten Nothwendigkeit hervor, der sich die menschliche Freiheit fügen müsse. Das war die erste Mine, die der geistreiche Franzose unter die rationalistische Burg legte. Diese Mine aber sollte nicht sobald losgehen. Allerhand fromme Männer und Philosophen waren redlich bestrebt dieselbe unschädlich zu machen. In erster Linie Herder.

In seinen »Ideen zur Geschichte der Menschheit« acceptirt er vollkommen die Montesquieu'sche Idee vom Einfluſs des Clima's und im allgemeinen der Natur auf

die menſchlichen Geſchicke und geſchichtlichen Ereigniſſe: verwebt aber ſehr geſchickt dieſe naturaliſtiſche Idee nicht nur mit rationaliſtiſchen, ſondern auch mit theologiſchen Geſpinnſten. Herder will Gegenſätze verſöhnen. Die ganze Anlage ſeines Werkes weckt den Schein einer ſtreng naturaliſtiſchen Auffaſſung, da er die philoſophiſche Betrachtung der Geſchichte der Menſcheit mit der Betrachtung der Erde als »eines Sternes unter Sternen« beginnt, ſodann die geologiſche Entwicklung der Erde, die Entwicklung der drei Naturreiche darſtellt, bis er endlich zum Menſchen und ſeiner Geſchichte als quaſi zur Fortſetzung der Natur und ihrer Werke gelangt, wobei er zuerſt die »Naturvölker« (Grönländer, Eskimos etc.) und ſodann das allmählige Auftreten der Culturvölker und ihrer Geſchichte in gebräuchlicher Reihenfolge ſchildert. Ja noch mehr! Hie und da verſtreut, findet man bei Herder echt naturaliſtiſche und moniſtiſche Anſchauungen; da er aber alles dieſes wieder mit dem rationaliſtiſchen und theologiſchen Standpunkt ausſöhnen will, ſo macht er es ſchlieſslich keinem recht und verdient vollkommen das herbe Urtheil, welches Laurent von einem theologiſch-rationaliſtiſchen Standpunkt über ihn fällt. [1]) Im Grunde genommen hat Herder ganz richtige Anſchauungen über die Stellung des Menſchen im Weltall und über die Bedeutung der Geſchichte als eines Naturprozeſſes: nur hätte er die theologiſchen Fragen, die in die Wiſſenſchaft nicht hineingehören, ganz aus dem Spiele laſſen ſollen. Indem er Gott und Natur identificirt, verdirbt er es mit den Theologen und läſst ſeine naturaliſtiſchen Anſchauungen zu keinem durchwegs klaren und unverfälſchten Ausdruck kommen. [2])

[1]) Laurent Hiſtoire du droit des gens T. XVIII. 115. sq.

[2]) Den Gedanken des Einfluſſes der phyſiſchen Natur auf den Menſchen und ſeine Geſchicke, alſo auch auf die Geſchichte hat in unſerer

Doch muſs Herder als der eigentliche Begründer der Philoſophie der Geſchichte angeſehen werden. Friedrich Schlegel und Hegel ſind ſeine Nachfolger. Erſt der letzere emancipirte ſich ganz von den theologiſchen Conceptionen Herders, ohne jedoch die naturaliſtiſche Seite der »Ideen« conſequent weiter zu entwickeln. Vielmehr verſucht es Hegel den durch Herders Werk ſich hindurchziehenden unklaren und ſich widerſprechenden Dualismus von Gott und Natur in einer höheren Einheit aufzulöſen und auszuſöhnen, nämlich in ſeinem bekannten »abſoluten Geiſt«. Indem Hegel in der ganzen Geſchichte nur die Verkörperung und Entwicklung dieſes einen und einheitlichen »abſoluten Geiſtes« ſieht und darſtellt, hat er aber den Boden all und jeder Wirklichkeit und Wiſſenſchaft verlaſſen und ſeine Philoſophie der Geſchichte zu einer reinen Phantasmagorie gemacht.

Hegel ſchildert uns etwas, das nur in ſeinem Kopfe exiſtirt und betheuert uns, daſs es Wirklichkeit ſei; zur beſſeren Beglaubigung tauft er ſeine Phantaſien auf Namen, die aus der Weltgeſchichte entlehnt ſind — wodurch ihm die Täuſchung deſto beſſer gelingt.

Hegels pfiffige Formel, wonach ſich der abſolute Geiſt

Zeit wieder Buckle in ſeiner «Geſchichte der Civiliſation in England» zu Ehren bringen wollen. Er bemüht ſich bekanntlich die Geſchichte und den Geiſt der verſchiedenen Völker aus dem Clima ihrer Länder zu erklären. Gegen dieſe übrigens ſchon von Hegel entſchieden abgewieſene Idee bemerkt Jodl: «Mag in der Entwicklung des geſchichtlichen Lebens immerhin das von Buckle betonte Wechſel- und Doppelverhältniſs zwiſchen Natur und Geiſt eine entſcheidende Rolle ſpielen: zur vollkommenen Erklärung, zur durchgängigen Rationaliſirung der geſchichtlichen Erſcheinungen, zur Begründung einer den geſammten Geſchichtsverlauf umfaſſenden cauſalen Erkenntniſs ſeiner Vorgänge reicht es in keiner Weiſe aus» l. c. 60 und zwar desswegen nicht, wollen wir hinzufügen, weil Buckle dieſes Wechſelverhältniſs auf Seiten der Natur zu einſeitig nur in dem Clima und der Bodenbeſchaffenheit ſucht.

»im $^3/_4$ Takt« von Theſis, Antitheſis und Syntheſis entwickelt und fortbewegt, läſst ſich auf all und jedes anwenden — ſpeciell aber auf all und jede phyſiſche, geiſtige und ſociale Bewegung und man braucht nur immer jeden dieſer »$^1/_4$ Takte« als ein beliebiges Entwicklungsſtadium der bezüglichen Bewegung (die doch überall in Natur und Leben herrſcht) zu bezeichnen und die entſprechende »Philoſophie« iſt fertig. Man kann auf dieſe höchſt bequeme Art ebenſogut eine Philoſophie der Phyſik ſchreiben, indem man z. B. die Attraction als Theſis, die Repulſion als Antitheſis, die Cohäſion als Syntheſis bezeichnet und dann das Nähere paſſend oder unpaſſend durchführt, wie eine Philoſophie der Muſik, Malerei u. ſ. w. Um eine Philoſophie der Geſchichte zu Stande zu bringen brauchte Hegel nur den Orient als Theſis des »abſoluten Geiſtes«, das claſſiſche Alterthum als Antitheſis und die »germaniſche Welt« als Syntheſis zu bezeichnen und in dieſe Formeln die Weltgeſchichte ſchlecht und recht hineinzuzwängen. Freilich könnte ein Chineſe mit eben ſolchem Rechte Europa als Theſis, Amerika als Antitheſis und die chineſiſche Welt als Syntheſis des abſoluten Geiſtes bezeichnen und eine chineſiſche Philoſophie der Geſchichte fabrizieren. Er würde dann wahrſcheinlich in China ebenſo populär werden, wie Hegel in Europa. Denn populär wird immer diejenige Lehre, die es den Menſchen am leichteſten macht, die Welt und das menſchliche Leben zu begreifen. Deſswegen bleibt die Bibel das populärſte Buch, weil ihre Formel, Welt und Leben zu begreifen die einfachſte iſt. Für diejenigen nun, die ſich mit dem theologiſchen Standpunkt nicht begnügen und die Welt »philoſophiſch« auffaſſen wollten, lieferte Hegel eine ebenſo einfache, leicht ſich anzueignende »philoſophiſche« Formel. »Der abſolute Geiſt entwickelt ſich« und damit Punktum. Nun ſehen die Leute überall ganz richtig die Theſis, Antitheſis

und Synthefis — das trifft überall zu, wenn man darauf dreffirt ift — und find glücklich, die Welt begriffen zu haben. Aus einer ähnlichen Urfache ift in neuefter Zeit die Hartmann'fche Philofophie fo populär geworden. Indem Hartmann alle Vorgänge in Welt und Menfchenleben, die wir nicht begreifen, aber gerne begreifen möchten, als Thaten des »Unbewufsten« hinftellt, hat er ebenfalls der wifsbegierigen Menge fo eine einfache Formel hingeworfen, mit der fie fich gerne zufrieden gibt und bei der fie fich beruhigt. Jetzt wiffen fie's, worüber fie fich bisher vergebens den Kopf zerbrachen. »Das Unbewufste thut's!« auch eine »philofophifche« Erklärung — weil fie weder in der Bibel noch im Katechifmus fteht! — Die Leute find glücklich und Hartmann ift populär.

Eine jede folche Formel hat das Eigenthümliche oder vielmehr es liegt im Wefen einer jeden folchen Formel, dafs fie wohl einige Zeit auf alle Erfcheinigen des Lebens angewendet werden kann (was, wenn es der Meifter felbft nicht thut, feine »Schule« beforgt): dafs fie jedoch keiner weitern wiffenfchaftlichen Entwicklung und Vertiefung fähig ift. So hat fich denn auch die Philofophie der Gefchichte in Deutfchland mit dem Hegel'fchen abfoluten Geift in eine Sackgaffe verrant, aus der es keinen rechten Ausweg mehr gab. Die fpecififch Hegel'fche Philofophie der Gefchichte endigt mit Hegel und einigen feiner Schüler (man denke z. B. an Gans und deffen »Erbrecht in weltgefchichtlicher Entwicklung«), die feine Formeln auf einige andere Gebiete des Wiffens anzuwenden verfuchten. Eine fruchtbare, wiffenfchaftliche Fortentwicklung war in diefer Richtung nicht möglich. Mit dem »abfoluten Geift« gieng es nicht weiter; das Kunftftück, das Hegel mit demfelben anftellte, verpuffte wie ein Feuerwerk. Nur hie und da wurde von Hiftorikern und hiftorifchen Dilettanten ein verfprühter Funke diefes Feuerwerks aufgefangen und zu kleinen

Flämmchen entfacht; den unverständlichen »absoluten Geist« versuchte man einfach ins Alltägliche und Verständliche zu übersetzen, und zwar machten aus demselben die Einen kurzweg den »Geist des Menschen« in seiner geschichtlichen Entwicklung und feierten die »Siege desselben über die Natur«; den andern erschien jener absolute Geist als »allmähliger Fortschritt menschlicher Cultur«, den sie in der Geschichte nachzuweisen sich bestrebten; noch andere endlich glaubten den absoluten Geist in den »Volksgeistern« und »Volksseelen« zu erkennen und wandten sich dem Studium und der Erforschung dieser Volksgeister zu. So entstanden auf dem Grabe der Hegel'schen Philosophie die sog. Culturgeschichte [1]) (Kolb, Klemm, Henne am Rhyn, Hellwald) und die Völkerpsychologie (Lazarus und Steinthal). [2])

---

[1]) Ueber die Entwicklung der Culturgeschichte sehe man die gediegene Schrift von Jodl »Die Culturgeschichte, ihre Entwicklung und ihr Problem.« Halle 1878. Bezeichnend für das grosse Ansehen, das die Culturgeschichte noch immer geniesst, sind folgende, nicht übertreibende Worte Jodl's: So kann man also sagen, es sei die Auffassung der Geschichte unter dem leitenden Gesichtspunkt einer Entwicklung der Cultur, welche die Signatur unserer gegenwärtigen Geschichtswissenschaft bilde und mehr oder weniger alle Leistungen derselben beherrsche, auch da, wo dieselben sich auf specielle Gebiete beschränken und keineswegs den Anspruch erheben, die Gesammtheit der Culturleistungen einer Zeit oder eines Volkes zur Darstellung zu bringen« S. 3. Wenn aber Jodl S. 98 ff. es unternimmt, die Culturgeschichte als besondere Wissenschaft, welche zwischen »erzählender Universalgeschichte« und »reflectirender Geschichtsphilosophie« die Mitte halten soll, zu retten: so erachten wir diesen Versuch theils als einen überflüssigen, theils als einen verfehlten. Der von ihm für die Culturgeschichte vindicirte »Gesichtspunkt des Zuständlichen« erinnert an die ähnlichen scholastischen Bemühungen der Statistiker, ihrer »Wissenschaft« einen Inhalt zu geben.

[2]) Für das Verhältniss der Völkerpsychologie zur Hegel'schen Philosophie mögen als charakteristische Illustration die Definitionen des Staates bei Hegel und Lazarus angeführt werden. Während der Erstere den Staat definirt als »die Gestalt, welche die vollständige Realisirung des Geistes im Dasein ist« (Philosophie der Geschichte S. 20) erklärt Lazarus: »Jeder

Diejenigen aber, die ſich mit ſolch' mühſeliger Kleinkrämerei nicht befriedigten, ſondern nach Höherem und nach dem Ganzen ſtrebten, kehrten um und knüpften wieder an den alten Herder an und zwar die einen an deſſen theologiſche, die andern an deſſen naturaliſtiſche Anſchauungen. Die erſtere vollkommen unwiſſenſchaftliche Richtung, deren Verfolgung immer am leichteſten und am lohnendſten iſt, erreichte einen Höhepunkt (der Unwiſſenſchaftlichkeit!) in Bunſen (Hippolytus und Gott in der Geſchichte); an die naturaliſtiſchen Anſchauungen Herders knüpfte Schelling mit ſeiner Naturphiloſophie an, worin er den vagen Verſuch macht, die lebloſe und belebte Welt mitſammt der Geſchichte als einen belebten und nach beſtimmten Geſetzen ſich entwickelnden »Organiſmus« darzuſtellen. Der Schelling'ſche Verſuch enthielt kräftige Impulſe und Anregungen, die theilweiſe bis in die neueſte Zeit fortwirkten. Wir ſagen theilweiſe, denn es darf nicht verkannt werden, daſs der neueſten naturaliſtiſchen Richtung der Geſchichtsphiloſophie und Sociologie auch noch von anderen Seiten die kräftigſte Förderung zu Theil ward. Und zwar kommt hier in erſter Linie der ungeheure Aufſchwung der Naturwiſſenſchaften in Betracht (Darwin, Haeckel, Wundt), zweitens die poſitiviſtiſche Philoſophie Auguſte Comte's, endlich der, an die naturaliſtiſchen Ideen Montesquien's und Herder's ſtark ſich anlehnende Verſuch Buckle's (Geſchichte der engl. Civiliſation) die Geſchichte der Völker aus den Einwirkungen des Clima's und der ſie umgebenden Natur zu erklären. [1])

Staat iſt eine geäuſserte, der Realität eingebildete Idee eines Volkes..« (Zeitſchrift f. Völkerpſychologie I. 10). Wir brauchen wohl nicht hinzuzufügen, daſs wir ſowohl die eine wie die andere Definition für ganz inhaltsloſe »philoſophiſche« Phraſen anſehen, von denen die letztere ſcheinbar etwas verſtändlicher iſt als die erſtere — doch nur ſcheinbar, wie wir das noch in der Folge zeigen werden.

[1]) Hier mag bemerkt werden, daſs Buckle damit eine Idee durch-

Von allen diesen Impulsen war derjenige der Schelling'schen Naturphilosophie der unheilvollste. Er verleitete nämlich in Deutschland dazu, die Resultate der Naturwissenschaft und die Ideen Comte's und Buckle's in der Richtung für die »Sociologie« zu verwerthen, daſs man die Menschheit und die »Gesellschaft« als einen natürlichen Organismus behandelte. Damit aber war man auf einen falschen Weg gerathen, auf dem weder aus den Resultaten der Naturwissenschaft und noch viel weniger aus den Ideen Comte's und Buckle's für die Wissenschaft irgend ein positiver Gewinn zu erzielen möglich war.

Diese letzte und neueste geistige Verirrung, bei der man so viele naturwissenschaftliche Gedankenschätze auf einen ganz sterilen Boden verschwendete, wo dieselben

---

führen wollte, die bereits längst vor ihm als ein glücklich überwundener Standpunkt angesehen werden konnte. Sagte doch schon Hegel ganz richtig: »Rede man mir nichts von griechischem Himmel, denn jetzt wohnen da Türken, wo ehemals Griechen wohnten, damit Punktum und laſst mich in Frieden« und Gobineau's Werk (Essai sur l'inégalité des Races) widerlegt ebenfalls diese falsche Anschauung ganz entschieden. Ja, Gobineau geht vielleicht seinerseits zu weit, wenn er jeden Einfluſs des Clima's auf die Entwicklung der Geschichte ganz leugnet und letztere ausschlieſslich von der verschiedenen Blutmischung der Rassen abhängig sein läſst. Charakteristisch für Gobineau ist in dieser Beziehung, daſs er den Mittelpunkt der Geschichte immer dort sieht »où habite à un moment donné le groupe blanc le plus pur, le plus intelligent et le plus fort« und gegenüber diesem Rassenmoment den climatischen Einfluſs folgendermaſsen ganz bestreitet: »Ce groupe résidât-il par un concours de circonstances politiques invincibles, au fond du glaces polaires où sous les rayons de feu de l'equateur, c'est de ce côté que le monde intellectuel inclinerait. C'est lá que toutes les idées, toutes les tendances, tous les efforts ne manqueraient pas de converger et il n'y a pas d'obstacles naturels qui pussent empècher les denrées, les produits les plus lointains d'y arriver à travers les mers, les fleuves et les montagnes.« Das ist wohl das entgegengesetzte Extrem zu Montesquieu's und Buckle's Anschauungen.

weder keimen noch Wurzel faffen konnten, repräfentiren in Deutfchland die Sociologen Lilienfeld und Schäffle.

Durch die vielbändigen Werke beider [1]) zieht fich ein einziger richtiger Gedanke oder eigentlich eine einzige richtige Vorftellung, nämlich dafs das Leben der Menfchheit, das gefchichtliche und ftaatliche Leben, ebenfo von feften, unabänderlichen Gefetzen beherrfcht fei, wie die anorganifche und organifche Natur. Diefes Gefetz fuchen fie beide mit grofsem Eifer — und bis zu diefem Punkte find fie in vollem Rechte. Leider aber finden fie es nicht und das wäre noch nicht fo arg; fchlimmer ift's, dafs fie beide es gefunden zu haben glauben und an dem Irrthum mit hartnäckiger, einer befferen Sache würdiger Confequenz fefthalten.

Der Irrthum aber beider läfst fich ganz kurz bezeichnen und auch nachweifen. Beide glauben, dafs die menfchliche »Gefellfchaft« (wobei fie felbft im Unklaren find und die Unklarheit ruhig walten laffen, ob fie darunter die ganze Menfchheit, eine Raffe, ein Volk, eine Nation oder fonft welche fociale Gemeinfchaft verftehen?) ebenfo und nach denfelben Gefetzen lebe und fich entwickele wie die natürlichen Organifmen; zu diefer Vorftellung verleitete beide ein unglückfeliges Gleichnifs, das fich einige Naturforfcher erlaubten, dafs jeder Organifmus eine Gemeinfchaft vieler Individualzellen ift, von denen jede eine Individualität für fich bilde. Daraus fchloffen nun Schäffle und Lilienfeld etwas voreilig, dafs wahrfcheinlich auch jeder Menfch nur eine Zelle im »gefellfchaftlichen« Organifmus bilde und auf diefe flüchtige, ganz unftichhältige Vorftellung bauen fie beide ihre bändereichen Syfteme, allerdings mit viel Geift und Witz, doch ohne wiffenfchaftlichen Halt, ja viel-

[1]) Schäffle: Bau und Leben des focialen Körpers etc. Tübingen. Lilienfeld: Gedanken über die Socialwiffenfchaft der Zukunft. Mitau.

leicht auch ohne den nöthigen wiſſenſchaftlichen Ernſt. Dabei will Lilienfeld vor ſeinen Vorgängern, die zwiſchen Geſellſchaft und natürlichem Organiſmus Analogien fanden (wie z. B. die organiſche Staatslehre von Rohmer, Bluntſchli etc.) dieſen Vorzug in Anſpruch nehmen, daſs er eine »reale Analogie« zwiſchen denſelben nachgewieſen, ja ſogar »bewieſen« zu haben glaubt. Und zwar wiederholt Lilienfeld die Behauptung, dieſes »bewieſen« zu haben, beinahe auf jeder Seite ſeines Buches; wenn eine ſo häufige Wiederholung einer ſolchen Behauptung etwas »bewieſen« zu haben, den Beweis erſetzen könnte, dann hätte er es freilich bewieſen. Einen andern Beweis aber hat er für ſeine »reale Analogie« nicht erbracht. Wohl aber hat Schäffle dieſelbe als bewieſen angenommen und wie er ſelbſt ſagt »ſyſtematiſch weiter verfolgt.«

Wir können nur eines ſagen — wer die Mühe nicht ſcheut und ſich durch Lilienfeld's und Schäffle's 4- und 5bändige Werke hindurcharbeitet und bei dieſer ſchwierigen Arbeit ſein nüchternes, geſundes Urtheil nicht einbüſst, der muſs zur Ueberzeugung kommen, daſs dieſe Werke trotz ihrer vielen Excerpte aus naturwiſſenſchaftlichen Werken und trotz des vielen auf die Nachweiſung der »realen Analogien« zwiſchen Biologie und Sociologie verwendeten Geiſtes und Witzes abſolut kein poſitives, wiſſenſchaftliches Reſultat ergeben.

---

4. Wiſſenſchaftlicher Werth der drei Grundrichtungen.

Sollen wir nun den Werth angeben, den die ſoeben dargeſtellten drei Richtungen der geſchichtsphiloſophiſchen oder ſociologiſchen Forſchung für die weitere Entwicklung

unſerer Wiſſenſchaft haben? Ueber die erſte dieſer Richtungen, die theologiſche, brauchen wir eigentlich nichts mehr zu ſagen. Ihre Rolle iſt ausgeſpielt; in der modernen Wiſſenſchaft bedarf es keiner Widerlegung derſelben mehr. Auch die zweite Richtung, die rationaliſtiſche oder metaphyſiſche, iſt in unſerer Zeit in raſchem Niedergange begriffen.[1]) Zwei Erkenntniſſe, zwei mächtige Entdeckungen auf geiſtigem Gebiete gaben ihr den Todesſtoſs: die Erkenntniſs von der Unfreiheit des Willens und die zweite von der Einheit der Natur und des Geiſtes. Möge der Kampf um dieſe zwei Poſitionen noch ſo lange fortdauern, ſein Ausgang iſt nicht zweifelhaft. Die Anhänger der Freiheit und des Dualismus kämpfen für eine verlorene Sache und der Schluſs dieſes Kampfes hängt nur von dem Zeitpunkt ab, in dem die dritte Richtung, die naturaliſtiſche, ihre ſiegreichen Banner auf der ſo lange vergebens geſtürmten Poſition des geſchichtsphiloſophiſchen oder ſociologiſchen Problems aufpflanzen wird. Zu dieſer Erſtürmung wollen wir unſer Scherflein beitragen. Wir kennen die Gefahren dieſes Unternehmens, aber auch trotz alledem und alledem deſſen Werth. Wir wiſſen, was unſerer wartet beim Fehlſchlagen desſelben, anerkennen aber im voraus die Bedeutung der, jeden durch Leichtfertigkeit verſchuldeten Miſserfolg auf dieſem Gebiete mit Recht treffenden Strafe.

---

[1]) Ueber die rationaliſtiſche Richtung urtheilt Lotze: »Nach den platten Verſuchen, den Lauf der Geſchichte und alles was in ihren Ereigniſſen von Werth iſt, aus nüchterner Willkühr der Einzelnen zu erklären, finden wir nun wieder mit Vorliebe von einem allgemeinen Geiſte und ſeinem unbewuſst organiſchen Wirken, geſellige Zuſtände der Menſchen, religiöſe Stimmungen und die veränderlichen Richtungen der Kunſt abgeleitet etc.« Mikrokosmus I. 32.

5. Die Quellen der theiſtiſchen und rationaliſtiſchen Auffaſſung.

Bevor wir nun zur Begründung unſerer Auffaſſung ſchreiten, die wir kurzweg als realiſtiſche bezeichnen möchten, wollen wir zuerſt die Quelle, aus der die theiſtiſchen und rationaliſtiſchen Auffaſſungen floſſen, in Betracht ziehen. Dieſe Quelle liegt offenbar in unſerem Denken. Dieſes aber iſt ebenſo wie unſer Körper ein Produkt der uns umgebenden Natur. Es kann nicht anders ſein. Nur daſs auf unſern Körper, auf ſeine materielle Qualität, materielle Beſtandtheile der uns umgebenden Natur einflieſsen, unſer Denken aber mit beeinfluſst und gebildet wird von Vorgängen, die darauf einwirken. Unſer Denken iſt abhängig von Eindrücken, die es empfängt. Was um uns her geſchieht, was wir um uns her im menſchlichen Leben und in den Vorgängen der Natur beobachten, das giebt unſerem Denken ſeine Prägung und Geſtaltung. Wenn wir nach Moleſchott's nicht ganz unrichtiger Bemerkung materiell das ſind was wir eſſen, ſo ſind wir geiſtig gewiſs groſsentheils das was wir erleben, d. h. was wir anſchauen und mit unſerem Intelekt percipiren.[1]) Was anderes kann unſer Denken zuerſt nicht ſein. Aus dieſer Beſchaffenheit unſeres Denkens als eines Produktes der von uns empfangenen, intelectuellen Eindrücke erklären ſich

---

[1]) »Iſt der phyſiſche Menſch zunächſt Product der Natur, ſo iſt der geiſtige Menſch vorzugsweiſe Produkt der Geſellſchaft« (Lilienfeld l. c. I 261). Dieſen Satz hört man oft wiederholen; es handelt ſich nur darum, den vagen Begriff der Geſellſchaft zu analyſiren und zu präciſiren, um auch die Art und Weiſe des Einfluſſes eines ſolchen collectiven Factors auf das Individuum genauer kennen zu lernen. Das iſt bis jetzt wenig geſchehen.

zur Genüge die Täuſchungen der theiſtiſchen und rationaliſtiſchen Auffaſſung.

Im täglichen Leben hatte frühe ſchon der Menſch Gelegenheit ſich ſchaffend und ſchöpferiſch zu bethätigen und alſo auch zu beobachten. Wie er ſich als Urheber der von ihm geſchaffenen Werke anſah, ſo mufste er für die exiſtirende Welt, die nicht von ihm geſchaffen war, einen andern Schöpfer vorausſetzen. Der Gedanke, dafs er ſelbſt vieles ſchaffe, erzeugte mit Nothwendigkeit den andern, dafs die von ihm nicht geſchaffenen Dinge von einem anderen Schöpfer herrühren. Dieſer Gedanke, einer nothwendigen Denkungsweiſe entſprungen, erzeugt die theiſtiſche Auffaſſung.

Die Erfahrung, dafs der Menſch nichts ohne Plan und Abſicht ſchaffe: erzeugte den weiteren Gedanken, dafs auch dieſer unbekannte Schöpfer ſein Werk, die von ihm geſchaffene Welt, mit Plan und Abſicht ſchuf.

Und nun war der Entwicklung der theiſtiſchen Auffaſſung eine weite Bahn eröffnet.

An dieſelbe ſchloſs ſich die rationaliſtiſche eng an. Denn wo immer der Menſch handelnd auftrat, wurde bei oberflächlicher Betrachtung ſein Handeln als ein freies und zielbewufstes aufgefafst. Der Gedanke des freien Willens und zielbewufsten Handelns iſt alſo ebenfalls nur eine der vielen Einprägungen, die der menſchliche Geiſt aus dem täglichen Leben und deſſen Vorgängen empfängt. Die Ideen des zielbewufsten Weltſchöpfers und des, durch ſeine aus freiem Willen entſpringende Handlungen die »Weltgeſchichte« machenden Menſchen, mufsten der ganzen Anlage des menſchlichen Denkprozeſſes gemäfs, ihre Ergänzung finden in dem Gedanken, dafs ſowohl die ganze Schöpfung, als auch die ganze Entwicklung der Geſchichte nur im Menſchen ſelbſt ihren Zweck haben könne.

Digitized by Google

Da alles menſchliche Handeln immer eine Zweckbeziehung auf menſchliche Bedürfniſſe hat, ſo konnte der Geiſt des Menſchen gar keinen andern Gedanken faſſen, als daſs die ganze vom Weltſchöpfer geſchaffene Welt dieſelbe Zweckbeſtimmung hätte; und für was anders ſollte auch der in der Geſchichte handelnd auftretende Menſch ſich ſo ſehr bemühen als für ſeine eigenen Zwecke? Durch die Einwirkungen des täglichen Lebens und der geſchichtlichen Erfahrung geformt und gebildet, war der menſchliche Geiſt eines andern Gedankens, einer andern Auffaſſung gar nicht fähig. Im Spiegel ſeines Geiſtes konnte ſich Weltſchöpfung und Weltgeſchichte gar nicht anders darſtellen, denn als Mittel für ſeine Zwecke.

---

5. Kriticiſmus und Moniſmus.

Spät erſt gelangte der menſchliche Geiſt zu Zweifeln über die Beſchaffenheit dieſes Spiegels und tiefere Unterſuchungen desſelben zeigten, daſs ſo manches darin ſich darſtellende Bild ſeine Form und ſeine Geſtalt nicht aus der Wirklichkeit nehme, ſondern der Form und Geſtalt dieſes Spiegels ſich anpaſſe.

Dieſe Erkenntniſs iſt die gröſste That menſchlicher Wiſſenſchaft (Hume, Kant). Erſt nachdem dieſe vollbracht war, konnte im menſchlichen Geiſte die Ahnung aufſteigen, daſs nicht er ſelbſt der Mittelpunkt der Schöpfung, nicht er der Quell aller Geſchichte ſei — daſs er vielleicht nur ein willenloſes Atom im groſsen Weltall und daſs die ganze Entwicklung der Geſchichte, deren verſchwindend kleinſter Theil erſt in ſein reflectirtes Bewuſstſein überging, nur ein nach höheren, nicht von ihm abhängigen Geſetzen ſich vollziehender Naturprozeſs ſei, den er mitmache, der aber mit nichten nur ſeinetwegen ſich abſpiele.

Dieſer dunkle und nach dem erſten oberflächlichen Eindruck unheimliche Gedanke hat durch die moderne Naturwiſſenſchaft in vielen Stücken eine mächtige Unterſtützung und Beſtätigung gefunden, in deren Folge die geozentriſche und antropozentriſche Anſchauung zu den überwundenen Standpunkten gelegt wurden. Man war nun bei der naturaliſtiſchen und zugleich moniſtiſchen Auffaſſung angelangt. Dieſelbe geht von der Ueberzeugung aus, daſs die menſchheitliche Geſchichte ſich ganz ebenſo abſpielt, wie jeder andere Naturprozeſs, welcher beſtimmten, unabänderlichen Geſetzen folgend, ſich mit eiſerner Nothwendigkeit vollzieht.

In dieſer Ueberzeugung ſtimmen die modernen Sociologen überein — ſie iſt der Grundton, der ſich durch die Werke Comte's, Carey's, Spencer's, Lilienfeld's und Schäffle's hindurchzieht. Aber dieſe Ueberzeugung bleibt ſo lange noch eine ſubjective, ſo lange ſie nicht wiſſenſchaftlich begründet iſt. Es muſs nachgewieſen und bewieſen werden, daſs die menſchliche Geſchichte ein ſolcher Naturprozeſs iſt und worin derſelbe beſteht.

---

6. Die Naturprozeſſe.

Die Anſtrengungen der neueren Sociologie galten daher dem Verſuche, das Weſen dieſes groſsen weltgeſchichtlichen Naturprozeſſes zu ergründen.

Wenn dieſe Anſtrengungen bis heutzutage fruchtlos blieben, ſo liegt die Urſache davon wieder darin, daſs die Beſchaffenheit des menſchlichen Geiſtes, der alte Vorrath falſcher Begriffe, die eingewurzelten Denkgewohnheiten auch bei dieſen Unterſuchungen eine verhängiſsvolle Rolle ſpielten und bisher noch jeden Verſuch, das Weſen des

geſchichtlichen und ſocialen Naturprozeſſes zu ergründen, vereitelten.

Vor allem alſo müſſen wir dieſe ſtörenden und irreführenden, im menſchlichen Geiſte ſelbſt liegenden Urſachen näher ins Auge faſſen, um uns ihren ſchlimmen Folgen deſto ſicherer entziehen zu können. Die erſte dieſer Urſachen lag in dem falſchen Begriff, den man ſich überhaupt von einem Naturprozeſs machte.

Dieſer Begriff nämlich konnte im menſchlichen Geiſte ſelbſtverſtändlich kein anderer ſein als derjenige, der ſich ihm aus den ihn umgebenden, von ihm bisher beobachteten und gekannten Naturprozeſſen ergab.

Die Naturprozeſſe, die der Menſch bisher kennen zu lernen Gelegenheit hatte, laſſen ſich im Ganzen auf vier Arten zurückführen. Er kennt den ſyderiſchen Naturprozeſs, der mit Hilfe der raumdurchdringenden Kräfte der Anziehung und der Gravitation mit bewundernswürdiger Regelmäſsigkeit die Planeten um Sonnen kreiſen läſst.

Er kennt chemiſche Naturprozeſſe, welche im Mineralreich vor ſich gehen und in denen chemiſche auf Verwandtſchaft beruhende Kräfte eine Rolle ſpielen.

Er kennt vegetabiliſche Naturprozeſſe, welche eine höhere und complicirtere Art der ſoeben erwähnten ſind und an dem pflanzlichen Organiſmus zur Erſcheinung kommen.

Er kennt ſchlieſslich animaliſche Naturprozeſſe, die er an belebten Organiſmen, alſo an dem Thierreich und an ſich ſelbſt beobachtet.

Dieſe vier Arten von Naturprozeſſen nehmen im menſchlichen Geiſte leicht die Form einer Stufenfolge vom Niedrigeren zum Höheren an — ſie treten zu einander in ein ſolches Verhältniſs nicht der Natur der Sache gemäſs, ſondern zufolge der Syſtematiſirungsſucht unſeres Geiſtes. Denn welches Verhältniſs des Höheren und Niedrigeren

kann an und für ſich zwiſchen dem Kreiſen der Planeten und dem Entſtehen und Vergehen lebender Weſen exiſtiren? Aber das Faſſungsvermögen des menſchlichen Geiſtes ſucht immer und überall gewiſſe Stützpunkte, ſozuſagen Krücken, um ſich beſſer aufrecht halten zu können, und daraus folgt, daſs alles und jedes, was nur in deſſen Bereich fällt, ſich es gefallen laſſen muſs, mit all und jedem in dieſem Bereiche befindlichen in Relationen gebracht und in ſyſtematiſche Verhältniſſe eingezwängt zu werden.

Die Kryterien aber für dieſe Syſtematiſirung zu finden, iſt nicht ſchwer, denn dieſelben brauchen gar nicht der wirklichen Natur der Erſcheinungen zu entſprechen, ſondern werden aus dem Reſervefonde der Perceptionsmittel geholt, die uns bei der Auffaſſung dieſer Erſcheinungen zu Gebote ſtehen. So iſt es denn nicht ſchwer, für dieſe vier Arten von Naturprozeſſen ein Kryterium zu finden, nach welchem ſie ſich in eine aufſteigende Entwicklungsreihe als einzelne Phaſen einſtellen laſſen. Ein ſolches Kryterium iſt die Anzahl der Kräfte die nach unſerer Vorſtellung bei den einzelnen dieſer Prozeſſe thätig ſind.

Und zwar betrachten die Naturforſcher bald die einen dieſer Kräfte für einfacher, die andern für complicirter und laſſen die erſteren in den letzteren mit inbegriffen ſein oder ſie laſſen in demſelben Naturprozeſſe bald nur einen, bald mehrere für ſich wirkende Kräfte auftreten und claſſificiren dieſe Naturprozeſſe nach der Zahl der in ihnen auftretenden Kräfte in einfache und complicirtere oder was daſſelbe beſagt, in niedrigere und höhere.

Eine ſolche in der Naturwiſſenſchaft gang und gäbe Vorſtellung reſumirt Quatrefages,[1]) indem er ſtatt von einzelnen Naturprozeſſen von Naturreichen ſpricht (règnes), in denen dieſelben ſich abſpielen, wie folgt: das Planeten-

---

[1]) Quatrefages L'espèce humaine Paris 1878.

reich (règne ſideral) iſt durch eine allgemeine Erſcheinung charakteriſirt, nemlich durch die Keppler'ſche Bewegung, die man auf eine einzige Kraft zurückführen kann, auf die Schwerkraft.

Das Mineralreich iſt charakteriſirt durch zweierlei Erſcheinungen: durch die Keppler'ſche Bewegung und durch phyſikaliſch-chemiſche Erſcheinungen, welche beiderlei Arten von Erſcheinungen zurückführbar ſind auf zwei Kräfte: die Schwerkraft und die Etherodynamie.

Das Pflanzenreich iſt durch dreierlei Erſcheinungen charakteriſirt: Keppler'ſche Bewegung, phyſikaliſch-chemiſche und drittens vitale Erſcheinungen, die zurückführbar ſind auf drei Kräfte: die Schwerkraft, Etherodynamie und Lebenskraft.

Das Thierreich endlich iſt durch viererlei Arten von Erſcheinungen gekennzeichnet: Keppler'ſche Bewegung, phyſiſch-chemiſche Erſcheinungen, vitale Erſcheinungen und endlich willkürliche Bewegungen; alle dieſe Erſcheinungen ſind zurückführbar auf vier Kräfte: Schwerkraft, Etherodynamie, Lebenskraft und Thierſeele.[1]) Selbſtverſtändlich citiren wir hier die obige Claſſification der Naturprozeſſe nur als Beiſpiel, um zu zeigen, wie ſich die Naturwiſſenſchaft mit den beobachteten Proceſſen abfindet, wie ſie dieſelben ſiſtematiſirt. Eine weitere Bedeutung legen wir dieſer Claſſification nicht bei, denn an und für ſich iſt an dieſer Claſſification alles willkürlich; alles beruht auf Namen, die man unbekannten Urſachen giebt, was übrigens auch Quatrefages anerkennt. Genau genommen nemlich iſt weder ein Grund vorhanden, von einem niedrigeren oder einfacheren und einem höheren oder complicirteren Naturprozeſs zu ſprechen; noch iſt es erwieſen oder erweislich, daſs Schwerkraft etwas einfacheres

---

[1]) Quatrefages l. c. p. 5—12.

Digitized by Google

oder gar anderes sei als Etherodynamie oder Etherodynamie etwas einfacheres oder anderes als die sog. Lebenskraft oder die sog. Thierseele. Wie gesagt, es sind das nur Nothbehelfe unserer Vorstellung, die über die Eigenschaften der Dinge uns gar keine Auskunft geben. Nichtsdestoweniger aber sind diese Vorstellungen über Naturprozesse und die denselben zu Grunde liegenden Kräfte insofern von grosser Bedeutung, weil sie auf das ganze menschliche Denken, wo es sich nur um Naturerscheinungen handelt, von entscheidendem und bestimmendem Einflusse sind. Und so ist es denn natürlich, dass im Augenblicke, wo in Folge der Beseitigung der theistischen und rationalistischen Täuschungen über das Wesen der menschheitlichen Geschichte die Erkenntniss dämmerte, dass diese letztere vielmehr nichts anderes als ein Naturprozess ist, in welchem der Mensch als ein willenloses Atom sich fortbewegt: dass in diesem Augenblicke nur an einen solchen Naturprozess gedacht werden konnte, dessen Begriff im menschlichen Denken bereits vorlag. Nun kannte dieses Denken nur die obigen vier Arten von Naturprozessen und musste sich daher für einen derselben entscheiden. Das Naheliegendste war denn, dass man von diesen vier Naturprozessen den höchsten, also den animalischen, mit der Entwicklung der menschheitlichen Geschichte in Verbindung brachte und sich dieselbe in irgend einer ähnlichen Form als Naturprozess zu erklären suchte. Dabei konnte es zwei Methoden geben und hat es auch in der That gegeben. Entweder man dachte sich die ganze Menschheit in ihrer geschichtlichen Gesammtentwicklung als eine Art belebten Wesens, das seine Kindheit, Jugend, Mannes- und Greisenalter durchmachen muss, und suchte auf diese Weise die geschichtliche Entwicklung der Menschheit zu erklären. Oder man fasste diejenigen socialen Einheiten und Gemeinschaften, in denen sich je einzelne Theile der

Menſchheit zuſammengefaſst unſerem Auge darſtellen, als ſolche »lebende Organiſmen« auf und ſuchte in ihren Einzelentwicklungen das Vorhandenſein dieſes animaliſchen Naturprozeſſes nachzuweiſen. Wie geſagt, dieſe zwei Methoden ſind die naheliegendſten und wurden hie und da ſchon in älteſter, am häufigſten aber in neueſter Zeit befolgt, ſelbſtverſtändlich aber ohne irgend einen bleibenden, wiſſenſchaftlichen Erfolg.

---

7. Die gangbare Vorſtellung über die Entwicklung der Menſchheit.

Als weitere Urſache des Miſslingens der Verſuche, die Geſchichte als Naturprozeſs darzuſtellen, erſcheinen uns wieder Anſchauungen und Vorſtellungen, die ſich aus den Eindrücken des täglichen Lebens und den oberflächlich recipirten Erfahrungen der Geſchichte dem menſchlichen Geiſte eingeprägt haben. Zu dieſen gehört in erſter Reihe die Vorſtellung von der Geneſis und der Verbreitung und Vermehrung der Menſchheit auf der Erde.

Die tägliche Erfahrung prägt es dem menſchlichen Geiſte ein, daſs aus einem geſchlechtsverſchiedenen Menſchenpaare viele Nachkommen hervorgehen und daſs dieſe Nachkommenſchaft durch fortgeſetzte Zeugung die Zahl der Nachkommen ihres Elternpaares wieder bedeutend vermehrt. Dieſe Betrachtung aus dem täglichen Leben auf den unbekannten Gang der Entwicklung der Menſchheit übertragen, erzeugt im menſchlichen Geiſte die gangbare Vorſtellung von der Art und Weiſe der Vermehrung des Menſchengeſchlechts, indem mit Zuhilfenahme der einfachſten Denkoperation die ganze Menſchheit ſich als von einem

Paare abſtammend darſtellt.[1]) Daſs die Dinge in der Wirklichkeit ſich anders abſpielen mochten, als ſie ſich im Spiegel ſeines von den Einprägungen der täglichen Erfahrungen gebildeten Geiſtes darſtellen, das überſieht der Menſch nur allzuleicht. Er faſst die Geſtalten der Auſsenwelt und die Formen der geſchichtlichen Entwicklung nach den Schattenbildern auf, die ſie in ſeinen geiſtigen Geſichts-

---

[1]) Linnè will mittelſt dieſer einfachen »logiſchen« Operation die Abſtammung der einzelnen Spezies von je einem Urpaar beweiſen, wogegen Prichard die nur zu richtige Bemerkung macht, daſs man »einen völlig genügenden Beweis von einem ſo ſpeculativen Verfahren durchaus nicht hernehmen kann« Prichard: Naturgeſchichte des Menſchengeſchlechtes deutſch von Wagner. 1840. I 15. Auch die falſch aufgefaſsten Lehren Darwin's (ſ. unten II. 15) verleiteten die Gelehrten und Forſcher faſt auf allen Wiſſensgebieten, ſpeciell aber die Linguiſten überall den einfachen Anfang zu ſehen und die beſtehende groſse Mannigfaltigkeit ſocialer und geiſtiger Erſcheinungen, alſo z. B. der Völker und Sprachen aus urſprünglichen einfachen Einheiten zu deduciren. So ſagt z. B. Laſſaulx in ſeiner Philoſophie der Geſchichte: »Das ganze Menſchengeſchlecht iſt ſeiner leiblichen und geiſtigen Natur nach nichts Anderes als die in die Vielheit auseinandergegangene Einheit des erſten Menſchen und der erſte Menſch nichts Anderes als die noch in der Einheit beſchloſſene Vielheit aller derjenigen, die aus ihm hervorgehen.« Wir werden im Verlaufe unſerer Ausführungen noch mannigfach darauf zurückkommen und die Irrthümlichkeit dieſer Anſchauung, die heute auf ſo vielen Gebieten menſchlichen Forſchens herrſchend geworden iſt, nachweiſen. Ein leider zu früh verſtorbener und mit Recht ſehr gefeierter deutſcher Sprachforſcher, Lazar Geiger, hat jene Anſchauung, nachdem er ihre Berechtigung auch auf dem Gebiete der Sprachwiſſenſchaft nachgewieſen zu haben glaubte, als groſses Entwicklungsgeſetz der Menſchheit formulirt: »Das Hervorgehen des Manigfaltigen aus der Einheit, ſagt er, es ſcheint das groſse Grundgeſetz aller Entwicklungen der Natur und des Geiſtes zu ſein« (Zur Entwicklungsgeſchichte der Menſchheit. Stuttgart 1871. S. 28). Er hat hiemit der heute ſiegreichen und herrſchenden Anſchauung treuen Ausdruck gegeben. Wir können derſelben leider nicht beiſtimmen. Uns ſcheint das gerade Gegentheil wahr zu ſein — und wir hoffen im Laufe dieſer Ausführungen unſere Anſicht zu begründen.

kreis werfen. Nun ſind aber dieſe Schattenbilder keineswegs getreue Abbildungen der Dinge, ſondern erleiden eine Umgeſtaltung durch die Natur und Beſchaffenheit dieſes ſeines geiſtigen Horizontes. Will man daher der wahren Beſchaffenheit dieſer Dinge auf die Spur kommen, ſo muſs man an dieſen in den geiſtigen Horizont einfallenden Schattenbildern erſt eine Correctur vollziehen, indem man ſich von ihnen alles das wegdenkt, was einzig und allein durch die Natur und Beſchaffenheit unſeres geiſtigen Horizontes an ihnen entſtanden iſt reſp. geändert wurde. Nur durch die Vornahme einer ſolchen Correctur können wir in unſerem Geiſte die treuen Abdrücke der Dinge percipiren. Dieſe Correctur aber muſs darin beſtehen, aus unſeren Vorſtellungen über die Dinge alles das zu eliminiren, was offenbar nur eine Zuthat unſeres Geiſtes und ſeiner Denkgewohnheiten iſt. Nach Vornahme dieſer Eliminirung müſſen wir dann verſuchen, die übrigbleibende oder direct entgegengeſetzte oder auch eine beliebig andere Vorſtellung über die Dinge probeweiſe feſtzuhalten und dieſelbe an anderen uns bekannten Thatſachen der Natur und der geſchichtlichen Erfahrung auf ihre Richtigkeit zu prüfen. Nur auf dieſem Wege können wir zu wahren Vorſtellungen über die Dinge zu gelangen hoffen. Wir ſagen zu »Vorſtellungen«, denn davon ſind wir weit entfernt, die Möglichkeit einer wiſſenſchaftlichen Erkenntniſs des Entwicklungsganges der Geſchichte der Menſchheit heutzutage zuzugeben. Daran hindern uns zwei Umſtände. Erſtens iſt die Spanne Zeit der uns bekannten Geſchichte gar zu klein als daſs man von ihr irgend einen berechtigten Schluſs auf die geſammte vielleicht nach Millionen Jahren rückwärts zählende und ebenſo vielen entgegengehende Geſchichte der Menſchheit ziehen könnte. Das Bischen uns bekannter Geſchichte mag ja nur eine momentane Krümmung und Wendung dieſes Millionen

Jahre umfassenden Entwicklungsganges repräsentiren — eine momentane Wendung, vielleicht gar eine momentane Abweichung, die auf die Richtung der ganzen Entwicklung gar keinen Schluss ziehen lässt? Wenigstens sind wir auf diesem Gebiete noch sehr weit entfernt von der Kunst des Astronomen, aus einer kurzen, ja aus der verschwindend kleinsten an einem Planeten beobachteten Richtung seines Laufes mittelst mathematischer Operationen die ganze vergangene und künftige Bahn desselben zu berechnen. Nachdem wir von diesem Höhepunkt der Wissenschaft auf unserem Gebiete noch sehr weit entfernt sind, müssen wir uns überhaupt hüten, aus dieser kurzen Strecke bekannter Entwicklungsbahn auf die ganze, irgend welche sichere Schlussfolgerungen zu ziehen (von Berechnungen ist ohnediess keine Rede). Zweitens haben wir es auf unserem Gebiete mit dem bei weitem schwierigsten Räthsel zu thun, das irgend welcher Wissenschaft entgegentritt — nämlich mit dem Menschen und seinen Handlungen. Wir sollen die Gesetze erforschen, nach denen die Ereignisse sich vollziehen, die durch menschliche Handlungen gesetzt werden; wir sollen also in letzter Linie die Gesetzmässigkeit dieser Handlungen darlegen, also den geheimnissvollen Zusammenhang der Gesetzmässigkeit von Ereignissen mit der Willkühr der Einzelnen aufhellen. Diese Aufgabe zu lösen ist die Wissenschaft heutzutage noch nicht im Stande. Von einer wissenschaftlichen Erkenntniss der Gesetzmässigkeit der socialen Entwicklung sind wir des störenden Dazwischentretens des Menschen wegen noch weit entfernt. Also nicht von Erkenntnissen kann es sich vorerst handeln, sondern nur von beiläufigen Vorstellungen, und es ist gut, sich über diesen einzig möglichen geringen Inhalt derselben und darüber, was sie nicht enthalten können, im voraus klar zu werden. Was nun diese zu erlangenden Vorstellungen keineswegs enthalten

können, das ist den Zweck dieser ganzen menschheitlichen Entwicklung. Denn um den Plan oder auch nur den Zweck derselben kennen zu lernen, müßste sie eben in ihrer Gänze, in ihrer Gesammtheit uns bekannt sein. Bekanntlich darf man einem Narren keine halbe Arbeit zeigen. Warum? Weil er voreilig von der Hälfte auf das Ganze schliessen will und dabei selbstverständlich irrt. Der Kluge aber wird von etwas Unfertigem auf das Vollendete nicht schliessen wollen.[1]) Sodann können diese Vorstellungen keineswegs eine Erklärung und ein Begreifen aller

---

[1]) Die Geschichtsphilosophie und ihre Tochterwissenschaften begiengen aber immer den Irrthum, die bekannte Geschichte der Menschheit als ein Ganzes aufzufassen und als ein solches zu construiren. — Aus dem vermeintlichen Ganzen wollte man die Idee herauslesen und bemühte sich, nachzuweisen, wie diese Idee von dem angeblichen Anfange sich zu entwickeln begann, welche Stadien sie durchlief und zu welchem Höhepunkte sie gelangte oder anzulangen im Begriffe stehe. Und als eine nüchterne Betrachtung die Nichtigkeit dieser Auffassung der bekannten Geschichte als eines einheitlichen Ganzen erwies: verfiel man in Verzweiflung an der Möglichkeit der Wissenschaft selbst, die doch nur eine Abstraction aus einem Ganzen sein könne — wie man meinte. Ebenso falsch wie jene Auffassung der Geschichte als eines übersehbaren Ganzen, ebenso grundlos ist dieser Skepticismus. Um einen Naturprozeſs wissenschaftlich zu begreifen, braucht man ihn durchaus nicht in seiner Totalität vor sich zu haben; letzteres ist bei Naturprozessen überhaupt unmöglich, da die Naturprozesse sich in unendlichen Zeiträumen abspielen. Doch ist es ja das eigenthümliche aller Naturprozesse, daſs sie immer gleichartig verlaufen und daſs jedes zeitlich begränzte Stück derselben nach denselben Gesetzen verläuft, wie das unabsehbare in der Unendlichkei sich verlierende Ganze. Wir werden also allerdings uns hüten, die uns bekannte Geschichte der Menschheit als ein Ganzes aufzufassen: wir werden es immer fest im Auge behalten, daſs wir es da nur mit einem verschwindend kleinen Fragment eines unendlichen Prozesses zu thun haben. Doch nichtsdestoweniger muſs uns dieses zeitlich begrenzte Fragment Rede und Antwort stehen und uns Auskunft geben über die Gesetze, nach denen sich der Prozeſs selbst in alle Ewigkeiten abspielt. An der Möglichkeit der Wissenschaft dieses Naturprozesses werden wir deſshalb keineswegs verzweifeln.

Details dieſer ſocialen Entwickung enthalten; dieſelbe ſpielt ſich nämlich in Vorgängen ab, die uns Widerſprüche und Gegenſätze in Fülle darbieten, welche zu erklären eben wegen der Natur des Menſchen unmöglich iſt.

Was dieſe Vorſtellungen alſo einzig und allein enthalten können, das ſind die Hauptcontouren dieſer ſocialen Entwicklung in der uns bekannten Spanne Zeit und zwar vorerſt mit völliger Außerachtlaſſung all der untergeordneten Züge, die zu dieſen Hauptcontouren nicht paſſen und ihnen zuwiderlaufen.

Gewiſs, eine gründliche, wiſſenſchaftliche Erkenntniſs der Geſetze der ſocialen Entwicklung müſste auch all dieſe Abweichungen und Gegenſtrömungen erklären — davon müſſen wir aber bei dem ganz primitiven Stande unſerer Wiſſenſchaft noch abſehen. Wir müſſen uns vorderhand mit den Grundſtrichen dieſer Entwicklung, mit beiläufiger Vorſtellung über die Hauptſtrömungen derſelben begnügen und die Erklärung der denſelben anſcheinend zuwiderlaufenden Striche und Strömungen ſpäteren Forſchungen und ſpäteren Zeiten überlaſſen. Nachdem wir unſere Aufgabe ſo einſchränkten und unſere Aſpirationen ſo herabſtimmten — können wir es wohl verſuchen, auf dem oben angedeuteten Wege zu einer richtigen Vorſtellung über die Anfänge und den Entwicklungsgang der Menſchheit zu gelangen.

Doch wollen wir zuerſt noch zwei Punkte feſtſtellen, von denen der erſte dieſen Verſuch überhaupt rechtfertigen, der andere die einzuſchlagende Richtung desſelben andeuten ſoll.

---

8. Einheitliche Weltauffaſſung.

Trotz aller oben dargeſtellten Miſserfolge iſt es eine heutzutage weitverbreitete wiſſenſchaftliche Ueberzeugung,

die nicht nur zu immer neuen Verſuchen, das ſociologiſche Problem zu löſen anſpornt, ſondern auch dieſelben rechtfertigt, nämlich die Ueberzeugung von der »Einheit des Geſetzes« (Carey) oder die »moniſtiſche« Weltauffaſſung (Häckel). Es iſt das die Ueberzeugung, daſs es ein einheitliches, ja daſs es ein und dasſelbe Geſetz iſt, welches auf allen Gebieten der Natur, ſowohl auf denjenigen der materiellen wie der geiſtigen Erſcheinungen herrſcht — daſs es überhaupt ein Irrthum iſt, die Natur dualiſtiſch aufzufaſſen und gar von beſonderen Geſetzen der materiellen und geiſtigen Welt zu ſprechen. Wenn wir dieſe Ueberzeugung eine wiſſenſchaftliche nennen, ſo kann uns freilich mit einigem Anſchein von Berechtigung der Einwand gemacht werden, daſs wiſſenſchaftlich nur jene Ueberzeugung genannt werden darf, die nach den bekannten Regeln und Methoden der Wiſſenſchaft zur Evidenz erwieſen iſt; daſs der »Moniſmus« oder die »Einheit des Geſetzes« ſo lange ſie nicht erwieſen iſt, nur ein Glaube ſei.

Darauf antworten wir, daſs erſtens die Geſchichte aller Wiſſenſchaften den Beweis liefert, daſs auch die groſsartigſten und wichtigſten Entdeckungen immer erſt als Ahnungen im menſchlichen Geiſte dämmerten, für die man von den verſchiedenſten Seiten her und von fremden Wiſſensgebieten Wahrſcheinlichkeitsgründe und Belege herbeiholte, auf welche geſtützt man erſt direkt auf die Entdeckung der zuerſt nur geahnten Erkenntniſs ausgieng. Iſt nun aber für eine, (wenn auch noch nicht zur Evidenz erwieſene Wahrheit aus dem ganzen Entwicklungsgange der Wiſſenſchaft, und aus den verſchiedenſten andern Wiſſensgebieten eine ſolche Menge von Wahrſcheinlichkeitsgründen herbeigeholt,) daſs ſich die noch nicht erwieſene Thatſache dem Geiſte des Menſchen als eine faſt unzweifelhafte aufdrängt: ſo kann man wohl ſchon von einer wiſſenſchaftlichen Ueberzeugung ſprechen, wenn auch nur in dem

Digitized by Google

Sinne, daſs für dieſelbe indirekte und anderen Wiſſensgebieten entnommene wiſſenſchaftliche Gründe ſprechen.

So wird man, um ein bekanntes Beiſpiel zu citiren, die Ueberzeugung des Columbus, daſs es auf der andern Hemiſphäre ein bewohntes Land geben müſſe, wohl als eine wiſſenſchaftliche bezeichnet haben dürfen, auch bevor dieſelbe erwieſen war — und die Geſchichte der Wiſſenſchaften zeigt uns viele ſolcher Beiſpiele von wiſſenſchaftlichen Ueberzeugungen, die ſich auf noch nicht erwieſene Thatſachen bezogen. Eine ſolche ſcheint uns nun in unſeren Tagen die »Einheit des Geſetzes«, der »Monismus« zu ſein.

Daſs ſie eine allgemeine iſt, lehrt ein Blick in die Literatur aller modernen Wiſſenſchaften. Göthe gab dieſer Ueberzeugung den ſchönen poetiſchen Ausdruck: »Natur hat weder Kern noch Schaale, ſie iſt alles mit einem Male.« »Was uns bewegt, ſagt Lotze (I. 79) iſt die eine Ueberzeugung, daſs die Natur nicht blos ihrem Sinne nach, ſondern auch in den Geſetzen ihres Haushalts nothwendig ein Ganzes bildet, deſſen verſchiedene Erzeugniſſe nicht nach verſchiedenem Recht, ſondern nur nach der verſchiedenen Benützungsweiſe desſelben Geſetzeskreiſes von einander abweichen. Auf dieſer Vorausſetzung beruhen alle Hoffnungen, die wir für den Fortſchritt der Wiſſenſchaft hegen und alle Gewohnheiten unſeres praktiſchen Lebens. Wer vor der ungeheuern Aufgabe zurückſchreckt, die unendliche Mannigfaltigkeit des Lebens auf dieſe Grundlagen wirklich zurückzubringen, empfindet ein Gefühl, das wir völlig theilen. Aber die Gröſse der geforderten Leiſtung darf uns nicht bewegen, zu ihrer bequemeren, aber nur ſcheinbaren Erfüllung Principien zu wählen, deren Möglichkeit wir eben ſo wenig einſehen.«

Buckle baut auf dieſer Einheit des Geſetzes in Natur- und Geiſtesleben das ganze wiſſenſchaftliche Gebäude ſeiner Geſchichtsphiloſophie. Ebenso Carey, der eine groſse

Partie feines Werkes über Socialwiffenfchaft, der Betrachtung und dem Nachweis diefer »Einheit des Gefetzes« widmet.[1]) Draper beginnt feine Gefchichte der geiftigen Entwicklung Europa's mit der Auseinanderfetzung, dafs auch im »focialen und individuellen Leben« natürliche Gefetze walten. Bastian leitet mit ähnlichen Betrachtungen fein Hauptwerk »der Menfch in der Gefchichte« ein. »Was in uns denkt ift nur das weitere Erzeugnifs eines Naturkörpers.«

9. Einzufchlagende Richtung.

Wenn wir uns nun auf diefe allgemeine wiffenfchaftliche Ueberzeugung ftützen, fo fragt es fich noch, welche Richtung wir einfchlagen müffen, um zur Löfung des fociologifchen Problems zu gelangen und darüber wird uns die befte Auskunft die Betrachtung des Haupthinderniffes geben, welches bis jetzt diefer Löfung im Wege ftand.

Diefes Hindernifs war folgendes.

Auf den erften Blick und fcheinbar ift es der Menfch der die Gefchichte macht. An feinen freien Willen ward nicht gezweifelt, und als endlich Zweifel darüber aufftiegen, ift diefer freie Wille philofophifch und unphilofophifch in taufendfacher Weife vertheidigt worden und gegen die gottlofen Zweifler wurden die fchwerften Verdächtigungen erhoben. Alles in allem, mufs man fagen, dafs die Lehre von der Freiheit des menfchlichen Willens bis heutzutage die Herrfchaft behauptet.

Nun entfteht das grofse Dilemma: macht ein »ewiges, ehernes« Gefetz die Gefchichte, oder macht es der freie Wille des Menfchen. Eines ist mit dem andern nicht vereinbar. Das erftere würde den letzteren ausfchliefsen: hält

[1]) Diefe Partie feiner Socialwiffenfchaft ift deutfch in Berlin als befonderes Buch unter dem Titel: „Die Einheit des Gefetzes" erfchienen.

man an letzterem fest, wie es bis heutzutage im grossen Ganzen geschehen, da kann von einer *Geschichtswissenschaft* im Ernste gar keine Rede sein. Denn wie könnte man von einem nach Gesetzen sich abspielenden Process sprechen, wo der freie Wille des Menschen jeden Augenblick diesem Prozesse neue Bahnen vorschreiben kann?

Es könnte nun scheinen, dass uns nur *eine* Alternative bleibt um zu einer Geschichtswissenschaft, oder zu einer Naturgeschichte der Menschheit zu gelangen, nämlich die der völligen Leugnung und Bei-Seite-Setzung des freien Willens und seines möglichen Einflusses auf den Gang der Geschichte. Doch dieser Weg, ist vorderhand wenigstens, ein unmöglicher und zwar aus doppeltem Grunde.

Denn erstens ist die Freiheit des menschlichen Willens noch immer ein philosophisches Problem, das seiner Lösung harrt. In diesem Stadium ist dieselbe ebensowenig geeignet, als Dogma zur Grundlage wissenschaftlicher Beweisführungen zu dienen, als es angemessen sein kann, auf deren Nichtvorhandensein, also auf der Unfreiheit des menschlichen Willens, als auf einer ausgemachten Thatsache zu bauen.

Zweitens aber wäre es bei dem heutigen Stande menschlicher Erkenntniss geradezu unmöglich, die Gesetzmässigkeit des Geschichtsprocesses aus der *nothwendigen* Handlungsweise der Einzelnen nachzuweisen.

Aber dieses Zurückgehen auf den Einzelnen und seine Willensfreiheit oder Unfreiheit, diese atomistische Untersuchung ist auch gar nicht nöthig, um eine Grundlage für eine Naturgeschichte der Menschheit zu erlangen. Ja! ein solches atomistisches Vorgehen würde geradezu das Erreichen irgend welchen Resultates unmöglich machen.

Nichtsdestoweniger aber ist es eine selbstverständliche Bedingung jeder Möglichkeit einer Naturgeschichte der Menschheit, mit Elementen zu operiren, die Calcüle auf Elemente zu bauen, die sich eben berechnen lassen, die

ſich einem »ewigen ehernen Geſetze« beugen, ohne demſelben irgend welchen unberechenbaren Widerſtand zu leiſten.

Wenn es alſo mit der menſchlichen Freiheit keine Naturgeſchichte der Menſchheit geben kann, wenn mit dem Individuum als unfreiem Weſen nicht operirt werden kann (ſei es auch nur aus Unzulänglichkeit unſerer geiſtigen Erkenntniſsmittel): giebt es dann noch, und welche ſind es die feſten Elemente in der Geſchichte der Menſchheit auf die man *rechnen* kann; die ſtets und unfehlbar jenen »ewigen, ehernen Geſetzen« folgen, unfehlbar und unabweichbar?

Auf dieſe Frage antworten wir mit einem entſchiedenen Ja! Es giebt ſolche feſte Elemente auf dem Gebiete der Geſchichte der Menſchheit, die genau berechenbar ſind; die der Wiſſenſchaft als Subſtrate und Subjekte objektiver und exakter Beobachtung und Forſchung dienen können, und deren Entwicklung und Bewegung eben ſolchen feſten Geſetzen unterliegt, wie der Lauf der Planeten oder die Entwicklung der Organismen. Dieſe Elemente ſind die verſchiedenen *ethniſchen* und *ſocialen Gruppen*, aus denen die Menſchheit beſteht.

Wer auch nur ein wenig mit der politiſchen Tagesgeſchichte vertraut iſt, der weiſs es, wie aller politiſche Calcül immer auf das Verhalten ſocialer (und auch ethniſcher) Gruppen baſirt iſt. Und warum? weil eben ſo unberechenbar wie das Verhalten der *Einzelnen*, eben ſo leicht berechenbar dasjenige der *Gruppen* iſt. Nicht minder wird der Geſchichtskenner es bezeugen, wie leicht das Verfahren und die Handlungsweiſe ſolcher Gruppen (ſeien es ganze Völker und Nationen, oder Volksclaſſen und Stände) in ihrer Geſetzmäſsigkeit begriffen und nachgewieſen werden kann — während die Einzelnen immer unberechenbar, ihre Handlungsweiſe oft ganz unbegreiflich iſt.[1])

[1]) An einer Stelle bei *Mehring* ſcheint derſelbe Gedanke durchzuſchimmern. Es heiſst dort S. 26: „Die Geſchichtsphiloſophie hat es

Wollen wir nun zu einer Wiffenfchaft der Gefchichte, zu einer Naturgefchichte der Menfchheit gelangen, fo müffen wir diefe focialen Gruppen in's Auge faffen, ihr Entftehen und ihre Entwicklung, ihre verfchiedenen Arten und Geftalten, ihre Bewegungen und Evolutionen beobachten und unterfuchen. Das find die in fich feften Elemente, auf die man rechnen, auf die man wiffenfchaftliche Calcüle bafiren kann. Diefe Richtung müffen unfere Unterfuchungen einfchlagen, wenn wir irgend einen Erfolg erzielen wollen.[1])

Diefe Richtung nicht eingefchlagen zu haben, fcheint uns der gemeinfame Fehler aller früheren Verfuche, die Naturgefetze der Gefchichte aufzufinden, gewefen zu fein. Auch Lotze verfällt in denfelben, wenn er gegenüber den verfchiedenen »organifchen Auffaffungen« der Gefchichte, die das entgegengefetzte Extrem der individualiftifchen Auffaffung bilden, auf letzteres wieder zurückkommt.

---

aber auch nicht mit dem Menfchen zu thun; auch eine folche Betrachtung gehört für abgefonderte andere Difciplinen. Nur infoferne der Menfch für die Gemeinfchaft angelegt ift und in der Gemeinfchaft lebt, wird er Object für die Gefchichte." Alfo doch immer noch der Menfch, nur der Menfch in der Gemeinfchaft! Das halten wir für einen Grundirrthum, fo wie wir den ganzen Mehring'fchen „Verfuch": Die philofophifch-kritifchen Grundfätze der Selbftvollendung oder die Gefchichts-Philofophie, Stuttgart 1877, für einen verfehlten Wiederbelebungsverfuch einer Gefchichtsphilofophie nach Hegel'fcher Methode anfehen.

[1]) Bei Gobineau, deffen Theorie an dem Erbübel des Monogenifmus leidet, finden wir die richtige Erkenntnifs des grofsen Unterfchiedes der Betrachtung der Individuen und der Gruppen. „Encore une fois, fagt diefer geiftreiche Franzofe, deffen Werk wir trotz feiner grofsen Irrthümer nicht genug empfehlen können, et cent fois, ce n'est pas sur le terrain étroit des individualités que je me place. Il me paraît trop indigne de la science de s'arrêter à de si futiles arguments. Si Mungo-Park ou Lauder ont donné a quelque nègre un certificat d'intelligence, qui me répond qu'un autre voyageur, rencontrant le même phenix, n'aura pas fondé sur sa tête une conviction diamétralment opposée! Laissons dont ces puérilités et comparons, non pas les hommes, mais les groupes". (l. c. I 304.)

»Die schönen Erfolge, die wir diesen Bemühungen verdanken, sagt Lotze l. c., werden durch das Geständniss nicht geschmälert werden, dass doch die Geschichte sich nicht ohne die persönlichen Geister mache, und dass eine genauere Beobachtung in jenem allgemeinen Geiste doch nur die gleichförmige Endrichtung erkenne, welche die Einzelnen unter dem Eindrucke allgemeingültiger Bedingungen und durch die Wechselwirkungen ihres gegenseitigen Verkehrs annehmen. Nicht als wären darum alle schönen und bedeutsamen Formen des Daseins in Natur und Geschichte nur nachgeborne Folgen von Umständen, die thatsächlich nun einmal vorangingen; wohl mag vielmehr das, was wir als idealen Gehalt in der verwirklichten Welt finden, auch der erste treibende Grund zu jener bestimmten Ordnung der Dinge gewesen sein, als deren nothwendiges Ergebniss wir es beständig wiedergeboren werden sehen. Aber überall da, wo wir nicht nach dem Werthe des Gewordenen, sondern nach der Möglichkeit seines Werdens und dem Hergange seiner Verwirklichung fragen, da wird unser Blick sich doch nothwendig auf die einzelnen realen Elemente richten, in deren gesetzlicher Wechselwirkung die Vermittlung alles Werdens allein liegt. Und so wird Geschichte und Naturwissenschaft jede Entstehung eines neuen, jede Gestaltung eines frühern Zustandes aus dem gegenseitigen Verkehr vieler einzelnen individuellen Punkte herleiten, in denen allein die Idee sich zu thatkräftigen Wirklichkeiten verdichtet hat.«

Der Irrthum liegt darin, diese »einzelnen realen Elemente« in den Individuen zu sehen; auch wir werden unsern Blick »auf die einzelnen realen Elemente richten« doch sehen wir im socialen Naturprozess nicht die einzelnen Menschen, sondern die socialen Gruppen als solche Elemente an. Wir werden also in der Geschichte nicht nach gesetzmässigen Handlungen der Einzelnen, sondern

sozusagen nach gesetzmässigen Gruppenbewegungen forschen. Und hier wollen wir noch folgendes anmerken.

Der grosse Naturforscher Agassiz scheint in einer niedrigen Thierclasse — bei den Insecten — etwas bemerkt zu haben, was mit einer solchen »gesetzmässigen Gruppenbewegung« identisch ist. Da er nun mit der Geschichte des Menschen sich nicht befasste, andererseits wahrscheinlich in den landläufigen Anschauungen über »sittliche Freiheit«, »Atomismus« etc. befangen war: so machte er eine Unterscheidung und Eintheilung der geistigen Fähigkeiten der höhern und niedern Thiere. Während er den höhern Thieren und dem Menschen sozusagen eine persöhnliche Einsicht zugesteht, eine geistige Kraft, vermöge welcher das Individuum seine eigenen Schritte leiten und lenken kann und daher auch eine »höhere, eine edlere Verantwortlichkeit« übernimmt: sieht er bei den Insecten, wie z. B. bei den Bienen nur »die Summe der Kräfte und Fähigkeiten, denn Tausende von Wesen wirken für denselben Zweck, scheinbar zu einem Ziele, was doch sehr verschieden von dem individuellen Verstande des Menschen und auch der höhern Thiere ist.«[1]) Ich glaube, diese Unterscheidung des Naturforschers beruht auf einer mangelhaften Beobachtung des Menschen in der Geschichte; denn ein eingehenderes Studium dieser letzteren wird uns zeigen, dass es auch beim Menschen weniger auf den »individuellen Verstand« ankommt, dass es auch bei ihm die »Summe der Kräfte und Fähigkeiten« (und fügen wir hinzu der Triebe) ist, welche die gesetzmässigen Gruppenbewegungen die den Inhalt der Geschichte bilden, beherrscht.

---

[1]) Agassiz: Schöpfungsplan, Leipzig 1875 S. 100.

Digitized by Google

II.

Polygenismus.

Digitized by Google

10. Die Politik der Natur.

Wir haben auf die formalen Denkfehler, die sozusagen aus üblen Angewöhnungen unseres Denkens entspringen, hingewiesen; wir haben sodann die principiellen Hindernisse aufgedeckt, die sich einem gedeihlichen Fortschritt und der Erzielung positiver Resultate auf dem Gebiete der Geschichtswissenschaft entgegenstellten. Wir haben schliesslich die Richtung angedeutet, die wir einschlagen wollen, um dem angestrebten Ziele näher zu kommen. Diese Richtung verfolgend, müssen wir nun in erster Linie das Menschengeschlecht selbst, und die im Bereiche desselben uns entgegentretenden ethnischen und socialen Gruppen in's Auge fassen.

Setzen wir also vorerst die gangbare Vorstellung über den einfachen Anfang des Menschengeschlechts, den dasselbe in einem oder auch etlichen ersten Elternpaaren genommen habe, als eine durch die Erfahrungen des täglichen Lebens unserem Geiste eingeprägte Denkform ganz bei Seite; greifen wir, gewissen Vermuthungen und Wahrscheinlichkeiten folgend, eine andere, weniger gangbare Vorstellung auf und prüfen wir dieselbe experimentweise an bekannten Thatsachen der Natur und Geschichte. Eine solche Vermuthung nun, die einige Wahrscheinlichkeit für sich hat, nach der wir eine andere Vorstellung über die Anfänge der Menschheit aufgreifen, ist folgende. In der ganzen uns umgebenden Natur, insoferne dieselbe

Digitized by Google

schöpferisch ist, sehen wir ein Gesetz walten, wonach immer eine grosse Anzahl Keime in die Welt gesetzt wird, aus der eine viel geringere Anzahl von Wesen sich herausbildet, aus denen wieder nur die kleinste Zahl zu Früchten sich entwickelt, resp. Früchte hervorbringt. Dieses Gesetz waltet auf dem ganzen Gebiete des vegetabilischen und animalischen Lebens. Viel Keime, weniger Wesen, am wenigsten Früchte (oder reife Organismen): dieses Gesetz können wir überall im Pflanzen- und Thierreich beobachten. Aus diesem Walten der Natur springt uns »eine weise Vorsicht«, sozusagen eine kluge Politik in die Augen. Als ob sie die Anschläge der dem Leben jeder Gattung feindlichen Gewalten, und die Gefahren, die jeden lebenden Organismus umlauern, im voraus in Berechnung ziehen würde, sieht die Natur sich vor, und bringt, um wenigstens eine kleine Anzahl reifer Früchte heranzuziehen — eine Unzahl Keime hervor.[1]) Verschwenderisch in den ersten

---

[1]) Von unzähligen Beispielen einige: „Von den Milliarden junger Austern, welche jährlich aus dem Ei schlüpfen, gehen die allermeisten unter der Ungunst der äussern Verhältnisse zu Grunde . . .“ Oscar Schmid Descendenzlehre 186. Fische und Fledermäuse vermehren sich so ungeheuer, dass sie, „wenn alle Keime zur Ausbrütung kämen . . . in wenigen Jahren alle Meere ausfüllen nnd die Erde haushoch bedecken würden“ Büchner sechs Vorlesungen S. 43. „Bei den Fischen liefert ein einziger Wurf oft tausende, ja hunderttausende von Eiern. Ein Vogelpaar das nur viermal in seinem Leben vier Junge zeugt, würde binnen 15 Jahren bei ungehinderter Vermehrung eine Nachkommenschaft hinterlassen, deren Zahl sich auf Tausende von Millionen belaufen müsste. Bei dem Stör hat man sogar mehrere Millionen Eier gefunden. Es ergiebt sich leicht, sagt Seidlitz, dass, wenn auch nur eine Million Eier eines Störs sich zu Weibchen entwickelte, schon die Grossenkel als ganz junge Fischchen keinen Platz nebeneinander auf der Erdoberfläche hätten und dass die vierte Generation allein an Caviar das Volumen der Erde liefern würde“. (Daselbst.) Zum Glück bringt die Natur den unvergleichlich grossen Theil der Keime nur zu dem Zweck hervor, um sie zu Grunde

Anfängen des Lebens, braucht die Natur später, mit den Opfern, die sie den dem Leben feindlichen Gewalten bringt, nicht zu geizen. Sollte nun die Natur von diesem in der ganzen Pflanzen- und Thierwelt genau eingehaltenen Gesetze gerade bei dem Menschengeschlecht abgewichen sein? Es ist gar kein Grund zur Annahme, dass sie auf dem Gebiete des Menschengeschlechts eine andere Politik befolgt hätte, als auf dem der Pflanzen- und übrigen Thierwelt, über die der Mensch in seinem Dünkel gar zu erhaben sich wähnt.

In der That haben auch Philosophen und Naturforscher der Neuzeit gar kein Bedenken getragen, sich für die mehrheitliche, polygenetische Abstammung der Menschheit und gegen die monogenetische auszusprechen.

Als sich die Gelehrten und Theologen des vorigen Jahrhunderts den Kopf darüber zerbrachen, wie man sich das Vorkommen der Menschen in Amerika, die offenbar nicht mit denen der alten Welt eines Stammes waren, erklären sollte, meinte Voltaire: man brauchte darüber nicht mehr erstaunt zu sein, als darüber, dass man auch Fliegen in der neuen Welt finde.[1])

Göthe, dessen Genialität und Divinationsgabe gerade auf dem Gebiete des naturwissenschaftlichen Denkens anerkannt ist, sagt über diese Frage: »Der Meinung, dass die Natur in ihren Produktionen höchst ekonomisch sei, muss ich widersprechen. Ich behaupte vielmehr, dass die Natur

---

gehen zu lassen. „ . . Unzweifelhaft kommen wie von den Polypeneiern so auch von jenen zarten der vielen niedern Thiere, nur sehr wenige zur Entwicklung; sie werden eine Beute von Schaaren anderer Thiere und die ganz ausserordentliche Vermehrung einiger niederer Thiere steht in einem strengen Verhältnisse zu den Gefahren, welchen ihre Nachkommen ausgesetzt sind.“ Agassiz Schöpfungsplan 112.

[1]) „ . . . on ne devait pas être plus surpris de trouver en Amerique des hommes que de mouches . . “ Essai sus le moeurs et l'esprit des nations. Oeuvres compl. XVI. p. 35.

ſich immer reichlich, ja verſchwenderiſch erweiſe und daſs es weit mehr in ihrem Sinne ſei, anzunehmen, ſie habe ſtatt eines einzigen armſeligen Paares die Menſchen gleich zu Dutzenden, ja zu Hunderten hervorgehen laſſen. Als die Erde bis zu einem gewiſſen Punkte der Reife gediehen war, die Waſſer ſich verlaufen hatten und das Trockene genügſam grünte, trat die Epoche der Menſchwerdung ein und es entſtanden durch die Allmacht Gottes die Menſchen überall, wo der Boden es zulieſs und vielleicht auf den Höhen zuerſt.« [1])

Von den neueren Naturforſchern ſpricht ſich unter anderen auch Burmeiſter ganz entſchieden für den Polygeniſmus aus[2]) und in neueſter Zeit hat Profeſſor Fritſch in Berlin in einem in der Verſammlung der Geſellſchaft für Erdkunde gehaltenen Vortrage »über Geographie und Anthropologie als Bundesgenoſſen« ſich folgendermaſsen über dieſe Frage geäuſsert:

»Wie ſich aus dieſem Ueberblick ergiebt, bleiben als älteſte Kernländer der heutigen Kontinente das ſüdweſtliche und nordweſtliche Aſien, beide Gebiete getrennt durch den Himalaya, das centrale und ſüdliche Afrika, und der Weſten Nordamerika's.

»An verſchiedenen Stellen können alſo andererſeits heutige oceaniſche Gebiete einſt trocken gelegen und dem werdenden Menſchengeſchlecht als Wiege gedient haben. Als im Umſchwung der Zeiten an ſolchen Stätten die Exiſtenzbedingungen für das Auftreten der Menſchen auf der Erde günſtig wurden, werden wir im Sinne der Deſcendenzlehre annehmen müſſen, daſs vervollkommungsfähige Formen der Thierwelt zu dieſer höchſten Ausbildung aufgeſtrebt ſeien.

---

[1]) Eckerman's Geſpräche mit Göthe Thl. II S. 29.

[2]) S. im Anhang: A.

»Dabei ist es offenbar wiedersinnig, sich vorzustellen, daſs nur an einer bestimmten Stelle diese günstigen Bedingungen eingetreten seien; daſs gerade nur eine lokale Form als Vorgänger des Menschen funktionirt habe; daſs endlich gar nur ein Paar plötzlich diese Stufe erklommen und sich der staunenden Nachwelt als erstes Menschenpaar präsentirt habe. Man denke sich nur den Prozeſs der Vervollkommnung in seinen einzelnen Phasen, wie unter mannigfachen Wechselfällen im Verlauf der Jahrtausende die Individuen der Ahnen des Menschen dem Ziele durch den Einfluſs der umgestaltenden Momente zustrebten, bald vielleicht Generationen durch ungünstige Verhältnisse zu Grunde giengen, bald durch Rückschlag entarteten, und nun plötzlich hier ein Männlein, dort ein Weiblein als ganzer Mensch dastand, um sich natürlich sofort zu finden, zu lieben — und durch engste Inzucht die erreichten Vortheile unmittelbar auf's neue in Frage zu stellen. Aber auch eine gröſsere Individuenzahl, aus demselben Stamme sich herausbildend, um zu Menschen zu werden, will mir wenig plausibel erscheinen, da bei der Nothwendigkeit eine strenge Kontinuität der Reihe festzuhalten, man doch stets wieder in irgend einer Stufe der Vervollkommnung bei dem einen Stammvater anlangen müſste, von dem dasselbe gelte wie von einem ersten Adam: oder es vermischten sich seine Nachkommen fernerhin mit Individuen einer noch nicht so weit fortgeschrittenen Form — dann ist die Einheit des Stammes aufgegeben. Demnach ist es sowohl im Sinne der Descendenz, als auch unter Würdigung des definitiv beobachteten Verhaltens des Menschengeschlechtes äuſserst unwahrscheinlich, daſs ein sogenannter monophiletischer Stammbaum des Menschen existirt. Es ist viel eher anzunehmen, daſs die Vorläufer unseres Geschlechtes ebenfalls bereits eine verbreitete Form auf der Erde ausmachten; war dies der

Fall, ſo iſt ferner mit Sicherheit anzunehmen, daſs ſie bereits unter ſich ſchon Raſſenunterſchiede zeigten.« [1])

---

11. Die ethiſchen Gründe für den Monogeniſmus.

Zwei Rückſichten waren es vornehmlich, die den Forſchern und Philoſophen auf dem Gebiete der Anthropologie ſeit jeher eine mit den Anforderungen der ſtrengen Wiſſenſchaft unvereinbare Reſerve auferlegten, ſobald die Frage nach der »Einheit des Menſchengeſchlechtes« an ſie herantrat. Erſtens die Rückſicht auf die von der chriſtlichen Lehre recipirte bibliſche Tradition, und zweitens die Rückſicht auf die ſittlichen Conſequenzen, die man in der Theorie (und leider nur in der Theorie!) aus der geglaubten Thatſache der Einheit des Menſchengeſchlechts, und nur aus derſelben ziehen zu müſſen glaubte. Religiöſe Scrupeln hielten ab, von jedem Rütteln an der bibliſchen Tradition, daſs alle Menſchen von einem Elternpaare abſtammen; ethiſche Rückſichten lieſsen die entgegengeſetzte Lehre als gefährlich erſcheinen. Daraus erklärt es ſich, daſs die geheimen in der tiefſten Seele gehegten Zweifel vieler Gelehrten und Forſcher an der Wahrheit des Lehrſatzes von der Einheit des Menſchengeſchlechtes ſich vorerſt in Beſtrebungen manifeſtiren, theils die entgegengeſetzte Lehre mit der bibliſchen Tradition in Einklang zu bringen, theils die Unabhängigkeit des ethiſchen Grundſatzes der Gleichheit der Menſchen von der naturwiſſenſchaftlichen Thatſache der Einheit oder Vielheit der Abſtammung, zu demonſtriren. Vorerſt wagte man

[1]) Verhandlungen der Geſellſchaft für Erdkunde zu Berlin B VIII 1881 S. 243.

ſich nicht weiter hinaus, weil man einer naturwiſſenſchaftlichen Wahrheit wegen nicht gar zu koſtbare, ſittliche (wenn auch nur theoretiſche) Errungenſchaften und Ideen auf's Spiel ſetzen wollte.

Faſst man all dieſs in's Auge, ſo wird man es begreifen, welche Bedeutung für die vorliegende Frage ſchon der einfachen Anzweifelung der Einheit des Menſchengeſchlechts ſeitens hervorragender Forſcher beizumeſſen iſt, die nach ihrer ganzen geiſtigen Richtung und vielleicht auch ſocialen Stellung, jedem brüsken Angriff auf herrſchende ſittliche Ideen ſorgſam aus dem Wege gehen.

Wenn wir z. B. Alexander Humboldt's Anſicht in dieſer Frage zn Rathe ziehen wollen, dürfen wir nicht vergeſſen, daſs er dieſelbe von einem »ethiſchen« Standpunkte aus behandelt, daher in dieſem Punkte den unbefangenen wiſſenſchaftlichen Standpunkt verläſst. Er ſagt es ſelbſt nur zu deutlich: »Indem wir die Einheit des Menſchengeſchlechtes behaupten, widerſtreben wir auch jeder unerfreulichen Annahme von höheren und niederen Menſchenraſſen. Es giebt bildſamere, höher gebildete, durch geiſtige Cultur veredelte: aber keine edleren Volksſtämme.« Dieſe Worte entſpringen offenbar mehr dem warmen Gefühl für die Menſchheit als dem unbefangenen Forſchergeiſt. Nichtsdeſtoweniger wagt es Alexander Humboldt nicht die Einheit des Menſchengeſchlechts als wiſſenſchaftlichen Satz hinzuſtellen und citirt ohne Widerſpruch ſowohl die Worte des »gröſsten Anatomen unſeres Zeitalters« Johann Müllers, daſs »die Erfahrung es nicht ermitteln kann, ob die gegebenen Menſchenraſſen von mehreren oder Einem Urmenſchen abſtammen» wie auch die folgenden, gegen die Wahrheit der bibliſchen Tradition gerichteten Worte ſeines Bruders Wilhelm: »Wir kennen geſchichtlich, oder auch nur durch irgend ſichere Ueberlieferung keinen Zeitpunkt, in welchen das

Menschengeschlecht nicht in Völkerhaufen getrennt gewesen wäre. Ob dieser Zustand der ursprüngliche war, oder erst später entstand, läfst sich daher geschichtlich nicht entscheiden. Einzelne, an sehr verschiedenen Punkten der Erde, ohne irgend sichtbaren Zusammenhang wiederkehrende Sagen verneinen die erstere Annahme und lassen das ganze Menschengeschlecht von einem Menschenpaare abstammen. Die weite Verbreitung dieser Sage hat sie bisweilen für eine Ur erinnerung der Menschheit halten lassen. Gerade dieser Umstand aber beweist vielmehr, dafs ihr keine Ueberlieferung und nichts geschichtliches zu Grunde lag, sondern nur die Gleichheit der menschlichen Vorstellungsweise zu derselben Erklärung der gleichen Erscheinung führte: wie gewifs viele Mythen, ohne geschichtlichen Zusammenhang blofs aus der Gleichheit des menschlichen Dichtens und Grübelns entstanden. Jene Sage trägt auch darin ganz das Gepräge menschlicher Erfindung, dafs sie die aufser aller Erfahrung liegende Erscheinung des ersten Entstehens des Menschengeschlechts auf eine innerhalb heutiger Erfahrung liegende Weise und so erklären will, wie in Zeiten, wo das ganze Menschengeschlecht schon Jahrtausende hindurch bestanden hatte, eine wüste Insel oder ein abgesondertes Gebirgsthal mag bevölkert worden sein.« (s. Kosmos I. S. 382.) Auch aus einer andern Stelle des Kosmos scheint hervorzugehen, dafs die Einheit des Menschengeschlechts nicht die wissenschaftliche Ueberzeugung A. Humboldt's war. Denn aus der Einheit und einheitlichen Abstammung der Menschheit würde allerdings die einstige Existenz eines Urvolkes folgen, als welches man im Mittelalter in der That consequenterweise die Juden ansah. Dagegen meint Alexander Humboldt: »Die Geschichte, soweit sie durch menschliche Zeugnisse begründet ist, kennt kein Urvolk, keinen

Digitized by Google

einigen ersten Sitz der Cultur ... im grauen Alterthum, gleichsam am äußersten Horizont des wahrhaft historischen Wissens, erblicken wir schon gleichzeitig mehrere leuchtende Punkte, Centra der Cultur, die gegen einander strahlen . . .« [1]) Diese Thatsache paßt sehr schlecht zur Annahme der Einheit des Menschengeschlechts, dagegen sehr gut zur entgegengesetzten Annahme.

Da diejenigen, welche den ethischen Grundsatz der Gleichheit und Nächstenliebe nur aus der angeblichen naturwissenschaftlichen Thatsache der Einheit des Menschengeschlechts ableiten zu können glaubten, als Mittelglied ihrer Deduction die Arteinheit der Menschen benützten: so war es natürlich, daß Gelehrte, die an jenen ethischen Grundsätzen nicht rütteln wollten, denen aber die Einheit der Abstammung nicht einleuchten wollte, sich zuerst auf die Bekämpfung dieses Causalnexus zwischen Abstammungs- und Arteinheit warfen und indem sie diese letztere als Prämisse jener ethischen Grundsätze stehen ließen, den Zusammenhang derselben mit der Abstammungseinheit in Abrede stellten. Damit waren sie bemüht, einerseits die angebliche naturwissenschaftliche Gruudlage jener ethischen Grundsätze zu retten, ohne ihre wissenschaftliche Ueberzeugung von der Vielheit der Abstammung preis zu geben.

Zu diesen Gelehrten gehört in erster Linie Waitz. »Wir werden zwar den Satz festhalten, sagt er, daß aus erwiesener Stammeseinheit die Einheit der Art folgt, nicht aber den anderen, der mit Unrecht von Zoologen für untrennbar von ihm gehalten wird, daß gesonderte Abstammung, wo sie sich darthun läßt, ein ausreichender Beweis für Artverschiedenheit ist.« [2])

---

[1]) Kosmos II 146.

[2]) Anthropologie I 22.

Nachdem er ſich auf dieſe vorſichtige Weiſe den Boden für die Aufſtellung polygeniſtiſcher Anſichten ſorgfältig vorbereitet, fährt er ſodann fort: »Geibel hat eine gröſsere Anzahl von Beiſpielen zuſammengeſtellt, die zu beweiſen ſcheinen, daſs die Annahme einzelner Urpaare für die einzelnen Thierarten in vielen Fällen unhaltbar iſt, theils weil eine maſſenhafte Exiſtenz einiger in vielen Fällen zur Ernährung anderer erfordert wird, theils weil das Wanderungsvermögen vieler zu beſchränkt iſt, um eine allmählige Ausbreitung derſelben über das ganze Gebiet, das ſie gegenwärtig einnehmen, zu geſtatten: ſo beim Maulwurf, dem Biber, vielen Schnecken und den meiſten der Süſswaſſerbewohner überhaupt.

»Die Heerden- und Schwarmthiere würde man ſich ohnehin nicht wohl als urſprünglich in einem Paare geſchaffen denken können. Daher hat man ſich genöthigt geſehen, neuerdings mehrere Schöpfungscentren und urſprüngliche Ausgangspunkte wenigſtens für manche Arten anzunehmen. Hiermit erſcheint es aber zugleich auch als unerläſslich, Arteinheinheit und Stammeseinheit, die, wie ſich gezeigt hat, ihrem Begriffe nach ohnehin nicht zuſammenfallen, voneinander feſt zu unterſcheiden.« [1])

Nach dieſer begrifflichen Auseinanderſetzung unterwirft ſodann Waitz alle für und gegen den Polygeniſmus angeführten Gründe einer ſorgfältigen Kritik und gelangt ſchlieſslich zum Reſultat, vor dem »Fehler zu warnen, in welchen alle diejenigen zu verfallen pflegen, welche die ſämmtlichen Menſchenſtämme von einem Punkte, aus dem gewöhnlich nach Südweſtaſien verlegten Paradieſe, ableiten und ihre urſprünglichen Wanderungen nachweiſen zu können glauben.« [2])

[1]) l. c. S. 23. [2]) S. 224.

»Dagegen steht es auch auf anderer Seite, so fährt Waitz fort, übel genug um die positiven Gründe, die man für die Abstammung der Menschen von einem einzigen Paare vorgebracht hat, wenn überhaupt von solchen im wissenschaftlichen Sinne die Rede sein kann. Ohne mit denen streiten zu wollen, für welche der Glaube an die alttestamentliche Erzählung die Stelle solcher Gründe vertritt, können wir die Annahme eines einzigen Urpaares doch nur unwahrscheinlich finden, da wir die Natur nirgends eine ähnliche Unzweckmäßigkeit begehen sehen, wie die sein würde, daß das Auftreten und die Erhaltung einer Art oder Gattung zu irgend einer Zeit an so schwachen Fäden hinge wie die Existenz eines einzigen Menschenlebens — allerdings ein Grund gegen einpaarige Abstammung des Menschengeschlechts, welcher nur auf einer teleologischen, nicht auf einer physikalischen oder physiologischen Betrachtung ruht und dessen Tragweite wir nicht allzu hoch anschlagen dürfen; doch scheint es so ziemlich den einzigen (?) Anhaltspunkt zu bezeichnen, den dieser Gegenstand unserer Ueberlegung darbietet.« Indem sodann Waitz der extrem polygenistischen Ansicht von Agassiz und seiner Anhänger entgegentritt, meint er schließlich: »Allerdings ist es statthaft anzunehmen, daß in verschiedenen Schöpfungsmittelpunkten auf der Erde auch die Menschen in Masse entstanden sind, und daß die Völker der Erde entweder von einzelnen oder auch von mehreren Stammpaaren, zum Theil auch wohl durch Vermischung, die unter den Nachkommen verschiedener Paare eintrat, ihren Ursprung genommen haben. Es dürfte sogar schwer sein, nach Berücksichtigung aller bis jetzt bekannten Thatsachen die Wahrscheinlichkeit dieser Annahme zu leugnen ...« »Fassen wir kurz zusammen, was unsere Kritik ergeben hat, so muß zugestanden werden, daß für die besonnene Prüfung

ein Theil von Agassiz Ansicht unangefochten zurückbleibt . . . Jener Theil besteht in dem Satze, daſs es in der heiſsen Zone vielleicht mehrere Punkte gegeben hat, an welchen einst Menschen entstanden, und von denen sie ausgiengen.« [1]) So spricht einer der in dieser Frage ängstlichsten und behutsamsten Anthropologen.

Nach solchem Vorgange hat man sich nun von wissenschaftlich-theologischer Seite nur mehr noch dagegen verwahrt, daſs die Frage der Abstammung mit derjenigen der (»sittlichen«) Einheit des Menschengeschlechts verquikt werde. Das that unter andern der Theologe Pfleiderer in folgender Ausführung:

» . . . Daſselbe dürfte auch gelten bei der Frage nach der Abstammung des Menschen von einem Paar. Sie ist der Naturwissenschaft ganz unbedenklich zu freier Forschung nach ihren eigenen Gesetzen anheimzugeben. Derselben vorschreiben zu wollen, auf welches Resultat sie kommen müsse, das geht hier ebenso wenig als irgend sonst wo an. Wenn die theologischen Apologeten dies letztere doch fast durchweg bei diesem Punkte thun, so verrathen sie damit fürs erste eine bedenkliche Miſskennung oder Miſsachtung der Wahrheit überhaupt, die sich ja nicht nach Belieben machen und drehen läſst, sondern nur durch redliches Forschen gefunden werden kann, und dann aber auch, wenn sie unzweideutig gefunden ist, unbedingt und ausnahmslos von allen anerkannt sein will. Fürs andere aber verrathen sie damit zugleich ein nicht minder bedenkliches Miſstrauen gegen ihre eigene Sache, als ob dieselbe auf solchen Sand gebaut wäre, daſs sie vor jedem naturwissenschaftlichen Ergebniſs zittern und beben müsse. Die wahre Apologetik kann hier nur die

---

[1]) l. c. 224—226.

Aufgabe haben, zu zeigen, dafs das Refultat der naturwiffenfchaftlichen Forfchung, wie es auch ausfallen möge, das wahre Intereffe des religiöfen Glaubens entfernt nicht berührt. Gefetzt alfo, die Naturwiffenfchaft käme zu dem Ergebnifs, dafs die Menfchheit nicht von einem Paar abgeftammt fein kann, fondern dafs die jetzige Raffenverfchiedenheit auf urfprüngliche Artunterfchiede und damit zugleich auch auf mehrfache autochtonifche Anfänge in verfchiedenen Theilen der Erde zurückzuführen fei, was wäre das im Grunde fo Schlimmes für die religiöfe Anfchauung von der Menfchheit? Man fagt, es wäre die Einheit des Menfchengefchlechts und damit die daraus fliefsende Pflicht der allgemeinen Bruderliebe zwifchen den Menfchen aufgehoben.

Allein kann denn diefe Einheit nur auf phififcher Abftammung beruhen? Nicht auch auf geiftiger Verwandfchaft, das heifst auf der wefentlichen Gleichartigkeit der geiftigen Befähigung. Dass diefe geiftige Befähigung, dafs diefe geiftige Verwandfchaft zwifchen allen menfchlichen Raffen vorhanden ift, hat Niemand im Ernft zu läugnen verfucht; auch da, wo die geiftige Fähigkeit auf noch fo niederer Stufe der Ausbildung zurückgeblieben ift, ift fie doch immer noch vorhanden, wie fich dies ganz unzweilfelhaft an der allgemeinen Sprachfähigkeit, dem fpezififchen Merkmal der Menfchlichkeit, zeigt. Nun lehrt aber überdies die Gefchichte, foweit fie zurückgeht, dafs die Menfchengefchlechter fich in den älteften Zeiten am fremdeften und feindfeligften gegenüberftanden und dafs immer und überall erft in Folge der Kulturentwicklung die Schranken fielen oder doch fich milderten. Wenn fonach die Gefchichte der Menfchen ein allmähliges Zufammenwachfen der zu Anfang fich fremd gegenüber ftehenden lehrt, warum follte nicht die Einheit der Menfchen ftatt

an den Aufang, wo sie ja doch jedenfalls nur ganz kurze Zeit gedauert hätte, eher an das Ende der Menschheitsentwicklung zu setzen sein, als das Ziel, dem sie zustrebt?« [1])

12. Für den Polygenismus sprechende Thatsachen.

Wenn wir nun auch solche Ansichten wie die soeben angeführten der Denker und Forscher unseres Jahrhunderts als subjektive wissenschaftliche Ueberzeugungen qualificiren: so dürfen wir dieselben dennoch objektiv so lange für nichts anderes als Vermuthungen ausgeben, bis sie nicht einst wissenschaftlich erwiesen werden.

So lange aber letzteres nicht der Fall ist, wird die exacte Wissenschaft nicht müde werden dürfen, für diese Vermuthungen sich nach Beweisen und unterstützenden und begründenden Thatsachen umzusehen.

Halten wir nun eine Umschau, ob nicht gewisse Thatsachen der Geschichte und Erfahrung diese Vermuthungen bestätigen. Eine solche Thatsache scheint uns folgende zu sein. Ueberall in den Anfängen bekannter Geschichte tritt uns eine sehr grosse Anzahl menschlicher Stämme, die sich unter einander als blutsfremd und von verschiedener Abstammug betrachten, entgegen. Diese Vielheit schwindet im Laufe der Geschichte theils durch »Amalgamirung«, theils durch »Aussterben«. Ebenso tritt uns in neuentdeckten Welttheilen bei den sogenannten Naturvölkern eine Unzahl von Stämmen, Horden und Schwärmen entgegen, die sich gegenseitig bis aufs Blut hassen, anfeinden, befehden und vernichten. Dabei

[1]) Pfleiderer: Die Religion etc. B. I 288.

ist aber eine grosse Zahl dieser Stämme theils in schon bekannten Zeiten nach Entdeckung dieser Länder ausgestorben, theils im Aussterben begriffen. Andere wieder verschmelzen meist auch unter der Einwirkung europäischer Eroberung und amalgamiren sich zu grössern, gleichartigeren Massen. Auf die ursprüngliche Vielheit der Stämme bei historischen Völkern, die wir bereits als amalgamirte Einheiten in der Geschichte antreffen, deuten auch die überall sich vorfindenden ihrer Anlage nach gleichen Stammsagen. Die Genesis dieser letzteren ist immer und überall dieselbe, da sie eben nichts anderes sind als eine durch die Beschaffenheit des menschlichen Geistes und seine natürliche und nothwendige Denkoperation bedingte Vorstellung.

Ueberall da nämlich, wo eine grössere Anzahl von Stämmen zu einer politischen oder socialen Einheit gelangt ist, ohne dass die ursprünglichen Stammesunterschiede ganz verwischt, oder dem Bewusstsein entschwunden wären, bringt es die Beschaffenheit des menschlichen Geistes mit sich, dass er diese in der Einheit bestehende Vielheit, sich durch einen gemeinsamen Stammvater, dessen Nachkommenschaft sich in viele Linien theilte, erklärt. Diese Erklärung hat mit den wahren Vorgängen gar nichts zu thun; sie ist nur eine aus der täglichen Beobachtung der Familie in den menschsichen Geist übergangene Denkform. Unterstützt wird diese Erklärung aber noch durch eine andere Denkgewohnheit, die sich in uns aus der Beobachtung der uns umgebenden Welt herausgebildet hat. Im täglichen Leben nämlich sehen wir, dass Familienglieder, namentlich Geschwister einander sehr ähnlich sind. Diese ohne Unterlass überall sich uns aufdrängende Beobachtung erzeugt bei uns eine Denkform, vermöge welcher wir alle in der Wirklichkeit vorgefundene Aehnlichkeit zwischen verschiedenen Menschengruppen auf eine gemeinsame Abstammung zurückführen und uns aus derselben erklären.

Digitized by Google

Diese Denkgewohnheit geht bekanntlich so weit, daſs man aus der Aehnlichkeit zwischen gewissen Affen und Menschen auf eine Familienverwandschaft und gemeinsame Abstammung derselben schloſs. Als ob der Umstand, daſs gemeinsame Abstammung Typenähnlichkeit zur Folge hat, die Möglichkeit ausschlieſsen würde, daſs die Natur auch ohne Zwischenglied eines gemeinsamen Elternpaares ähnliche Typen selbständig hervorgebracht hätte. Es ist das wieder ein Schluſs aus der beschränkten täglichen Erfahrung auf kosmische Verhältnisse, die sich durchaus nicht diesen kleinen Verhältnissen analog gestaltet zu haben brauchen. Uebrigens kann man bei näherer Betrachtung darin nichts Ungereimtes und Widersprechendes finden, wenn man sieht, daſs das Gesetz, wonach die Natur in ihren mannigfaltigen Erzeugnissen und Schöpfungen Typenähnlichkeit walten läſst, sich in den einzelnen ihrer Schöpfungen noch immer insoferne manifestirt, daſs auch diese fortzeugend Typenähnlichkeit hervorbringen. Nur der Schluſs von dieser Typenähnlichkeit zweiter Reihe auf die Unmöglichkeit der Typenähnlichkeit der ersten Reihe ist offenbar ein Trugschluſs. Sehen wir nun von diesen falschen Erklärungen ab, so haben wir es in der Wirklichkeit in allen Fällen, wo wir Stammsagen finden, welche die bestehenden, socialen Verschiedenheiten auf eine gemeinsame Abstammung, und später eingetretene Linientheilung zurückführen, mit Produkten einer gröſseren oder geringeren politischen und socialen Amalgamirung zu thun, die entweder bereits zu einem solchen Grade der Einheit vorgeschritten sind, daſs die Vorstellung eines gemeinsamen Stammvaters ein moralisches Bedürfniſs geworden ist, oder daſs eine solche Vorstellung im Interesse irgend eines (meist herrschenden) socialen Bestandtheiles gelegen ist. Daſs die Sache sich überall so verhalten haben dürfte, dafür sprechen folgende Thatsachen der Geschichte

und die offenbar denselben zu Grunde liegenden Gesetze geschichtlicher Entwicklung.

Die autentische Geschichte aller Staaten des Alterthums, des Mittelalters und der Neuzeit zeigt uns eine Entwicklung von einer Vielheit und Mannigfaltigkeit von Stämmen und socialen Bestandtheilen zu einer immer grösseren Einheit und Einheitlichkeit, bei welcher Entwicklung die Mehrheit der ursprünglichen besonderen und verschiedenen Elemente ihre Besonderheiten zu Gunsten des einheitlichen Ganzen opfert. Auf diese Weise sind schon in historischen Zeiten sehr viele Stämme mitsammt all ihren Besonderheiten verschwunden. Solche Amalgamirungs- und Vereinheitlichungsprozesse sehen wir schon in den grossen Staaten des kleinasiatischen Alterthums (Persien) vor sich gehen; wir beobachten sie sodann in Griechenland und Rom, im grösseren Masstabe aber in Deutschland, Frankreich und England und heutzutage spielt sich ein solcher Prozess vor unseren Augen in Russland, theilweise in Oesterreich ab.

Es ist heutzutage schwer ein Volk auf Erden ausfindig zu machen, das nicht ein Resultat eines solchen Amalgamirungsprozesses wäre. Wo wir hinblicken, sehen wir solche ethnische Amalgame. Als ein interessantes Beispiel können in dieser Beziehung auch die südafrikanischen Boers dienen, die man doch gewiss geneigt wäre für einen einheitlichen Stamm anzusehen. Hören wir was über dieselben Fritsch berichtet:

»Wer sind denn diese Boeren (sprich: Buren) oder »Boers« wie die meisten unserer Zeitungen schreiben, welche, indem sie dieselben als »holländische Boers« bezeichnen, in der That einen doppelten Irrthum begehen. Wenn an den südlichen Kämpfen etwas holländisch ist, so ist es vor allem ihr Name und ihre Sprache. Ebenso wenig wie wir im deutschen »Bauers« sagen, spricht der Holländer von

»Boers«; das »s« ist die aus dem englischen übernommene Pluralendigung.

»Wenn aber auch die Sprache dieser Kolonisten noch bis anf den hentigen Tag vorwiegend holländisch ist, so könnte man sie hinsichtlich ihrer Abstammung doch ebenso gut als Franzosen oder Deutsche bezeichnen. Die Familiennamen geben dafür den besten Beweis; darunter finden wir beispielsweise Namen wie »Voesse« (Fouché), Fillie (Villiers), Wiwije (Viviers), Jouberth, di Toit, de Polissier, Duplessis, Maré und so weiter, d. h. französische Namen von gutem Klange, meist nach Südafrika gelangt durch Hugenottenfamilien, die 1687 als Kolonisten rezipirt wurden. Bemerkenswerth ist dabei die häufige Verunstaltung des Namens dureh Uebertragung in die angenommene holländische Sprache. Andere Namen lauten: Krüger, Brandt, Schuhmann, Krause, Schreiber, Hardtmann, sind deutschen Ursprungs und stammen gleichfalls aus sehr früher Zeit (wie der Boer Hartmann beispielsweise der erste Kolonist auf dem Ort war, wo heute die Stadt Port Elisabeht steht). Holländische Namen sind selbstverständlich auch sehr verbreitet, berühmt darunter besonders: Retief, Ugs, Potgieter, Boota, Bloem, van Runen, van der Graf, Bezuidenhout und so weiter. Englische Namen kommen nur vereinzelt vor.

»In dem Kampf ums Dasein, welchen die bunt durcheinander gemischten Nationalitäten begannen, triumphirte, als offenbar mit der umgebenden Natur am besten im Einklang, das holländische und deutsche Element, so daſs holländisches Phlegma und deutssche Ausdauer zu hervorstechendsten Charaktereigenthümlichkeiten der Boeren gehören, von der französischen Lebendigkeit ist kaum etwas in ihnen nachweisbar.

»Sie nennen sich aber mit Stolz »Afrikander« und der wirkliche Holländer ist ihnen ebensowohl ein »Uit-

länder« als der Engländer. Die Boeren können sich jene Bezeichnung mit um so mehr Grund beilegen, als auch farbiges, afrikanisches Blut in ihnen recht verbreitet ist. Gerade Südafrika war von den ältesten Zeiten der Kolonie an eines der günstigsten Versuchsfelder für den praktischen Nachweiss, dass auch die abweichendsten Rassen unseres Geschlechtes sich mit Leichtigkeit fruchtbar vermischen, und man kann sagen, dass in Südafrika alle Klassen der Bevölkerung dazu das ihrige beigetragen haben, diese für den Anthropologen äusserst wichtige Thatsache in ein helles Licht zu setzen.

»Aber auch abgesehen von dieser farbigen Beimischung die in den blonden, recht verbreiteten Individuen sich noch häufig durch einen etwas aschigen Ton der Haut und fahlen Schein auf dem gekräuselten Haar verräth, bei den brünetten mitunter zu einer auffallend dunklen Hautfarbe führte, hat die Einöde der Umgebung und die Loslösung von der Cultur des Mutterlandes durchschnittlich doch zu einem beträchtlichen Rückgang in der Bildung geführt« etc. etc.[1])

Solche Beispiele von ethnischen Amalgamen könnte man aus Geschichte und lebendiger Gegenwart unzählige citiren.

Was sich nun aber in historischen Zeiten nachweisbar immer und überall zuträgt, das haben wir wohl ein Recht als ein Naturgesetz der Geschichte zu betrachten, und wenn wir ein solches Naturgesetz, wenn auch nur in kleinem Zeitraum bekannter Geschichte überall beobachten und constatiren können, so ist es doch klar, dass wir dasselbe auch als für vorhistorische Zeiten von jeher geltend und wirkend anerkennen müssen.[2])

---

[1]) Verhandlungen der Gesellschaft für Erdkunde Berlin. Bd. VIII 1881 S. 82, 83. [2]) Vgl. unten Note zu 20.

Denn in der That, wie könnte man vernünftigerweise glauben, daß ein sociales Naturgesetz auf dem Gebiete menschlicher Entwicklung nur in der kurzen Spanne Zeit wirksam gewesen sein sollte, die zufälligerweise durch beglaubigte Zeugnisse zu unserer Kenntniß gelangte? Muß nicht im Gegentheil eine halbwegs gesunde Logik zugeben, daß ein solches Gesetz auch schon in jenen Jahrtausenden und Hundertjahrtausenden des Lebens der Menschheit wirksam sein mußte, von denen wir keine geschichtliche Kunde haben? Halten wir aber einmal die Wirksamkeit dieses socialen Naturgesetzes auch in den vorhistorischen Zeiten der Menschheit fest, so müssen wir all die frühesten Völker und Nationen, die uns in der ersten Dämmerung geschichtlicher Zeiten entgegentreten, ebenso schon als Amalgame der verschiedensten heterogenen Stämme, als Produkte eines in vorhistorischen Zeiten schon vollzogenen Verschmelzungsprozesses heterogener ethnischer Bestandtheile ansehen, als welche uns die in der bekannten Geschichte auftretenden und heute existirenden Nationen erscheinen. Diese Annahme wird vielfach bestätigt durch die historisch überlieferten socialen Zustände dieser Völker in denen wir, wie in Indien und Aegypten socialen Schichten, Kasten, begegnen, die nachweißbar, geschichtlichen Zeugnissen und antropologischen Spuren gemäß auf eine verschiedene Abstammung deutlich und unwiderleglich hinweisen. Wenn wir aber an der Hand dieses sich uns sowohl aus der Betrachtung der Politik der Natur, wie der geschichtlichen Thatsachen ergebenden Naturgesetzes die Entwicklung der Menschheit in die vorhistorischen Zeiten zurückverfolgen: so gelangen wir zu ersten Anfängen der Menschheit die sich uns, in geradem Gegensatze zu der auch in der Bibel recipirten aus der täglichen Erfahrung in den menschlichen Geist eingeflossenen Vorstellung von einem ersten Paare,

als eine Unzahl heterogener Menschenschwärme darstellen, die auf eine uns unerklärliche bis heute für uns noch mit dem Geheimniss der »Schöpfung« verhüllte Weise die Erde bevölkerten.[1])

[1]) Mit der Annahme der zahllosen ursprünglich die bewohnbare Erde bedeckenden Menschenschwärme sind wir auf unserem sociologischen Gebiete bei einer derartigen ersten Thatsache angelangt, wie einer solchen keine Wissenschaft entbehren kann. Es ist das das ursprüngliche »Chaos«, die ursprüngliche „Nebelmasse“ des Geologen; es sind das die »Atome« des Physikers. Eine solche vorläufige Annahme, Hypothese, kann keiner Wissenschaft zum Vorwurf gereichen: denn keine kann einer solchen an dem äussersten Gesichtskreise ihrer Betrachtung entbehren. Fragt man uns nun, warum wir von diesen Urschwärmen beginnen und nicht auf deren Entstehung, auf deren Anfang unsere Forschung richten: so antworten wir einfach, dass uns diese Thatsache, diese Annahme vorderhand genügend scheint um die ganze folgende sociale Entwicklung zu erklären und ihre Gesetzmässigkeit zu begründen. Sodann aber müssen wir, um die sociale Entwicklung zu erklären von einer socialen Thatsache ausgehen; die Kräfte die heute in socialen Gemeinschaften wirken, sie konnten auch im Uranfang der Dinge nur sociale Kräfte sein und als solche nur in socialen Gemeinschaften hervortreten. Die Frage also: wie es zu diesen Urschwärmen kam, liegt jenseits unserer Betrachtung, liegt jenseits aller sociologischen Forschung und geht uns hier weiter nicht an. Möge der Antropolog, der Zoolog, der Darwinist sich in diese Frage vertiefen — dem Sociologen genügt die Annahme der Urschwärme — er braucht nicht weiter hinaufzusteigen in das Dunkel ihrer Genesis — nur muss er jede individualistische Ableitung derselben entschieden verwerfen, da sie mit der ganzen Reihe der folgenden socialen Erscheinungen nicht in Einklang zu bringen ist. Schliesslich wollen wir auch hier mit Lotze's Worten unsern Standpunkt vertheidigen: »Aber diese erste Anordnung selbst, wird man uns einwerfen, woher rührt sie? Wir wissen es nicht und wir haben keinen Grund hier schon die Vermuthung auszusprechen, die wir über sie hegen können.« Und weiter: ». . unsere Aufgabe ist es noch nicht den ersten Ursprung des Lebens zu suchen; wir fragen nur nach den Gesetzen, nach denen das wunderbar erschaffene sich innerhalb der Grenzen unserer Beobachtung erhält.« (l. c. I. 70.)

13. Ethnifcher Entwicklungsgang der Menfchheit.

Aus den foeben vorgeführten Thatfachen läfst fich ein intereffanter Schlufs ziehen bezüglich der ethnifchen Entwicklung der Menfchheit. Wenn wir nämlich denjenigen Urzuftand des Menfchengefchlechts der fich uns durch einen logifchen Rückfchlufs aus dem Entwicklungsgang der Völker in hiftorifchen Zeiten als einzig wahrfcheinlich ergeben hat, mit dem Zuftand vergleichen, der uns bei Beginn der hiftorifchen Zeiten entgegentritt: fo ergibt fich uns für die ethnifche Entwiklung der Menfchheit eine doppelte Tendenz, die wir fowohl in hiftorifchen Zeiten als auch in der Gegenwart überall konftatiren können. Denn aus der allmähligen Abnahme der urfprünglichen Unzahl von heterogenen Menfchenhorden und Stämmen die theilweife in die fpäteren ethnifchen Amalgame übergehen einerfeits, und der durch gefchichtliche und tägliche Erfahrung bekannten Thatfachen der Vermehrung und Ausbreitung hiftorifch bekannter Stämme andererfeits, ergibt fich uns die Thatfache, dafs die Entwicklung der Menfchheit einerfeits von einer unendlich grofsen Vielheit allmählig verfchwindender ethnifcher Einheiten zu einer immer kleinern Anzahl von Stämmen fortfchreitet und dafs andererfeits diefe kleinere Anzahl meift auf Amalgamen beruhender Stämme in fortwährendem Wachfen und ftetiger Vermehrung begriffen ift.

Es ergeben fich uns demnach zwei in entgegengefetzter Richtung laufende Tendenzen auf dem Gebiete menfchheitlicher Entwicklung die eine von plus zu minus, die andere von minus zu plus.

Die Thatfache aber diefer doppelten Tendenz, die fich uns vorerft durch logifche Schlüffe an der Hand erkannter Naturgefetze ergiebt, diefe Thatfache, wie wir das fchon

nachgewiesen haben, findet in bekannter Geschichte und lebendiger Gegenwart ihre volle Bestätigung. Denn auch heutzutage finden wir als schlagendste Widerlegung der gangbaren Vorstellung von der Entwicklung der Menschheit aus einem oder wenigen Paaren zu einer immer grösseren Zahl, ganze Stämme und Horden der sogenannten Naturvölker, die statt sich zu vermehren, immer mehr zusammenschrumpfen, während viele der übrigen Menschenstämme offenbar und nach statistischen Nachweisen in fortwährender Zunahme begriffen sind.

Diese sonderbare, gegensätzliche Erscheinung ist eben nichts mehr und nichts weniger als die von allem Uranfang an sich bewährende, doppelte Tendenz der menschheitlichen Entwicklung, das grosse, sociale Naturgesetz, das von jeher wirksam, seine Wirksamkeit vor unseren Augen fortsetzt, und wahrscheinlich so lange es Menschen auf der Erde geben wird, fortsetzen muss.

Die Erklärung dieser Erscheinung könnte man einfach in einem Gesetz des Gleichgewichts suchen, wonach die organische Welt auf der Erde immer sich gleich bleibt. Es ist leicht denkbar, dass die Masse der Organismen auf der Erde immer eine gleiche bleiben muss und dass dieselben durch kosmische Verhältnisse unseres Erdballes bedingt ist. Daraus würde folgen, dass bei dem, den Organismen innewohnenden Vermehrungstriebe die einen derselbe sich nur auf Kosten der anderen vermehren können. Auf diese Weise erklärt sich das Zurückweichen und Verschwinden der Thierarten vor dem Menschen und das Aussterben der einen Rassen vor der Ausbreitung der andern. Es ist, als ob der Erdball auf seiner Reise durch den Weltenraum ein bestimmtes Gewicht nicht überschreiten dürfte — oder besser gesagt, da doch das Gewicht in der That sich nie ändern kann — als ob er nur eine bestimmte Anzahl Passagiere mitnehmen dürfte. Vermehren

ſich die einen, dann müſſen die andern zu Grunde gehen. Aus einem ſolchen Naturgeſetze könnte man ſich die den Menſchen innewohnenden wilden Inſtincte gegen andere Thiergattungen und Menſchenarten erklären. — Hier mag auch noch daran erinnert werden, daſs es keineswegs ausgemacht iſt, daſs ſich die Zahl der Menſchen auf der Erde vergröſsere. Während die Mehrzahl der Statiſtiker eine ſolche Vermehrung durch Analogieſchlüſſe aus der ſtetigen Vermehrung einer gegebenen Volkszahl in der Gegenwart anzunehmen ſcheint, ſind andere Gelehrte, ſo z. B. Gobineau der Anſicht, daſs die Zahl der Menſchen auf der Erde einſt viel gröſser war als ſie jetzt iſt. (Siehe Gobineau l'inégalite des races I S. 355 und 356.) In der That ſcheinen ſehr viel Umſtände und Zeugniſſe für dieſe letztere Annahme zu ſprechen. Aber es iſt auch möglich, daſs dieſer Widerſpruch der Anſichten ſeine Löſung darin findet, daſs die Zahl der Menſchen auf der Erde ſich immer gleich bleibt, nur daſs die einen Menſchenagglomerate auf Koſten anderer wachſen.[1])

---

[1]) Es ſcheint erwieſen zu ſein, daſs viele »Menſchengruppen« im Gegenſatz zu anderen nicht die Fähigkeit haben ſich zu vermehren und eine geſchichtliche Entwicklung durchzumachen, ſondern in ihrem unentwickelten Zuſtande beharren. Dieſe Thatſache hebt auch Gobineau hervor: »Je prends un peuple ou, pour mieux dire, une tribu au moment où, cédant á un inſtinct de vitalité prononcé, elle se donne des lois et commence a jouer un rôle en ce monde. Par cela même que ses besoins que ses forces s' accroissent, elle se trouve en contact inévitable avec d'autres familles, et, par la guerre ou par la paix, réussit a les incorporer. Il n'est pas donné o toutes les familles humaines de se hausser à ce premier degré, passage nécessaires qu'une tribu doit franchir pour parvenir un jour a l'état de nation. Si un certain nombre de races, qui même ne sont pas cotées trés-haut sur l'echelle civilisatrice, l'ont pourtant traversé on ne peut pas dire avec verité que ce soit la une règle générale; il semblerait, au contraire, que l'espèce humaine éprouve une assez grande difficulté à s'élever au dessus de l'organisation parcellaire, et que c'est seulement pour des groupes specialement doués

14. Auseinanderſetzung mit dem Darwiniſmus.

So oft in früheren Jahrhunderten in Europa Denker und Forſcher irgend eine Beobachtung machten oder einen Gedanken faſsten, der mit den herrſchenden Lehren der Kirche nicht ganz im Einklang war: bemühten ſie ſich, wenn ſie ihre neue Idee veröffentlichen wollten, nachzuweiſen, daſs dieſelbe mit den Lehren der Kirche gut vereinbar ſei, zum wenigſten denſelben nicht widerſpreche. Solche Bemühungen ſind auch wohl noch heute, namentlich bei Franzoſen und Engländern, gang und gäbe. Ja ſogar Darwin muſste ſeiner ſtrenggläubigen Nation dieſes Opfer bringen und ſeine Lehre ſeinen Landsleuten als mit der Religion nicht im Widerſpruch, empfehlen.

Nun über dieſen Punkt iſt man in Deutſchland ſchon hinaus; da ſetzt man ſich über ſolche entſchuldigende Complimente an die Religion hinweg.

qu'a lieu le passage a une situation plus complexe. J'invoquerai en temoignage, l'etat actuel d'un grand nombre de groupes repandus dans toutes les parties du monde. Ces tribus grossières, surtout celles des nègres pélagiens de la Polynésie, les Samoyédes et autres familles du monde boréal et la plus grande partie des nègres africains n'ont jamais pu sortir de cette impuissance et vivent juxta-posées les uns aux autres et en rapports de complète independance.« In theilweiſem Widerſpruche mit dieſen letzten Worten aus denen es ſcheinen könnte, daſs dieſe Stämme gar keine Geſchichte machen, ſind die darauf folgenden: »Les plus forts massacrent les plus faibles, les plus faibles cherchent à mettre une distance aussi grands que possible entre eux et les plus forts; là se borne toute la politique de ces embryons de sociétés qui se perpetuent depuis le commencement de l'espèce humaine dans un état imparfait, sans avoir jamais pu mieux faire.« (l. c. I 42, 43.) Auch dieſe Horden alſo machen Geſchichte, d. h. ſie können ſich dem ſocialem Naturproceſſe nicht entziehen, ſie machen ihn durch, wobei die ſchwächeren von den ſtärkern maſſakrirt, nach und nach den Platz räumen und vom Schauplatz der Geſchichte verſchwinden.

Es ſcheint aber, daſs der menſchliche Geiſt eine ſo ſtarke Neigung zu Dogmen und Autoritätsglauben hat, daſs er immer nur die Götzen wechſelt, aber ohne dieſelben nicht leben kann.

Wohl entwöhnte ſich ein bedeutender Theil unſerer Intelligenz des Kirchenglaubens und der Autorität der religiöſen Dogmen: doch nur um an ihre Stelle — den Darwiniſmus zu ſetzen.

Der Darwiniſmus iſt bis auf ſein letztes i-Tüpfelchen heute ein noli me tangere eines groſsen Theiles der wiſſenſchaftlichen und unwiſſenſchaftlichen Welt geworden und ſeine Anhänger gleichen den frühern Anhängern der Dogmen bis auf den blinden Fanatiſmus mit dem ſie ihre Lehre vertheidigen und alles was nicht auf dieſelbe von A bis Z ſchwört, zwar nicht als Ketzer, wohl aber als »Dilettanten . . . denen das Reich des Lebendigen in ſeiner Ganzheit ein verſchloſſenes Buch geblieben«[1]) verdammen.

Wir wollen nun nicht beſſer ſein und auch nicht beſſer ſcheinen als ſo viele Gelehrte und Forſcher vergangener Jahrhunderte, und obwohl wir nicht in all und jedem dem Darwiniſmus beiſtimmen, obwohl wir in demſelben ſo manche Uebertreibung und Irrthümer ſehen, worauf hier einzugehen wir keinen Anlaſs haben: ſo wollen wir uns doch mit dieſer heute herrſchenden Lehre womöglich auf guten Fuſs ſetzen (welche Rückſicht ſie übrigens ihrer vielen Wahr-

[1]) Solche und ähnliche Ausfälle gegen wiſſenſchaftliche Gegner findet man unter andern bei Oscar Schmidt: Descendenzlehre und Darwiniſmus Leipzig 1873. Vergleiche daſelbſt auſser der obigen auf S. 275 befindlichen Stelle auch noch S. 272 wo eine gegneriſche ganz logiſche Einwendung damit abgefertigt wird, daſs ſie von der »gröbſten Unwiſſenheit in Angelegenheit der Descendenzlehre« zeuge, welcher Unwiſſenheit aber nicht mit einer Widerlegung, ſondern mit einer dogmatiſchen Phraſe entgegengetreten wird. Das treffen ja auch die Vertheidiger der kirchlichen Dogmen!

heiten wegen auch verdient) um uns die Herren Darwinianer nicht auf den Hals zu laden.

Wie verhält ſich aber die Anſchauung von der Vielheit der Menſchenabſtammung und der Erklärung der Typenvielheit der Menſchenſtämme aus ihrer verſchiedenen Abſtammung, zum Darwiniſmus? Wir können nun getroſt ſagen, daſs Darwin und ſeine Anhänger gegen eine ſolche Anſchauung nichts einzuwenden haben. Der Darwiniſmus iſt ſo vollauf mit der Frage der Umwandlung und Zuchtwahl beſchäftigt, daſs er nie Gelegenheit fand, ſich mit der einheitlichen oder vielheitlichen Abſtammung eingehender zu befaſſen. Doch liegt es im Geiſte dieſer Lehre und in ihren logiſchen Conſequenzen, daſs ſie durchaus nicht nur eine e i n z i g e Umwandlungs-Stammbaumlinie anzunehmen braucht, ſondern daſs ſie eine parallele nebeneinander lauſende Vielheit ſolcher Umwandlungs-Stammbaumlinien ſehr wohl zuläſst und zulaſſen muſs. Denn würde ſie dieſs nicht thun, dann müſste ſie ja annehmen, daſs es im Momente der erſten Entſtehung der organiſchen Urzelle nur e i n e Zelle war aus der ſich in fortlaufender Metamorphoſe die ganze animaliſche Welt entwickelte. Eine ſolche unſinnige Annahme liegt dem Darwiniſmus ferne und er hat ſich auch oft dagegen verwahrt und ausdrücklich erklärt, daſs er nur von »U r f o r m e n« am Anfang der Entwicklung ſpreche; die Frage aber ob es ein oder mehrere Urform-Individuen gegeben habe, als unweſentlich betrachte. Nun hat der Darwiniſmus von ſeinem Standpunkte vollkommen Recht, ſich nicht noch überflüſſigerweiſe mit d i e ſ e r Frage zu beſchäftigen: denn ſein Hauptaugenmerk iſt ja nur auf die Beweiſe der Umwandlung der Arten und die M i t t e l, durch die dieſes geſchieht, gerichtet; daſs dieſer Prozeſs in vielen nebeneinanderlaufenden Entwicklungslinien, vielleicht auch auf vielen Punkten der Erde vor ſich geht, dagegen braucht der Darwiniſmns nicht zu ſtreiten, ſowie

auch diese Anschauung gegen ihn nicht streitet. In der That ist es den Schülern Darwins nicht schwer, sich für die Vielheit der Abstammung der Menschheit und gegen die »einpaarige« Abstammung zu erklären, ja, diese Vielheit (freilich in ihrem etwas beschränkten Sinne, wovon wir gleich sprechen wollen) scheint ihnen so selbstverständlich und aus dem Darwinismus eo ipso sich ergebend, dass sie diese ganze Frage kurzweg als »abgeschmackt« erklären. »Die oft ventilirte, jetzt eigentlich abgeschmackte Frage, meint Oscar Schmid, ob die Menschheit von einem oder mehreren Paaren abstamme, erledigt sich damit, dass aus den thierischen Vorfahren der Stamm, in welchem später die Sprache zum Durchbruch kam, sich natürlich allmählig absonderte und dass die zur Sprache und Vernunft führende Zuchtwahl in grössern Individuengemeinschaften vor sich gehen musste.[1]) Auch Büchner, der treueste Dolmetsch und Popularisator Darwins, behandelt diese »abgeschmackte« Frage in ähnlicher bagatellmässiger Weise: »Denn einmal, meint er, die Möglichkeit der Umbildung des Affentypus in den menschlichen angenommen — mag dieses nun ganz allmählig oder mehr sprungweise geschehen sein — so ist es für die Sache selbst ziemlich einerlei, ob diese Umbildung ein oder mehreremale, da oder dort stattgefunden, und ob die jetzigen Verschiedenheiten unter den einzelnen Menschenrassen von allmähligen Umbildungen eines ursprünglichen einheitlichen Typus oder von ursprünglichen Verschiedenheiten der Abstammung herrühren.«[2]) Nicht so harmlos wie Schmid und Büchner fasst jedoch Häckel diese Frage auf, der auch hier Darwin »überdarwint«. Denn wenn auch Häckel

---

[1]) Oscar Schmid l. c. 385.

[2]) Büchner, der Mensch und seine Stellung in der Natur 2. Auflage S. 138.

nicht umhin kann, im Geiste des Darwinismus die »einpaarige« Abstammung, wie sie die Bibel annimmt, zu perhorresciren, so gibt er sich doch sehr viele Mühe, die einörtliche Herkunft der Menschheit zu beweisen und zwar die Herkunft der ganzen Menschheit aus »Lemurien« — was unseres Erachtens dem Geist der Lehre Darwins nicht weniger zuwider ist, als die einpaarige Abstammung. Häckel bekennt sich daher zu einem Polygenismus im engern Sinne und zu einem Monogenismus im weiteren Sinne. Seine Ausführung, in der er es unternimmt, »die vielbesprochene Frage vom einheitlichen oder vielheitlichen Ursprung des Menschengeschlechts, seiner Arten oder Rassen, vom Standpunkte der Descendenztheorie aus zu beleuchten« lautet: »Bekanntlich stehen sich in dieser Frage seit längerer Zeit zwei große Parteien gegenüber, die Monophyleten und Polyphyleten. Die Monophyleten (oder Monogenisten) behaupten den einheitlichen Ursprung und die Blutsverwandtschaft aller Menschenarten. Die Polyphyleten (oder Polygenisten) dagegen sind der Ansicht, daß die verschiedenen Menschenarten oder Rassen selbständigen Ursprungs sind. Nach den vorhergehenden genealogischen Untersuchungen kann es nicht zweifelhaft sein, daß im weitern Sinne jedenfalls die monophyletische Ansicht die richtigste ist. Denn vorausgesetzt auch, daß die Umbildung menschenähnlicher Affen zn Menschen mehrmals stattgefunden hätte, so würden doch jene Affen selbst durch den einheitlichen Stammbaum der ganzen Affenordnung wiederum zusammenhängen. Es könnte sich daher immer nur um einen näheren oder entfernteren Grad der eigentlichen Blutsverwandtschaft handeln. Im engeren Sinne dagegen wird wahrscheinlich die polyphyletische Anschauung in so ferne Recht behalten, als die verschiedenen Ursprachen sich ganz unabhängig von einander entwickelt haben. Wenn

Digitized by Google

man alſo die Entſtehung der gegliederten Wortſprache als den eigentlichen Hauptact der Menſchwerdung anſieht und die Arten des Menſchengeſchlechts nach ihrem Sprachſtamme unterſcheiden will, ſo könnte man ſagen, daſs die verſchiedenen Menſchenarten unabhängig von einander entſtanden ſeien, indem verſchiedene Zweige der aus den Affen unmittelbar entſtandenen ſprachloſen Urmenſchen ſich ſelbſtändig ihre Urſprachen bildeten. Immerhin würden natürlich auch dieſe an ihrer Wurzel entweder weiter oben oder tiefer unten wieder zuſammenhängen und alſo doch ſchlieſslich alle von einem gemeinſamen Urſtamme abzuleiten ſein.

»Wenn wir nun an dieſer letzteren Ueberzeugung allerdings feſthalten, und wenn wir aus vielen Gründen der Anſicht ſind, daſs die verſchiedenen Spezies der ſprachloſen Urmenſchen alle von einer gemeinſamen Affenmenſchen-Form abſtammen, ſo wollen wir damit natürlich nicht ſagen, daſs »alle Menſchen von einem Paare abſtammen.« Dieſe letztere Annahme, welche unſere moderne indogermaniſche Bildung aus dem ſemitiſchen Mythus der moſaiſchen Schöpfungsgeſchichte herübergenommen hat, iſt auf keinen Fall haltbar. Der ganze berühmte Streit, ob das Menſchengeſchlecht von einem Paare abſtammt oder nicht, beruht auf einer vollkommen falſchen Frageſtellung. Er iſt eben ſo ſinnlos, wie der Streit, ob alle Jagdhunde oder alle Rennpferde von einem Paare abſtammen. Mit demſelben Rechte könnte man ſagen, ob alle Deutſchen oder alle Engländer »von einem Paare abſtammen« u. ſ. w. Ein »erſtes Menſchenpaar« oder ein »erſter« Menſch hat überhaupt niemals exiſtirt, ſo wenig es jemals ein erſtes Paar oder ein erſtes Individuum von Engländern, Deutſchen, Rennpferden oder Jagdhunden gegeben hat. Immer erfolgt natürlich die Entſtehung einer neuen Art aus einer beſtehenden Art in der

Weise, daß eine lange Kette von vielen verschiedenen Individuen an dem langsamen Umbildungsprozeß betheiligt ist. Angenommen, daß wir alle die verschiedenen Paare von Menschenaffen und Affenmenschen nebeneinander vor uns hätten, die zu den wahren Vorfahren des Menschengeschlechts gehören, so würde es doch ganz unmöglich sein, ohne die größte Willkühr eines von diesen Affenmenschenpaaren als das »erste Paar« zu bezeichnen. Ebensowenig kann man auch jede der zwölf Menschenrassen der Spezies . . . von einem »ersten Paare« ableiten.«[1])

Daß diese Erklärungen Häckel's sehr unklar und gewunden sind, liegt auf der Hand, aber auch nicht minder die Ursache dieser Unklarheit und Gewundenheit.

Häckel fühlt es wohl, wie er sich gegen den Geist sowohl aller gesunden Naturwissenschaft, wie auch des Darwinismus schwer versündigen würde, mit der Annahme einer »einpaarigen« Abstammung der Menschheit. Die muss er also verwerfen. Andererseits will er sich den Rückzug zu seinem Steckenpferde, der Construirung des einheitlichen Stammbaumes und Auffindung des Entstehungscentrums der Menschheit (Lemurien) nicht abschneiden. Daher die Halbheit seiner Erklärungen, die Unterscheidung zwischen Monogenismus im weiteren und engeren Sinne. Aber Häckel irrt gewaltig. Ganz ebenso wie die »Einpaarigkeit« gegen alle Naturwissenschaft und auch gegen den Darwinismus verstößt: ganz ebenso ist die »Einörtlichkeit« mit denselben unvereinbar. Ganz dieselben Erwägungen die gegen den Monophyletismus im engsten und engeren Sinne sprechen — ganz dieselben sprechen auch gegen den Häckel'schen Monophyletismus im »weiteren Sinne«. Denn gewiß ist es ein Widersinn anzunehmen, daß jene niedrigsten und niedrigen Organismen und Thier-

[1]) Häckel, natürliche Schöpfungsgeschichte 5. Auflage 1874 S. 599 ff.

formen, aus denen man ſich den Menſchen in Jahrmillionen herausentwickelt denkt, nur in einzelnen Exemplaren vorhanden waren, da uns doch die Maſſenhaftigkeit des Auftretens jener Organiſmen und Thierformen noch heutzutage überall vorliegt:[1]) aber ebenſo iſt es ein Widerſinn das Vorhandenſein jener niedrigſten Organiſmen, aus denen ſich nach der Lehre Darwins die ſpätere Thierwelt entwickelte an einen Punkt der Erde zu verlegen! Wenn der Darwiniſmus immer und überall nach »Einfachheit« und »einfacher« Erklärung der Erſcheinungen ſtrebt, ſo verſteht er doch darunter keine Zahlen-Einfachheit — eine ſolche Einfachheit wäre gerade eine Künſtlichkeit und Unnatürlichkeit. Eine natürliche Erklärungsart, und das iſt die Darwin'ſche Einfacheit, hat gar keinen Grund den Entſtehungherd der Thier- und Menſchenwelt an einen einzigen Ort zu verlegen. Derſelbe Naturprozeſs, den man in den Tiefen des Oceans der einen Hemiſphäre vorausſetzt, derſelbe wird ſich auch in den Tiefen des Oceans der andern Hemiſphäre abgeſpielt haben. Freilich werden dann die verſchiedenen Oertlichkeiten dieſem Naturprozeſs und ſeinen Produkten verſchiedene individuelle Charaktere aufgeprägt haben: dagegen aber ſpricht doch die wirkliche Thier- und Menſchenwelt am allerwenigſten!

So ſehen wir denn, daſs der reine Darwiniſmus ſelbſt unſerer Annahme durchaus nicht in den Weg tritt, wohl aber theilweiſe der Häckeliſmus d. i. die, die Lehre des Meiſters zum Extrem treibende Schülerſchaft. Und zwar

---

[1]) Nehmen wir z. B. den Häckel'ſchen Bathybius: »Viele tauſend Kubikmeilen Meeresboden beſtehen aus einem ſeifig anzufühlenden Schlamm oder Schlick zuſammengeſetzt, theils aus offenbar erdigen, unorganiſchen Theilen, theils aus eigenthümlich geformten, ihrem Weſen nach vielleicht noch zweifelhaften Kalkkörperchen, endlich was die Hauptſache, aus einer eiweisartigen Subſtanz welche lebt. Dieſer lebende Schlamm, der ſogenannte Bathybius etc. Oscar Schmid l. c. 23.»

Digitized by Google

hat diese Erscheinung noch einen tieferen Grund, von dem wir jetzt sprechen wollen.

Das grosse unvergängliche Verdienst Darwin's ist nachgewiesen zu haben, dass viele Umwandlungen und Abänderungen in den Typen der Organismen durch die Mittel der Anpassung und Vererbung, durch natürliche Zuchtwacht im Kampfe ums Dasein auf langsamem Wege erfolgte. Nun behauptet aber Darwin unseres Wissens nirgends, dass alle Verschiedenheiten der Arten nothwendigerweise nur durch diese Mittel erfolgten. Darwin schliesst den Einfluss auch anderer Momente, s. z. Beispiel individueller durch die verschiedensten Einflüsse der umgebenden Natur u. dgl. bewirkter Verschiedenheiten der Urorganismen auf die Verschiedenheiten der von ihnen abstammenden Arten keineswegs aus.

Anders seine übereifrigen Schüler. Entzückt über die Entdeckung des Meisters trachten sie die Bedeutung derselben ins Maasslose zu vergrössern und gelangen auf diese Weise zu argen Uebertreibungen.[1]) Weil Vererbung und Anpassung, weil natürliche Zuchtwahl im Kampf ums Dasein eine bedeutende Rolle in der Umwandlung der Arten spielen: will Häckel gar keine andere Ursache der Verschiedenheit der Gattungen und Arten mehr anerkennen und vermisst er sich — was Darwin

[1]) Den Häckel'schen Uebertreibungen gegenüber verhalten sich nüchterne Antropologen entschieden ablehnend. So schreibt z. B. Joly: Wie dem auch sei, m. E. nach hat es niemals jenen sprachlosen Pithecantropus alalus gegeben, dessen Bild uns Häckel entwirft als ob er ihn gesehen und gekannt hätte und dessen Stammbaum dieser Gelehrte mit Hilfe phantastischer und höchst gewagter Hypothesen von der Monere, den Protoplasmen oder lebendem Urstoff an bis zu seinem sprachbegabten Menschen aufbaut, der die Bildungsstufe der Australier und Papuas im Anfange der diluvianischen Periode erreichte (der Mensch vor der Zeit des Metalles S. 385).

nicht gethan hat — für das ganze Thierreich, für alle Menſchenraſſen der Erde einen einzigen Stammbaum zu conſtruiren, dem er ſogar einen einzigen von ihm beliebten Ort anweist, wo er ſeine Wurzel haben muſs.

Aus der von Darwin nachgewieſenen Möglichkeit der Umwandlung der Arten und ihrer ſecundären Verſchiedenheit gelangt Häckel zur Uebertreibung, die Unmöglichkeit einer primären Verſchiedenheit der Arten und Gattungen zu folgern und einen »Monophyletiſmus im weiteren Sinne« zu conſtruiren, welcher der Lehre Darwin's abſolut fremd war — und dem Geiſte der Descendenzlehre immer fremd bleiben wird.

Dabei ſchieſst ja, wie wir bereits erwähnten, der Häckeliſmus weit über das von Darwin ins Auge gefaſste Ziel hinaus und trifft alſo nicht dahin wohin Darwin treffen wollte, d. h. löst nicht die Aufgabe die der Darwiniſmus löſen wollte — und löſen ſoll.

Dieſe Aufgabe beſteht ja darin, an Stelle der Annahme von Wundern eine naturgemäſse und natürliche einfache Erklärung zu ſetzen. Dazu genügt es aber vollkommen, die Möglichkeit der Abſtammung des Thierreichs und der Menſchenarten von einfachen Urorganiſmen nachzuweiſen — wobei ein groſser Theil der Artverſchiedenheiten der einzelnen Typen, alſo auch der Menſchenraſſen ſich eben ſehr einfach und natürlich aus der Verſchiedenheit dieſer Urorganiſmen die durch deren verſchiedene geographiſche Lage bedingt war, erklärt — während ein anderer Theil dieſer Verſchiedenheiten allerdings in den Einflüſſen der Vererbung und Anpaſſung, der Zuchtwahl im Kampfe ums Daſein begründet ſein mag. Das Ausſchlieſsen aber der erſteren Einflüſſe und das ſtarre Feſthalten an den letzteren brächte in dieſe Erklärung ein neues Element der Unnatürlichkeit und der Wunderbarkeit. Daher hat

Häckel gewiſs unrecht, die »monophyletiſche Hypotheſe (wenn auch in ſeinem »weitern Sinne«) für die richtigere« und »für das Menſchengeſchlecht eine einzige Urheimat« anzunehmen [1]), denn dieſe Annahme bedeutet einen freiwilligen, ganz unnöthigen und muthwilligen Verzicht auf eine ſehr einfache und natürliche Erklärungsweiſe einer groſsen Zahl von Verſchiedenheiten unter den Menſchenraſſen, die ſich auf andere Weiſe nur ſehr ſchwer und künſtlich oder vielleicht gar nicht erklären lieſsen — einen Verzicht der in einer Theorie die nur zu dem Zwecke aufgeſtellt wurde, um ſtatt künſtlicher und unnatürlicher Erklärungsweiſen, einfache und natürliche zu ſetzen, höchſt unlogiſch iſt. Ja, ein ſolcher Verzicht iſt um ſo mehr unverzeihlich und geradezu leichtfertig, da doch die Darwin'ſche Theorie vorderhand noch weit entfernt iſt alle Erſcheinungen der Artverſchiedenheit der Organiſmen erklären zu können. Auf dieſes letztere Gebiet können wir uns freilich hier nicht einlaſſen, doch verweiſen wir in dieſer Beziehung auf Huxley, der das, wenigſtens vorderhand Unzulängliche dieſer Theorie ganz ſchlagend nachweist — eine Unzulänglichkeit, die unſeres Erachtens nie behoben werden wird. »Trotz alledem, ſagt nämlich Huxley, muſs unſere Annahme der Darwin'ſchen Hypotheſe ſo lange nur proviſoriſch ſein, als ein Glied in der Beweiskette noch fehlt; und ſo lange alle Thiere und Pflanzen, die ſicher durch Zuchtwahl von einem gemeinſamen Stamme entſtanden ſind, fruchtbar ſind und ihre Nachkommen unter einander (was bekanntlich bei natürlichen Thierarten nicht der Fall iſt) ſo lange fehlt jenes Glied. Denn für ſo lange kann nicht bewieſen werden, daſs die Zuchtwahl alles das leiſtet, was zur Erzeugung natürlicher Arten nöthig iſt.« [2])

---

[1]) Natürliche Schöpfungsgeſchichte S. 619.

[2]) Huxley, Stellung des Menſchen etc. überſ. von Carus S. 122. Wenn

Digitized by Google

Eine viel eingehendere und unseres Erachtens vollkommen logisch richtige Widerlegung hat die Darwin'sche Theorie der Artenwandlung von dem grossen Naturforscher Agassiz erfahren und an der scharfen Logik desselben, ändern all die Anfechtungen die seine Erörterungen erfahren haben, kein Jota. Wenn die Descendenzlehre sich bestrebt von den niedersten Organismen, von den Monern und Protozoen bis zum Menschen eine continuirliche Entwicklungsreihe herzustellen, so ist es Agassiz vollkommen gelungen, auf die gründlichste Weise diese Continuität zu zerreissen und die Grundverschiedenheit der »typischen Abtheilungen des Thierreichs« nachzuweisen. »Es besteht, sagt Agassiz, ein Unterschied im Urbegriff und dieser Unterschied ist in der materiellen Erscheinung ausgeführt. Man sagt, der Mensch sei die Krone einer aufsteigenden Scala. Unzweifelhaft ist er das höchste erschaffene Wesen, aber er ist der Culminationspunkt, besonders seiner eigenen Reihe, der Reihe der Wirbelthiere. Kein wirbelloses Thier hat irgend eine verwandtschaftliche Beziehung in seiner Uranlage wie in deren sichtbaren Ausführung mit dem Menschen, während jedes andere Glied des Wirbelthiertypus, dem auch der Mensch angehört, in einem engen verwandtschaftlichen Verhältnisse bezüglich seines anatomischen Baues mit ihm steht. Wie nun die Thiere nicht auf einen Plan begründet sind, so werden sie auch nicht alle auf einer Stelle gefunden, noch sind sie je auf einen Mittelpunkt beschränkt worden. Die Thiere sind über die ganze weite Oberfläche des Erdballes vertheilt, über Land und Meer; und wie weit sie auch

auch dieser Einwand Huxley's sich speziell auf das Thierreich bezieht, da die Menschenarten untereinander kreuzungsfähig sind, so ist derselbe doch genügend um das Princip der Zuchtwahl als solches zu erschüttern und demselben diese Bedeutung die ihm der Darwinismus beimisst, zu nehmen.

Digitized by Google

räumlich von einander getrennt ſein mögen, wir finden ſie dennoch durch dieſelben Geſetze typiſcher Aehnlichkeiten und Verſchiedenheiten vereinigt.[1])

Um die Beharrlichkeit der Typen zu beweiſen, unterzieht Agaſſiz die Fortpflanzung der Thiere einer eingehenden Analyſe aus der ſich ergibt, daſs ſchon das Ei, aus dem die Thiere entſtehen »mit einer Individualität, d. h. mit einem typiſchen Charakter begabt iſt, ſo entſchieden, daſs nie und nimmer von Anbeginn der Welt an das Ei irgend eines Thiers ein Thier erzeugt, welches im Weſentlichen von der Mutter ſich unterſchied.«

»Welche Phaſen nun auch das Ei durchzumachen haben mag und wie ſehr es auch dem reiſen Zuſtande irgend eines niedern Typus vorübergehend ähneln mag, es hat nie und nimmer irgend etwas Anderes erzeugt als die Spezies, von welchen es ſelbſt erzeugt worden iſt. Es iſt kein einziges Beiſpiel einer Abweichung von dieſem ewig wiederkehrenden Kreislauf der Entwicklung bekannt, welcher uns die Aufeinanderfolge ſpecifiſch identiſcher Weſen als Erfolg der Zeugung zeigt, mag die Vermehrung eine durch Eier, Knoſpen oder durch Theilung geſchehen . . . Je weiter wir dieſe verſchiedenen Weiſen der Vermehrung unter den Thieren prüfen, um ſo mehr überzeugt uns die Thatſache, daſs die Erhaltung der Idee, des Typus, die Beharrlichkeit gewiſſer Züge in der organiſchen Welt, der Urzweck (?) ein unleugbar unabweislicher Erfolg iſt.« (l. c. 23.) Welch wunderbare Erſcheinungen auch die Vererbung zu Tage fördert (z. B. Atavismus) ſo hat doch Agaſſiz nie ſinden können, daſs bei »all ihrer Fügſamkeit, ihrer Kraft ſich neue Züge anzueignen oder dieſelben abzuſtoſsen« »die Spezies ſich ändert«. Er gelangt

[1]) Agaſſiz: Schöpfungsplan S. 11 und 12.

daher zum Schlusse, daſs »das Gesetz der Vererbung so zu wirken scheint, daſs es was wesentlich im Typus ist, zurückhällt und Variation nur in dem erlaubt, was nicht charakteristisch zur typischen Organisation ist.« (l. c. 63.)

Das Gesetz der Vererbung scheint Agassiz die Bestimmung zu haben »vielmehr den Typus zu bewahren als ihn abzuändern.«

Speziell gegen die Darwin'sche Theorie aber von der Entstehung neuer Arten sprechen die Thatsachen, die bei der Kreuzung von Thierspezies und Menschenrassen beobachtet werden. Darüber äuſsert sich Agassiz folgendermaſsen: »In direkter Verbindung mit der Frage der Vererbung steht diejenige über die Bastardbildung. Ich habe Ihnen gezeigt, daſs die Nachkommen nah verwandter Thiere ebensowohl dem männlichen wie dem weiblichen Wesen, von welchen sie erzeugt wurden, gleichen können. Alle Nachkommen können dem einen oder dem andern gleichen, oder auch die Charaktereigenthümlichkeiten beider Eltern theilen. Aber sobald sich Thiere verschiedener Spezies kreuzen z. B. das Pferd mit dem Esel, so wird der Nachkomme immer ein Mittelding zwischen diesen beiden — weder ein Pferd noch ein Esel, sondern ein Maulthier sein. Mit andern Worten: der Sprösling ist immer Halbblut, immer zwischen beiden, dem Vater und der Mutter. Bei den Thieren geschieht dieses zwischen dem was wir Spezies nennen, bei dem Menschen zwischen dem was wir Rassen nennen. Die Kinder der Weiſsen und Neger sind weder Weiſse noch Schwarze — sie sind Mulatten. Die Kinder der Neger und der Indianer sind weder das eine noch das andere, sie sind Halbblut und haben die Eigenthümlichkeiten beider. Dasselbe gilt auch für den Weiſsen mit dem Australier, für den Weiſsen und Chinesen. Das ist eine Thatsache

zu Gunften des felbftftändigen Urfprungs der Menfchenraffen. Hieraus folgerte man, dafs diefelben in gleicher Weife von einander unterfchieden werden müffen wie man die Spezies der Thiere von einander unterfcheidet. Ich will bei diefem Punkte nicht verweilen, fondern nur fragen, welchen Einflufs haben die Thatfachen auf die Erhaltung oder Veränderung des Typus? Denken Sie fich einmal bei der nächften Generation eine Kreuzung zwifchen Halbblut, fagen wir einer Mulattin und einem Weifsen oder einem Mulatten und einer Schwarzen und diefes werde zwei oder drei Generationen fortgefetzt? Dann ift die Mifchung vollftändig weg und wir kehren zum reinen Typus zurück. Und dasfelbe ift auch bei Thieren der Fall; wir können ja Baftarde oder Halbblut erzeugen, aber bringen wir fie einige Generationen mit ihrer eigenen Art zufammen, fo haben fie keine Kraft die angewiefene Richtung weiter fortzuführen; ihre Nachkommen kehren zu ihrem urfprünglichen Typus zurück. Diefs fcheint mir denn doch ein fchlagender Beweis, dafs alle diefe Gefetze der Vererbung und Uebertragung eher zur Erhaltung als zur Zerfplitterung des Typus dienen« (l. c. 67). Nachdem Agaffiz noch eine Reihe feine Anficht unterftützender Thatfachen und Beobachtungen aus dem Thierleben vorführt, gelangt er zum Schluffe, dafs es »nach unferer gegenwärtigen Kenntnifs von der Entftehung und Entwicklung der Thiere in der That Nichts zur Rechtfertigung der Annahme gibt, dafs die Thiere ftufenweife von ihrem urfprünglichen Typus abgewichen wären und zu neuen, verfchiedenartigen fich umgeftaltet hätten.«

Endlich kommt Agaffiz auf die Darwin-Haeckel'fche Verwandtfchaft des Menfchen mit den Thieren, auf die aus der Aehnlichkeit und aus gewiffen antropologifchen Analogien mit einer, alle Logik bei Seite fetzender Apodkticität gefchloffen wird. Nun gibt Agaffiz aller-

Digitized by Google

dings eine »zoologiſche Verwandtſchaft« zu, die »auf der Identität des Organiſationsplanes und der ideellen Anlage und in der materiellen Ausführung begründet iſt, gleichviel, von wo derſelbe ausgegangen.« Die Behauptung aber der meiſten Zoologen, »daſs es keine andere Verwandtſchaft gibt als die der Abkunft von einem gemeinſamen Urſtamme« beſtreitet Agaſſiz entſchieden, da wir eine ſolche »Abſtammung«, eine ſolche »Descendenz« weder »in der Natur verfolgen« noch »durch Beobachtung ermitteln« können. »Wir können die Thiere nur anatomiſch und phyſiologiſch miteinander vergleichen, können der Art und Weiſe ihrer individuellen Entwicklung folgen, ihre Lebensweiſe beobachten, ihre geographiſche Verbreitung ermitteln, ihre allmählige Aufeinanderfolge in den verſchiedenen geologiſchen Perioden mit einem groſsen Aufwande von Beobachtungen und Vergleichungen erforſchen; und indem wir die Reſultate all dieſer Unterſuchungen und Beobachtungen zuſammenfaſſen, dann die Thiere nach ihrer Aehnlichkeit, dem Grade der Verwandtſchaft gruppiren. Aber weiter gehen und behaupten, daſs, weil die Thiere einander ähnlich ſind ſie auch Eins von dem Andern abſtammen, heiſst etwas behaupten, von dem wir durchaus keine Kenntniſs haben. Aehnlichkeit beweiſt keine Abſtammung .... Es gibt zwiſchen Thieren, welche gegenwärtig durch den halben Erdball von einander getrennt leben, Aehnlichkeiten desſelben Grades, wie unter denen, deren gemeinſame Abſtammung erwieſen iſt. Es gibt auch Aehnlichkeiten zwiſchen den embryoniſchen Phaſen der jetzt lebenden Wirbelthiere und den reifen Formen uralter, in den Schichten früher geologiſcher Epochen abgelagerter. Daſs dieſe Aehnlichkeiten eine Identität des Organiſationsplanes beweiſen, kann Niemand läugnen; aber nur wenn wir den Begriff von Zeit und Raum ganz aufheben, können wir deren Ab-

Digitized by Google

ſtammung von einander als möglich gelten laſſen. Ich möchte klar und ganz beſtimmt in einer Weiſe die nicht miſsverſtanden werden kann, feſtſtellen, daſs die Naturforſcher, auf der gegenwärtigen Stufe ihrer Wiſſenſchaft keinen einzigen directen Beweis für die urſprüngliche Herkunft irgend welcher ſpecifiſch verſchiedener Thiere beibringen können. Sie haben keine einzige Thatſache, keine unmittelbare Beobachtung, worauf ſie eine ſolche Theorie begründen könne, ausgenommen den Grad der Aehnlichkeit der Organiſation und der Funktionen der Thiere. Alle vorliegenden Claſſificationen von den des Ariſtoteles an bis auf die neueſten Verſuche unſerer Tage ſtützen ſich lediglich und allein auf die Kenntniſs des Körperbaues nicht auf irgend welche Kenntniſs der Abſtammung.« (l. c. 125) » . . . wir wiſſen von dieſem gemeinſamen Urſprunge gar nichts Thatſächliches und tappen damit in völliger Dunkelheit in welcher nur Phantaſie herrſcht.« (S. 168.) »Wie wenig wir auch von jener Verſchiedenheit (der Arten) begreifen mögen — ſie kann vom wiſſenſchaftlichen Standpunkt aus nicht einer Urſache (Artenwandlung) zugeſchrieben werden, von welcher wir nichts wiſſen und von deren Exiſtenz überhaupt wir noch nicht den geringſten Beweis haben.« (170) Endlich bekämpft Agaſſiz das letzte Argument des Häckeliſmus die »embryoniſche Aehnlichkeit«. »Es iſt nicht zu läugnen, meint er, daſs die im Ei beobachtete Reihe der Umänderungen ganz im Allgemeinen mit der Aufeinanderfolge der Thiere in den geologiſchen Perioden übereinſtimmt. Embryoniſche Zuſtände der höhern Wirbelthiere erinnern uns an reife Formen niederer Wirbelthiere in früheren geologiſchen Zeiten. Auf dieſe Thatſache geſtützt wollen nun die Vertreter der Transmutationslehre folgern, daſs in dem langen Laufe der Zeiten eine

reale Entwicklung des Einen aus dem Andern ſtattgefunden hat. Aber die embryoniſchen Zuſtände der höhern Wirbelthiere erinnern uns ganz ebenſo lebhaft auch noch an reife Formen der niedern, gegenwärtig lebenden Wirbelthiere; ja ſie ähneln dieſen ihren Zeitgenoſſen in eben dem Grade und auch in derſelben Weiſe, wie ſie den foſſilen Formen analog erſcheinen. Dürfen wir daraus nun folgern, daſs, weil ein Hühnchen oder ein Hund unſerer Tage auf einer gewiſſen Stufe ſeiner Entwicklung gleichſam einem ausgewachſenen Knorpelfiſch ähnelt, daſs ſage ich, Hühner und Hunde jetzt unmittelbar aus Fiſchen ſich entwickeln werden. Wir wiſſen recht wohl, daſs das nicht geſchieht, nicht geſchehen kann, und dennoch iſt die Beweisführung genau dieſelbe, auf welche die Vertheidiger der Transmutationslehre dieſe ihre Theorie ſo plauſibel zu ſtützen pflegen. . . . . Die Entwicklungsſtufen eines jeden Säugethieres während des embryonalen Lebens erinnern an dieſe Stufenfolge (der Thiere nach ihrer Dignität) die Klaſſen der Wirbelthiere bedeuten in der That Entwicklungsſtufen des Vertebratentypus. Der Säugethierembryo durchläuſt ein Fiſch — und ein Amphibienſtadium bevor er die entſchiedenen Säugethiercharaktere erhält. Aber deſshalb dürfen wir doch noch nicht annehmen, daſs heutzutage ein Vierfüſsler aus einem Fiſch ſich entwickelt, wir behaupten das aus dem einfachen Grunde nicht, weil wir unter den Säugethieren und Fiſchen leben und wiſſen, daſs dergleichen geradezu unmöglich iſt. Aber Aehnlichkeiten derſelben, durch geologiſche Perioden getrennten Gattungen erlauben der Einbildungskraft und den nicht durch Beobachtung beſchränkten Hypotheſen einen weiten Spielraum.« (174—176)

III.

Ursprüngliche Vielheit der Sprachen und Culte.

---

15. Sprachwiſſenſchaft und Polygeniſmus.

Es gehört in der Wiſſenſchaft nicht zu den Seltenheiten, daſs zwei Hypotheſen auf nahe verwandten Gebieten ſich gegenſeitig ſtützen; daſs zwei hypothetiſch aufgelöste wiſſenſchaftliche Räthſel gegenſeitig zu ihrer definitiven Löſung als Schlüſſel dienen. Wir glauben es nun nachweiſen zu können, daſs ein ſolches Verhältniſs zwiſchen der Frage des Polygeniſmus und der Frage nach dem Urſprung der Sprachen exiſtirt.

Conſtatiren wir zuerſt den paralellen und analogen Gang menſchlicher Erkenntniſs auf dieſen zwei Gebieten. Dem anfänglich herrſchenden Monogeniſmus in der Antropologie entſprechend herrſchte Monophyletiſmus in der Sprachwiſſenſchaft, was ſich übrigens auch als Conſequenz erklärt.

Man war überzeugt, daſs alle exiſtirenden Sprachen von einer Urſprache abſtammen, die einſt das Urvolk ſprach und bemühte ſich nur dieſe eine Urſprache herauszufinden. Daſs man dieſelbe lange Zeit im Hebräiſchen erkennen zu müſſen glaubte, war wieder nur eine Conſequenz des Feſthaltens an der bibliſchen Tradition.

Erweiterte linguiſtiſche und ethnographiſche Kenntniſſe, fortgeſchrittene Geſchichtskunde und lebendige Erfahrung in neuentdeckten Welttheilen gaben der mit groſser Hartnäckigkeit feſtgehaltenen Annahme der einen Urſprache endlich den Todesſtoſs. Der Polyphyletiſmus hat

in der Sprachwiffenfchaft heutzutage eine viel unangefochtenere Geltung als fein Corelat, der Polygenifmus in der Anthropologie.

Aber fo wie man ihn nur langfam und zögernd acceptirte, ift man noch heute allgemein beftrebt, feinen Umfang, die Zahl der Urfprachen, auf das möglichfte Minimum zu befchränken und fo wenig als möglich urfprüngliche Sprachftämme anzuerkennen.

Von der einen Urfprache ift man abgekommen um an deren Stelle einige zu fetzen. Man verfährt dabei fo, dafs man eine Anzahl Sprachen, die in ihrem Wortfchatze und ihrem grammatikalifchen Baue Gemeinfamkeiten aufweifen, entweder als voneinander oder als von einer gemeinfamen Sprache abftammend auffafst, ähnlich wie man die verfchiedenen Menfchenftämme von einem erften Paare ableitete.

Auf diefe Weife werden z. B. die deutfche, litauifche, flavifche, celtifche, italienifche, albanefifche, griechifche, eranifche und indifche Sprache in verfchiedenen mittelbaren oder unmittelbaren Abzweigungsverhältniffen von einer »indogermanifchen Urfprache» abftammend dargeftellt. [1])

Wir werden die Gründe anführen, die uns auch auf diefem Gebiete die Ueberzeugung aufdrängen, dafs je weiter zurück gegen den Urfprung des Menfchengefchlechts wir die Sprachen verfolgen, defto unabfehbar-zahlreicher die felbftändigen und urwüchfigen Sprachen zunehmen und dafs wir zur Annahme gezwungen find, dafs einft der Unzahl von Menfchenhorden eine Unzahl urwüchfiger Sprachen zu Gebote ftand.

---

[1]) Siehe Schleicher: Die deutfche Sprache l. c. S. 82.

16. Die Frage nach dem Urſprung der Sprache.

Die Frage nach dem einheitlichen oder vielheitlichen Urſprung der Sprachen hängt mit der vielumſtrittenen Frage nach dem Urſprung der Sprache überhaupt, eng zuſammen und kann nur auf Grund einer Löſung dieſer letzteren entſchieden werden.

Am Anfang dieſes Jahrhunderts hatte Herder es noch nöthig, gegen den Statiſtiker Süſsmilch den göttlichen Urſprung der Sprache zu beſtreiten. Heute erſcheint uns eine ſolche Polemik als üherflüſſig und als Scholaſtik ärgſter Sorte. Man kann alles was natürlich iſt, göttlich nennen, wenn man dieſe Bezeichnung vorzieht — doch wird heute dabei niemand an das Einſchreiten eines perſönlichen Gottes im Sinne einer plumpen Auslegung bibliſcher Terminologie denken.

Nach Herder, kehrte man zu der vernünftigeren Form der Frageſtellung der griechiſchen Philoſophen zurück: φυσει oder θεσει — d. h. Natur oder Menſchenſatzung? Es war im Grunde dieſelbe Frage, die man ſich ſeit dem Ende des vorigen Jahrhunderts auch auf politiſchem Gebiete vielfältig ſtellte und die Rouſſeau und die Publiciſten der franzöſiſchen Revolution auf dieſem Gebiete zu Gunſten der Menſchenſatzung (contrat social) entſchieden. Heute darf man wohl dieſen letzteren Standpunkt ſowohl auf politiſchem wie linguiſtiſchem Gebiete als einen überwundenen bezeichnen. »Das was der Entſtehung der Sprachwurzeln vorausgeht iſt Werk der Natur« ſagt Max Müller und hierin ſtimmen ihm heute alle Sprachforſcher bei.[1]) Leider iſt aber mit dem Worte »von Natur« und »natur-

---

[1]) Max Müller: Vorleſungen über die Wiſſenſchaft der Sprache. IX. Vorleſung.

wüchsig« die Sache selbst, der wirkliche Vorgang noch immer nicht erklärt. Entscheidet man sich wie es heute wohl allgemein der Fall ist, für die »Naturwüchsigkeit« der Sprache (ebensowohl wie des Staates) so bleibt noch der schwierigere Theil des Problems zu lösen: wie man sich denn den wirklichen Vorgang dabei zu denken habe?

Wenn wir nun auch diesen Theil des Problems den schwierigeren nennen, so ist es uns doch fast unbegreiflich, dass ihn so viele ausgezeichnete Denker und Sprachforscher als unlösbar hinstellten; dass sie diesen natürlichen Vorgang der Sprachentstehung als ein geheimnissvolles Schöpfungsräthsel betrachteten, dessen Dunkel kein menschlicher Verstand durchdringen könne.

Bopp läßt daher dieses »Geheimniss der Wurzeln oder des Benennungsgrundes der Urbegriffe unangetastet«; er untersucht es nicht, »warum z. B. die Wurzel i gehen und nicht stehen, oder warum die Lautgruppirung sthe oder ste stehen und nicht gehen bedeute.«[1]) Steinthal will »jedem der es wagt, die jedem Laute seiner Natur nach innewohnende Bedeutung zu bestimmen im Tone des Dichters von Hiob fragen: standst du dabei als sich der Brust des noch stummen Urmenschen der erste Sprachlaut entrang? und verstandst du ihn? . . .« Auch er also räth dieses Geheimniss vorderhand außer Discussion zu lassen; »man schreite, meint er, in der Wurzelforschung schrittweise vor, ohne die Endergebnisse zu denen man gelangen will, voraus zu greifen; und so wird sich zeigen wie weit man nach etlichen Geschlechtern gelangt sein wird.«[2])

---

[1]) Bopp: Vergleichende Grammatik der indogermanischen Sprachen 1833. Vorrede.

[2]) Zeitschrift für Völkerpsychologie und Sprachwissenschaft. Jahrgang 1867 S. 76.

Auch Schleicher verzweifelt daran, dafs wir je über »den Urfprung des Lautes und die Urfachen des Factums, dafs verfchiedenen Menfchengruppen für diefelbe Anfchauug, für denfelben Begriff verfchiedene Laute als Bezeichnung fich darboten« in's Klare kommen könnten.

Daher habe, meint er, die Sprachwiffenfchaft »das Recht, auf die Frage wie ift die Sprache entftanden? eine Antwort zu verfagen. Die Sprachwiffenfchaft fetzt ihr Object, die Sprache, voraus; die ältefte, einfachfte Form derfelben kann fie aus den vorliegenden Sprachen erfchliefsen und ihre fernere Entwicklung verfolgen; aber wie der Menfch dazu gekommen diefe einfachfte, erfchliefsbare ältefte Sprache zu fchaffen, das zu ergründen ift nicht ihre Sache . . . Die Lehre von der Entftehung der Sprache ift demnach von der Sprachwiffenfchaft auszufchliefsen, fowie die Entftehung der einfachen Grundftoffe von der Naturwiffenfchaft; ob fie überhaupt möglich fei, ift eine Frage für fich, deren Beantwortung uns glücklicherweife nicht obliegt.«[1])

Caro eliminirt ebenfalls die Frage nach dem Urfprung der Sprache als eine dureh Erfahrung unmöglich zu erprobende, aus der pofitiven Wiffenfchaft. »Die Erfahrung, fagt er, gibt uns kein Mittel an die Hand, die Frage nach dem Urfprung der Sprache zu ergründen; über derartige wichtige Gegenftände weifs fie uns nichts zu fagen, was man durch Beobachtung oder durch Verfuche erproben könnte.«[2])

Max Müller meint das Problem des Sprachurfprungs liege jenfeits der Grenze menfchlicher Faffungskraft.[3])

---

[1]) Auguft Schleicher: Die deutfche Sprache, Stuttgart 1860.

[2]) Caro: Comptes rendus de l'Academie des sciences morales. Juli 1868.

[3]) . . that problem seems to be almost beyond the reach of the

Digitized by Google

Lazarus Geiger fpricht endlich von den »gewichtigen, das gröfste aller Räthfel des Geiftes betreffenden Fragen . . . : wie ward der Laut erzeugt? etc.« [1])

So verzweifelt fchlecht nun wie es aus obigen Aeufserungen fcheinen mochte, fteht die Frage nach dem Urfprung der Sprache keineswegs.

Nur mufs man, um eine befriedigende Löfung derfelben herbeizuführen, fie in ihre Elemente zerlegen, diefelben genau fondern, um nicht, wie es die bisherige Sprachforfchung machte, durch eine ungehörige Vermifchung derfelben zu einer falfchen Frageftellung zu gelangen und damit die Antwort zu erfchweren oder gar unmöglich zu machen.

Denn die Frage nach dem wie der naturwüchfigen Entftehung der Sprache enthält in fich folgende Beftandtheile, deren genaue Sonderung unumgänglich nöthig ift. Es ift nämlich zuerft die Veranlaffung in's Auge zu faffen die zur Entftehung der Sprache führt alfo die Theilfrage zu beantworten: was veranlafste die Menfchen zum Gebrauche der erften Sprachlaute? oder um es mit Beziehung auf unfere Vorausfetzung näher zu bezeichnen, aus welcher natürlichen Veranlaffung entftanden die erften Sprachlaute?

Sodann kommt die zweite Theilfrage: was befähigte die Menfchen zur Hervorbringung der erften Sprachlaute? Wo, in welchem natürlichen Momente ihres Wefens lag die Befähigung, die Sprache hervorzubringen und diefelbe fodann weiter zu entwickeln?

Drittens, wie verhielten fie fich, paffiv und activ, während des Actes diefer Hervorbringung? wie ftellten fie es

---

human understanding. Max Müller Lectures on the Science of Language London 1861 p. 330.

[1]) Lazarus Geiger: Urfprung und Entwicklung der Sprache I. S. 191.

an, bewuſst oder unbewuſst, daſs durch ſie die Sprache entſtand? daſs ſie die Sprache erzeugten?

Die letzte Theilfrage endlich iſt die nach der Beziehung des entſtandenen Sprachlautes zu dem durch denſelben bezeichneten Begriff. Muſste der Laut ſo ausfallen, wie er thatſächlich ſich geſtaltete oder konnte er auch anders ausfallen? War zwiſchem dem Laute und ſeinem Begriffe eine nothwendige Beziehung oder nicht?

Dieſe vier Theilfragen nun wollen wir jede insbeſondere in Betracht ziehen.

---

17. Die natürliche Veranlaſſung zur Spachentſtehung.

Die Frage nach der Veranlaſſung zur Hervorbringung der Sprache iſt verſchiedentlich beantwortet worden, doch läſst ſich im Allgemeinen in dieſen Beantwortungen eine Stufenfolge zu einer immer richtigeren Erkenntniſs nicht verkennen. Die älteſte Anſicht und theilweiſe noch Herder ſieht in dem unwillkührlichen, auch den Thieren angeborenen Ausdruck ſchmerzhafter Empfindungen und heftiger Bewegungen der Seele den Anfang der Sprache. »Schon als Thier hat der Menſch Sprache. Alle heftigen und die heftigſten unter den heftigen, die ſchmerzhaften Empfindungen ſeines Körpers, ſo wie alle ſtarken Leidenſchaften ſeiner Seele äuſsern ſich unmittelbar durch Geſchrei, durch Töne, durch wilde, inartikulirte Laute. Ein leidendes Thier ſowohl, als der Held Philoktet, wenn es der Schmerz anfällt, wird wimmern, wird ächzen und wäre es gleich verlaſſen auf einer wüſten Inſel, ohne Anblick, Spur und Hoffnung eines hülfreichen Nebengeſchöpfes.« [1]) Dieſer

[1]) Herder: Ueber den Urſprung der Sprache. 1770.

Ansicht ist mit Grund entgegengehalten worden, daſs der Schmerzensschrei und Empfindungsausdruck der Thiere keineswegs als Anfang der Sprache angesehen werden könne — denn sonst würden ja auch die Thiere einmal über diesen Anfang hinausgekommen und zur Sprache gelangt sein. Auch erweist eine eingehende Betrachtung den ganz wesentlichen, principiellen Unterschied zwischen dem Lautausbruch überwältigender Empfindung und der durch Vernunftthätigkeit getragenen Widergabe einer Anschauung, eines Begriffes. Zwischen thierischem Schrei und menschlicher Sprache gähnt eine unüberbrückbare Kluft.[1])

Eine zweite der vorigen nahe verwandte Ansicht geht dahin, daſs die Sprache einfach dem menschlichen Triebe »innere Erregungen« lebhafte Eindrücke durch Laute Ausdruck zu verschaffen, ihren Ursprung verdanke. Und zwar soll dieser Ausdruck nicht gerade eines gewissen In-

---

[1]) Uebrigens macht auch Herder einen groſsen Unterschied zwischen diesen »Naturtönen« die »nicht die Hauptfäden der menschlichen Sprache sind« nnd der »spät erfundenen metaphysischen Sprache«. Diese letztere »das Kind der Vernunft und Gesellschaft« nennt er »eine Abart vielleicht im vierten Gliede von der ursprünglichen Muttersprache des menschlichen Geschlechts«. Doch betont er ausdrücklich, daſs man »aus diesem Geschrei der Empfindungen den Ursprung menschlicher Sprache nicht »völlig« erklären kann, da diese »offenbar ganz etwas anderes« ist. »Alle Thiere, sagt er, fast bis auf den stummen Fisch, tönen ihre Empfindungen, deſswegen aber hat doch kein Thier, selbst nicht das vollkommenste, den geringsten, eigentlichen Anfang zu einer menschlichen Sprache«. Dagegen hebt Schleicher ganz entschieden den principiellen Unterschied zwischen jenem Ausdruck der Empfindungen und der Sprache hervor: »Der unmittelbare Ausdruck des Gefühles und der Empfindung sowie des Wollens und Begehrens findet nicht statt durch die Sprache, sondern durch Naturlaute, wie Schreien, Lachen und durch die Lautgebärden, durch die ächten Interjectionen oh, i, ei u. s. w. Diese, Fühlen und Wollen unmittelbar ausdrückenden Laute sind keine Worte, sind nicht Elemente der Sprache etc.« (Schleicher: Die deutsche Sprache S. 5 vrgl. die folgende Note.)

Digitized by Google

tereſſes wegen geſchehen, einem beſtimmten Zweck gelten, ſondern einfach dem Bedürfniſſe ſeine Gedanken auszutönen. Dieſe Anſicht knüpft an das bekannte Bedürfniſs auch des heutigen Menſchen an, laut zu denken — ſich ſozuſagen eines lebhafteren Gedankenſchwalles mittelſt lauter Rede zn entledigen. Darnach wäre der Menſch ein ſprechendes Thier, wie etwa der Vogel ein ſingendes, und es würden in dieſer Beziehung die Worte des Dichters ſich auch auf den Menſchen im allgemeinen anwenden laſſen — »ich (ſpreche) wie der Vogel ſingt«. Die Sprache aber wäre dann ein »lautlicher Reflex der von der Auſsenwelt erhaltenen Eindrücke.« [1])

[1]) Schleicher: Die deutſche Sprache, Stuttgart 1869 S. 40. Dieſer Anſchauung entſpricht die bekannte Definition »Sprechen iſt lautes Denken« die Schleicher als »vollkommen richtig« bezeichnet. »Die Sprache, ſagt derſelbe, iſt der lautliche Ausdruck des Gedankens, der mittelſt des Lautes zur Erſcheinung gelangende Denkprozeſs. Gefühle, Empfindungen und Wollen drückt alſo die Sprache zunächſt nicht aus; die Sprache iſt nicht der unmittelbare Ausdruck des Fühlens und Wollens ſondern nur des Denkens« l. c. S. 5. Früher ſchon hatte Heyſe dieſelbe Anſicht vertreten: »Der Laut iſt . . . der nothwendige, weſentliche Ausdruck des Geiſtigen, das Sprechen iſt das lautgewordene, in die Erſcheinung tretende Denken« (Syſtem der Sprachwiſſenſchaft 1856 S. 35 und 40). Ebenſo Renan: Le besoin de signifier au dehors ses pensées et ses sentiments est naturel à l'homme: tout ce'qu'il pense il l'exprime . . . L'homme est naturellement parlant, comme il est naturellement pensant . . Le langage étant la forme expressive et le vêtement exterieur de la pensée, l'un et l'autre doivent être tenus pour contemporain» (l'Origine du langage p. 90—92). Auch Lazarus, Steinthal und Wundt weiſen darauf hin, »daſs in jedem von uns pſychiſche Zuſtände unabhängig von Abſicht und Gewohnheit Bewegungen und auch ſpeciell beſtimmte Laute hervorbringen. Denken wir uns dies bei den erſten Menſchen ſo ausgedehnt, daſs damals verſchiedene Vorſtellungen deutlich unterſchiedbare Laute erzeugten, ſo haben wir daran die Keime der erſten Sprache und dieſe iſt dann wie Steinthal ſich ausdrückt, eine (angeborene) Lautmimik und fällt als beſondere Klaſſe unter die wohlbekannte allgemeine Gattung der Reflexbewegungen« (Marty: Urſprung der Sprache 1875 S. 21.)

Diefe Anficht hat viel für fich, vor allem die lebendige Erfahrung. Jeder von uns kennt Stimmungen, wo es ihm fchwer wurde, auch wenn er einfam und allein war, feine Gedanken nicht laut auszufprechen — und oft gefchieht diefs ja ganz unbewufst.

Die obigen zwei Anfichten haben das gemeinfam, dafs fie bei der Entftehung der Sprache jede zweckbewufste Mitwirkung des Menfchen ausfchliefsen; fie laffen die »Natur« allein wirken und ftellen den Menfchen nur als ihr willenlofes Medium hin.

Eine dritte Anficht fchreitet zu einer bewufsten Theilnahme und Mitwirkung des Menfchen bei Entftehung der Sprache vor und wenn fie auch noch immer bei dem Grundfatze φύσει — naturwüchfig — bleibt, fo ift fie doch nicht fo engherzig dabei jede bewufste Thätigkeit des Menfchen auszufchliefsen; denn diefe letztere kann ja fehr wohl in der φύσει mitinbegriffen fein — und fo ift es auch und zwar nicht nur auf dem Gebiete der Sprachentftehung.

Aber auch bei diefer dritten Anficht kann man zwei Nuancen unterfcheiden, je nachdem angenommen wird, dafs nur »die Luft am fabuliren« der menfchliche »Mittheilungstrieb« ein Correlat des berühmten »Gefelligkeitstriebes« die natürliche Veranlaffung zur Sprachentftehung war oder endlich, dafs es das zwingende Bedürfnifs der gegenfeitigen Verftändigung war, welches mit Naturnothwendigkeit zur Laut- und Sprachbildung antrieb. Und diefe letztere Nuance ift es der wir vollkommen beiftimmen.

---

18. Die natürliche Befähigung zur Sprachbildung.

Angefichts der Befähigung des Menfchen zur artikulirten Lautbildung, die doch offenbar mit der normalen Organifation feiner Sprachwerkzeuge gegeben ift, hätte die

Digitized by Google

Frage nach dem Umſtande der ihn zur Hervorbringung artikulirter Laute befähigte keinen Sinn, wenn nicht eine falſche Vorausſetzung dieſe Frage ſcheinbar berechtigte.

Es iſt das nämlich die Vorausſetzung als ob die einzelnen Laute und Worte der menſchlichen Sprache (und ſpeziell der früher fälſchlich vorausgeſetzten einen Urſprache) den durch dieſelben auszudrückenden Begriffen entſprechend, ihnen adäquat wären. Da ſich nun die Menſchen heutzutage einer Fähigkeit begriffentſprechende Laute zu bilden nicht bewuſst ſind und eine ſolche thatſächlich nicht beſitzen, ſo ſchien die Frage allerdings von der gröſsten Bedeutung und von gröſstem Intereſſe: woher denn dieſe Urmenſchen eine ſolche Fähigkeit her hatten und worin dieſelbe beſtand?

Während nun die einen einen prädiſponirten Zuſammenhang, eine in der Natur der Sache liegende Beziehung zwiſchen den Gegenſtänden und ihren Bezeichnungen annahmen, die der Menſch der Urzeit inſtinktmäſsig herausfand oder traf, führten die andern die ganze Sprachbildungsfähigkeit des Urmenſchen auf einfache Nachahmung verſchiedener Naturlaute zurück (Herder). Diejenigen endlich, welche einſahen, daſs man mit bloſsen Nachahmungslauten den geſammten Inhalt auch der Urſprachen nicht erklären könne, machten ein kleines salto mortale und erkannten dem Urmenſchen kurzweg eine Fähigkeit der Sprachbildung zu, die der civiliſirte Menſch nicht mehr beſitze — eine Behauptung, die freilich leichter aufzuſtellen als zu erweiſen iſt und eine Methode die ſehr leicht und bequem aber gewiſs nicht wiſſenſchaftlich iſt. Und dennoch vertritt in neueſter Zeit dieſe letztere Anſicht nach dem Vorgange Heyſes ein ſo hervorragender Sprachforſcher wie Max Müller. Er ſpricht dem Urmenſchen eine inſtinktartige Fähigkeit zu, ſeinen Begriffen entſprechende Lautzeichen zu geben — einen Inſtinkt der, nachdem er

nicht mehr nöthig war, verſchwunden iſt — ganz ſo wie gewiſſe Sinne, wenn ſie aus Mangel an Gelegenheit nicht geübt werden, abſtumpfen.[1])

Wir ſagten es ſchon, daſs dieſe ganze Frage nach der Befähigung des Urmenſchen zur Erzeugung der Sprachlaute auf einer falſchen Vorausſetzung beruht; indem wir nun daran gehen, dieſe Vorausſetung als falſch und irrthümlich zu beſeitigen, ſo wird damit nicht nur die Befähigungsfrage gegenſtandslos werden, ſondern es werden damit auch die oben erwähnten letzten zwei Theilfragen nach dem Verhältniſs des Urmenſchen zur Spracherzeugung und nach der Beziehung der Worte zu dem Begriff[2]) ihre Erledigung und Beantwortung finden.

---

[1]) »Man in his primitive and perfect state, was endowed not only, like the brute with the power of expressing his sensations by interjections, and his perceptions by onomatopoieia. He possessed likewise the faculty of giving more articulate expression to the rational conceptions of his mind. That faculty was not of his own making. It was an instinct, an instinct of the mind as irresistible as any other instinct. So far as language is the production of that instinct, it belongs to the realm of nature. Man loses his instincts as he ceases to want them. His senses became fainter when, as in the case of scent, they become useless.« Max Müller Lectures on the science of language London 1861 p. 370. In der Note beruft ſich Müller auf eine ähnliche Anſicht Heyſes in deſſen von Steinthal herausgegebenen Vorleſungen. — Wenn auch in etwas gemilderter Form ſchreibt auch W. Wundt dem Urmenſchen eine vollkommenere Fähigkeit zu, Eindrücke des Apperceptionsorganes durch entſprechende Reflexe d. i. durch Sprachlaute und Geberden wiederzugeben. Dieſe »ſinnliche Lebendigkeit des Urmenſchen, meint er, welcher einſt die Sprache erzeugte, haben wir eingebüſst«. (Grundzüge der phyſiologiſchen Pſychologie. S. 853.) Gegen dieſe Anſichten bemerkt richtig Geiger: »Die Annahme eines jetzt erloſchenen Vermögens der Sprachſchöpfung und die damit zuſammenhängende von einem vollkommenen Urzuſtande des Menſchen iſt eine Zuflucht zum Unbegreiflichen .... Wir würden mit einer ſolchen Annahme auf einen myſtiſchen Standpunkt zurückgeführt ſein ...« (Urſprung der Sprache Stuttgart 1869 S. 37.)

[2]) Wir bemerkten ſchon oben, daſs man unter andern dieſe Be-

Diefe falfche Vorausfetzung nun ift einfach die einer beftimmten nothwendigen, ideellen Beziehung der Sprachlaute zu den durch diefelben ausgedrückten Begriffen. Eine folche Beziehung — fagen wir es gleich im vorhinein — exiftirt nicht in Wirklichkeit, fie ift nur ein Schein der uns trügt und der in uns entfteht in Folge langer Gewohnheit mit beftimmten Lauten beftimmte Begriffe zu verbinden.

Und doch hat die Sprachwiffenfchaft lange diefe falfche Vorausfetzung feftgehalten und in Folge derfelben fich unendlich viel mit der Frage befchäftigt, ob die Wahl des quafi prädeftinirten Lautes für den ihm entfprechenden Begriff ein Akt der Naturnothwendigkeit war oder ob der Menfch diefe richtige Wahl in voller Freiheit getroffen habe. Es ift das Verdienft Lazarus Geigers, die Sprachwiffenfchaft von diefem circulus vitiosus herausgeführt, von diefem fie ewig drückenden Alp befreit zu haben mit dem einen Worte, welches nicht fowohl die Löfung jener Frage enthält als diefelbe überflüffig macht, mit dem Worte: Zufall. »Das Zufammentreffen des Lautes mit dem Begriff ift Sache des Zufalls — eben fo gut könnte derfelbe Laut mit einen andern Begriff oder ein beliebiger Begriff

---

ziehung der Urlaute zu ihren Begriffen als Schallnachahmung auffafste. Darüber fagt Geiger: »Weder durch Verabredung, noch durch Schallnachahmung noch auf irgend eine andere Weife kann ein Ding direct zu feinem Namen gelangen; es wird vielmehr immer aus einer vorhandenen Wurzel erft abgeleitet. Wie verhalten fich nun aber die Sprachwurzeln zur Hypothefe eines natürlichen Zufammenhanges zwifchen dem Laute und dem was er bezeichnet, wie er etwa bei der Schallnachahmuug vorauszufetzen wäre? Hier ift es eben, wo diefe Hypothefe gänzlich fcheitert. Es ift felten, dafs die Natur fich fo entfchieden weigert, fich unter eine vorgefafste Meinuug zu fügen. Kein einziges Beifpiel wirklicher Schallnachahmung ift bis jetzt aufzubringen gewefen; manche fehr fcheinbare fchlagen bei näherer Betrachtung in eine befchämende Enttäufchung um« Urfprung der Sprache S. 26.

mit einem andern Laut zusammentreffen.« Diesen Gedanken zuerst angedeutet zu haben, erachten wir als das gröſste Verdienst Lazarus Geigers.[1])

Und damit sind auch wir unter Beseitigung der oben erwähnten dritten Theilfrage (nach Befähigung zur und Art und Weise der Sprachschöpfung) zur letzten derselben (Beziehung des Lautes zum Begriff) gelangt, deren Beantwortung und wissenschaftliche Lösung wir mit dem von Geiger fast nur andeutungsweise und halb unbewuſst gestreiften »Zufalls-«Gedanken keineswegs als erschöpfend gegeben betrachten.

Es ist sehr bemerkenswerth und verdient gegenüber denjenigen, die alle methodologische Auseinandersetzungen und Untersuchungen als unnütz betrachten hervorgehoben zu werden, daſs Lazarus Geiger nur mittelst der uns schon bekannten Methode der Betrachung der in geschichtlicher Zeit und gegenwärtig (in der Sprachbildung) wirkenden Kräfte, auf den ganz richtigen Gedanken kam, daſs auch die Bildung der Urlaute vom Zufall abhängig war. Schon vor Geiger hatten Sprachforscher beobachtet, daſs bei aller Gesetzmäſsigkeit die in der Entwicklung der Sprache herrscht, speziell aber in der Entwicklung der Bedeutung einzelner Worte und der Verwendung derselben für verschiedene Begriffe den ersten Anstoſs zu einer ganzen Reihe von Entwicklungen der reine Zufall giebt. Das eingehende Studium solcher sprachgeschichtlicher Thatsachen brachte Geiger auf den Gedanken, daſs die »zufällige Entwicklung« auch vielleicht beim »Ursprunge der Sprache« eine wichtige Rolle gespielt haben mag.

Nachdem er nämlich viele solche gesetzmäſsige Ent-

---

[1]) Vrgl. Lazarus Geiger: Ursprung und Entwicklung der Sprache 2 Bände Stuttgart 1868; der Ursprung der Sprache Stuttgart 1869; zur Entwicklungsgeschichte der Menschheit Stuttgart 1871.

Digitized by Google

wicklungen von Wort- und Begriffsbildungen betrachtete, die aus ganz zufälligen Combinationen entſprungen waren, ſagt er: »Daſs es aber irgendwo innerhalb der Geſchichte der Sprache einen Punkt gebe, wo dieſes Entwicklungsgeſetz ſeinen Anfang nimmt und aus einem von ihm verſchiedenen hervorgeht, daſs mit andern Worten irgend einem älteſten Theile der Sprache nicht mehr zufällige, ſondern weſentliche Begriffsbeſtimmtheit eigen ſei, ſind wir wenigſtens durch nichts berechtigt anzunehmen und vielleicht nicht einmal von Seiten der Möglichkeit einzuſehen im Stande. Die zufällige Entwicklung iſt es, von deren Begreifen die Einſicht in das Weſen der ganzen Sprachgeſchichte, und von deren empiriſcher Verfolgung, wenn ſie möglich iſt, bis zu ihrem Anfange, die endliche Erkenntniſs von dem Urſprunge der Sprache abhängt.« [1])

Nachdem Geiger die »Etymologie von ihrer Entſtehung bis zu ihrem Endziele« überblickte, fand er, wie er ſagt, einen Punkt, »wo ihr Verfahren in Stillſtand geräth, ohne eigentlich an ſein erſtrebtes Ziel gekommen zu ſein.« Denn dieſe Etymologie »war dabei von der Vorausſetzung ausgegangen, daſs ſie bis zu Ende als unum-

[1]) Geiger l. c. S. 228. Vrgl. daſelbſt S. 232, wo die Vertheilung verſchiedener Bedeutungen an urſprünglich gleichbedeutende Worte (Maid und Magd, Haut, Fell und Balg etc.) dem Zufall zugeſchrieben wird. »Dieſs aber iſt Zufall; denn keine urſächliche Verknüpfung weiſt alsdann dem Worte unter zwei gleich möglichen ſein Object zu, ſondern ſein häufigeres Zuſammentreffen mit denſelben. Und da für einen ſolchen Zufall überall Spielraum entſteht, wo ein Wort aus irgend einem Grunde dem Laute nach in mehrere verſchiedene zerfällt, ſo läſst ſich ſchlieſsen, in welch ungeheurem Umfange die Vertheilung beſonderer Bedeutungen auf die geſonderten Laute in der Sprache durch bloſsem Zufall möglich iſt. Ja dieſer iſt als das wahre und einzige Princip der Vertheilung der Bedeutungen auf die Sprachlaute zu betrachten.«

ſtöſslich, als unentbehrlich feſthielt: daſs Laut und Begriff von Anfang an in einem Verhältniſſe nothwendiger Bedingung zu einander ſtünden, ſo daſs gewiſſe Laute gewiſſen Begriffen niemals entſprechen könnten. Dieſe Vorausſetzung hat ſich als ein Vorurtheil erwieſen; die vermeintliche Nothwendigkeit löſt ſich, wo es ſich um weſentliche Grundbeſtandtheile der Sprache handelt in Zufall auf . . «[1]) Indem nun Geiger dieſen Gedanken verfolgt, gelangt er zu der weiteren richtigen Erkenntniſs, daſs die verſchiedenen Sprachen nur in dem Punkte von einander abweichen, »in welchem dem Zufall Spielraum verſtattet iſt«, alſo »in dem Zuſammentreffen des Lautes mit dem Begriffe« (während ſie in allen übrigen Punkten, im Umfange der Lautmittel, in den Geſetzen der Lautentwicklung, in den Begriffen und in der Verwandtſchaft der Begriffe, welche einem jeden derſelben einen beſtimmten andern zum Urſprung anweiſst, einander gleichen.[2])

In ſeinem ſpäteren Werke »über den Urſprung der Sprache« hat nun Geiger dieſen »Zufalls«-Gedanken noch etwas ausgeführt. »Ich habe in meinem groſsen Werke nachzuweiſsen verſucht, daſs es unmöglich iſt, eine beſtimmte Wurzel bei einem beſtimmten Begriffe feſtzuhalten oder umgekehrt; für gar manche Begriffe finden ſich viele Wurzeln verwendet und umgekehrt dient wieder manche Wurzel vielen Begriffen zugleich. Der ungeheure Umfang, zu der ſich die Erſcheinung der Vieldeutigkeit und Viellautigkeit in den Wurzeln wirklich erhebt, wird im Einzelnen noch beſtimmter und klarer hervortreten, ſo daſs eher das Gegentheil als Ausnahme erſcheint. Daſs es nun aber in einer erſten Sprachperiode einmal anders geweſen, iſt offenbar eine ganz willkürliche An-

[1]) Daſelbſt S. 251. [2]) Daſelbſt S. 269.

nahme, die aus einer blos vorausgeſetzten Geſundheit dieſes Sprachzuſtandes keineswegs bewieſen werden kann.« [1])

Nachdem Geiger ſodann eine Anzahl dieſe ſeine Behauptung ſtützender linguiſtiſcher *Thatſachen* vorführt, ſchlieſst er wie folgt: »Auf Grund dieſes Thatbeſtandes habe ich behaupten zu müſſen geglaubt, daſs das *auf der Oberfläche der Sprache* beobachtete Geſetz, welches einem jeden Laute einen beſtimmten Begriff und umgekehrt entſprechen läſst *in gröſserer Tiefe verſchwindet*, indem ganz im Gegentheil jeder Laut jeden Begriff bezeichnen, jeder Begriff durch jeden Laut bezeichnet werden kann; und ferner, daſs die Sonderbedeutung, die ein Laut im Laufe der Zeit ſchlieſslich erlangt hat, immer ein Reſultat des bloſsen *Zufalles* oder mit andern Worten der Entwicklung iſt.« [2])

»Die Wurzellaute, heiſst es weiter, vereinigen ſämmtlich eine groſse Menge von Begriffen auf ſich und erſcheinen dabei zugleich in mehreren ſo ſehr als nur möglich verſchiedenen Lautformen mit weſentlich gleichen Grundbegriffen. Innerhalb derſelben iſt die Frage nach der Vertheilung der Einzelbedeutungen durch *Natur* oder *Uebereinkunft* verſchwunden; das Princip der Vertheilung iſt: *Sprachgebrauch*, unbewuſste Gewöhnung, *Zufall*. Aber wie verhält es ſich mit dem Anfangszuſtand ſelbſt, vor dieſer Vertheilung? warum wurde eine ſolche Maſſe von Begriffen unter einen einzigen Laut zuſammengefaſst und noch dazu mehreremal in ähnlicher Weiſe? . . . « Und nun kritiſirt *Geiger* die verſchiedenen Antworten die auf dieſe Fragen gegeben wurden — von denen allen ihn

---

[1]) Geiger, Urſprung der Sprache 1869 S. 51.

[2]) Daſelbſt S. 90. Die ſcheinbar paradoxe Gleichſetzung des »Zufalles« und der »Entwicklung« findet ihre Rechtfertigung in der im erſten Werke von Geiger Band 1 Abſchnitt IV gegebenen »Kritik des Zufalles« worauf wir hier nicht weiter eingehen können.

keine befriedigt — worin wir ihm vollkommen beiſtimmen. Welche Antwort giebt er aber ſelbſt auf dieſe Frage? Jedenfalls nicht *die* die wir von demjenigen erwartet hätten der, wie wir das ausführlich gezeigt haben, ſo oft den *Zufall* als ein mächtiges Princip der Sprachentwicklung betont hat. Geiger hat es unterlaſſen, den Gedanken des zufälligen Entſtehens der erſten Laute für die erſten Begriffe bis zu Ende zu denken und uns auf dieſe Weiſe den wahrſcheinlichſten Hergang bei der Entſtehung der erſten Sprachlaute darzulegen. Ja, viele ſeiner Bemerkungen und ſeine längeren Ausführungen über den Charakter, Zahl und Bedeutung der erſten Wurzellaute zeigen klar, daſs er ſich dieſes wahrſcheinlichſten Vorganges bei der erſten Sprachentſtehung gar nicht bewuſst war, und daſs bei ihm der Zufalls-Gedanke wohl auf einer richtigen Beobachtung der geſchichtlichen und gegenwärtigen Sprachentwicklung beruhte, wobei es ihm freilich wie ein Blitz durch den Geiſt zuckte, daſs dieſer »Zufall« auch für die Sprachentſtehung ſeine groſse Bedeutung haben mag — daſs er aber weit davon entfernt war, ſich den wirklichen oder wenigſtens wahrſcheinlichſten Vorgang bei Entſtehung der Sprachen im ruhigen Lichte dieſes Gedankens zu veranſchaulichen. *Dieſes* aber wollen wir jetzt thun.[1])

[1]) Wenn wir aus den Geiger'ſchen Werken etwas zu ausführlich alle Stellen über den »Zufall« citirten, ſo möge uns das verziehen werden, da es uns daran gelegen war, zu zeigen, daſs Geiger über dieſe *Ahnung* einer gröſseren Rolle des Zufalles bei der Sprachentſtehung nicht hinausgekommen iſt und weder den Vorgang bei der Sprachentſtehung noch *auch alle die aus demſelben ſich ergebenden Conſequenzen erkannte.* Dafür möge übrigens als Beweis dienen, daſs *ſpätere* Sprachforſcher wie z. B. *Marty* (Urſprung der Sprache Würzburg 1875) Geigers Theorie einfach als »Empiriſmus« bezeichnen, d. h. als ſolche Theorie, welche »die Sprache als eine menſchliche Erwerbung« betrachtet (Marty S. 44). Für die Auffaſſung von Geiger's Theorie der Sprachentſtehung wurden nur jene Stellen aus Geigers Buch maſsgebend, wo er

19. Entſtehung der Urlaute oder Sprachwurzeln.

Wenn man das Problem der Entſtehung der Urlaute die dann zu Sprachwurzeln werden, als unlösbar hinſtellt und dafür den Umſtand verantwortlich macht, daſs uns zur Löſung dieſes Problems keine directe Beobachtung möglich iſt: ſo iſt das ein groſser Irrthum, ja, faſt möchten wir ſagen eine — Gedankenloſigkeit. Denn das wichtigſte Beobachtungsobject für dieſe Frage ſteht uns ja gerade wie bei keiner andern ganz unverſehrt und ewig lebendig zu Gebote — der Menſch. Nur entledige man ſich einmal der eitlen Täuſchung als ob der Menſch heutzutage — der civiliſirte!! — ſeiner Natur, ſeinen Trieben und Bedürfniſſen, ſeinen Fähigkeiten und geiſtigen Eigenthümlichkeiten nach, ein anderer wäre als in ſeinem Urzuſtande.

Wohl iſt er heute zu vielen Entdeckungen gelangt die er einſt nicht kannte, wohl hat er viele Erfindungen gemacht von denen er einſt keine Ahnung hatte — er ſelbſt aber, ſein innerſtes Weſen, ſeine Natur, ſeine vernünftige Anlage und die aus derſelben entſpringenden Triebe und Geiſtesſtrömungen ſind dieſelben geblieben, und waren

---

»die Sprache im Anfange als thieriſchen Schrei, der auf einen Eindruck des Geſichtsſinnes an ſich erfolgt« erklärt. Marty citirt, und mit vollem Rechte, um Geigers Sprachentſtehungstheorie zu charakteriſiren, noch folgende Stelle aus demſelben: »Der Sprachſchrei erfolgt urſprünglich nur auf den Eindruck, den der Anblick eines in krampfhafter Zuckung oder gewaltig wirbelnder Bewegung befindlichen thieriſchen oder menſchlichen Körpers, eines heftigen Zappelns mit Füſsen oder Händen, der Verzerrung eines menſchlichen oder thieriſchen Geſichtes, insbeſondere des Verziehens des Mundes und der Wimperbewegung der Augen macht.« Für die Erklärung der Sprachentſtehung alſo macht Geiger von der Zufallstheorie keinen Gebrauch, wohl aber was auch Marty hervorhebt, läſst Geiger den Zufall bei der Entwicklung der Bedeutungen des urſprünglichen »Sprachſchreies«, eine Rolle ſpielen. Marty 53.

einſt dieſelben wie ſie heute ſind. Wir würden viele Irrthümer und Täuſchungen uns erſpart haben, wenn wir dieſen einen Gedanken immer feſtgehalten hätten, daſs der Menſch Menſch geblieben iſt und daſs er ſeit ſeinem erſten Auftreten immer Menſch war. Er war nie ein Engel, nie mehr vollkommen als er heute iſt wie das die einen vermuthen, (auch Max Müller ſ. ob.) — er war aber auch nie mehr Thier als er es heute iſt — er war nie vernunftlos wie es mit vielen andern Geiger vorausſetzt, der ihm die Vernunft erſt durch das Medium der Sprache zukommen läſst. Das Eine wie das Andere ſind haltloſe, unwiſſenſchaftliche Hypotheſen, für die wir gar keinen Beweis haben.

Mit Recht wird Max Müller (und damit auch ſeine dieſsfälligen zahlreichen Vorgänger) von Geiger getadelt, daſs er dem Urmenſchen ganz beſondere Fähigkeiten, facultates occultae zuerkennt, die wir bei dem heutigen Menſchen vermiſſen: aber mit eben demſelben Rechte dürfen wir an Geiger (und ſeinen dieſsfälligen nicht minder zahlreichen Vorgängern und Anhängern, ſowie allen Darwin- und Häckelianern) ausſetzen, daſs er dem Urmenſchen das abſpricht, was den Menſchen zum Menſchen macht, was wir an ihm als ſein innerſtes vom Thier ihn unterſcheidendes Weſen beobachten und anerkennen — das iſt einen ſolchen Grad von Vernunft, der ihn zum Zwecke der Selbſterhaltung mit ſeines Gleichen ſich durch Gedanken-Mittheilung zu verſtändigen antreibt! So kennen wir den Menſchen, und kein wiſſenſchaftlicher Grund berechtigt uns, ihn uns anders auch in graueſter Urzeit vorzuſtellen.[1])

Wenn wir aber den Menſchen als Menſchen — als

[1]) Vollkommen richtig iſt die dieſsfällige Ausführung Herder's: »Iſt nämlich die Vernunft keine abgetheilte, einzeln wirkende Kraft, ſondern eine ſeiner Gattung eigene Richtung der Kräfte: ſo muſs der Menſch

nicht mehr und nicht weniger — in's Auge faffen, dann wird fich uns der ganze Vorgang der Sprachbildung auf eine fo klare und einfache Weife faft von felbft ergeben, dafs wir uns nur darüber werden wundern müffen wie man diefen Vorgang als ein fo unlösbares Problem, als ein ewiges Geheimnifs hinftellen konnte!

---

fie im erften Zuftande haben da er Menfch ift.« — Indem er fich gegen Einwendungen vertheidigt, fährt er fodann fort: »Heifst denn vernünftig denken mit ausgebildeter Vernunft denken?« etc. etc. (Urfprung der Sprache l. c. S. 56). Dagegen können wir Geigern mit feiner Annahme der Vernunftlofigkeit des Menfchen vor Entftehung der Sprache keineswegs beiftimmen. Wäre der Menfch kein vernünftiges Thier vor der Entftehung der Sprache: er wäre nie zu einer Sprache gekommen. Wohl hat Geiger Recht, dafs es »ein Gedanken ift der fchwindeln macht« »wie es um die Vernunft beftellt gewefen fein möge, ehe ihr diefes lebendige Kleid der Sprache erwachfen war, obwohl jemals die Menfchen denkend aber ftumm nebeneinander gewandelt fein mögen, bis die Entftehung der Sprache ihr lautlos ungefelliges Dafein veränderte und ihr Inneres ihren gegenfeitigen Blicken erfchlofs?» (Urfprung der Sprachen I 12.) doch ift diefer Gedanke eben ein fantaftifches Schreckbild. »Denkend und ftumm« wandelten die Menfchen nie nebeneinander — fobald fie Menfchen, denkende Wefen waren mufsten fie einem vernünftigen Triebe folgend, fich zu verftändigen fuchen — und diefe Verfuche mufsten auf die eine oder andere Weife fchwer oder leichter gelingen. Denn fchwerer oder leichter, wir verftehen das fprachlofe Kind, wir verftehen den fprachlofen Taubftummen und auch jeden Fremden, welch unverftändliche Sprache er auch fpricht — davon giebt ja eben der Verkehr der Europäer mit den wilden Naturvölkern den glänzendften Beweis. Wir müffen die Geiger'fche Neuerung »ohne Sprache keine Vernunft« als Uebertreibung ablehnen — in diefem Falle behält die ältere Theorie recht — nur der Vernunft, der Fähigkeit zu denken verdankt der Menfch die Sprache. Allerdings aber hat die Sprache der Vernunft mit Zinfes Zinfen ihr Stammkapital zurückgezahlt oder beffer gefagt, die Vernunft hat in der Sprache ihr Stammkapital auf ewige Zeiten auf gute Zinfen angelegt. Vrgl. auch Lotze Mikrokosmos II 250: »Die Sprache lehrt dem Geifte allerdings nicht die Elemente des Denkens; aber fie ift ihm unentbehrlich, wenn er diefe Elemente zu dem weitläufigen Ausbau feiner Bildung verbinden will.«

Denn denken wir uns die Individuen der ersten Menschenschwärme; der angeborene Trieb der Selbsterhaltung (der doch keine Hypothese ist!) zwingt sie zu gegenseitiger Gedanken-Mittheilung — sie besitzen noch keine Sprache, wohl aber menschliche Sprachwerkzeuge und — sie stofsen beliebige Töne, unartikulirte Laute aus. Nicht Schallnachahmung, denn damit lassen sich ja kaum die allerwenigsten Dinge bezeichnen — nicht überfein ausgeklügelte und doch nur von modernen Philosophen eingebildete Aehnlichkeit zwischen Laut und Gegenstand wie der Herder'sche »Blitz« für Blitz — nichts von alledem — nur Laute, beliebige, unverständliche Laute die nichts enthalten, nichts besagen, sondern lediglich dem Drange sich verständlich zu machen, instinctmäfsig und versuchsweise entspringen. Nun, die ersten Versuche sich verständlich zu machen, konnten offenbar nicht glänzend ausfallen; die Verständigung war nicht leicht möglich; Zeichen und Geberden mufsten den verschiedenen versuchsweise ausgestofsenen Lauten zu Hilfe kommen. Der so angeredete hatte auch ein schweres Stück Arbeit, den Gedanken und die Absicht des Sprechenden oder Rufenden zu errathen. Nehmen wir an der letztere verlangte einen Ast vom Baume — er stiefs Laute aus wie sie ihm die Noth des Augenblickes, der Drang sich verständlich zu machen eingab. Seine Stimmorgane machen die ganze Scala ihm zu Gebote stehender Laute durch — nehmen wir an er ruft — na, da, ta, ko, le u. s. w. Der Angerufene greift nach einem Stein und merkt an der abwehrenden Stimme des Rufenden, dafs er seine Absicht nicht errathen — er reicht ihm nach der Reihe andere Dinge die ihm zur Hand sind — und wieder folgt eine abwehrende Bewegung und neue Rufe immer versuchsweise wechselnd oder auch heharrlich sich wiederholend. Endlich — bei einem beliebigen Laute sagen wir z. B. ta erräth der Angeredete zufälligerweise

oder den Andeutungen der begleitenden Geberden folgend den Gedanken des Rufenden und reicht ihm den Aſt. Was folgt nun daraus? Der Rufende merkt ſich zufällig den Laut mittelſt deſſen er ſich endlich verſtändlich machte — der Angeredete weiſs nun was ſein Genoſſe unter ta verſteht. Im Verkehr dieſer beiden, wenn ſie ein gutes Gedächtniſs haben, wird nun ta einen Aſt bedeuten. Vergeſſen ſie es, ſo werden ſie bei der nächſten Gelegenheit der ſchweren Mühe des gegenſeitigen Sichverſtändlichmachens noch einmal ſich unterziehen müſſen. Wollen ſie ſich dieſe Mühe erſparen, ſo werden ſie ſich den Laut merken und ihn für den bezeichneten Gegenſtand feſthalten.

Vollzieht ſich dieſe gegenſeitige Verſtändigung über einen Gegenſtand oder einen Gedanken mittelſt ein und desſelben Lautes zu wiederholtenmalen, ſo hat der betreffende Begriff aus der Unzahl der möglichen und auſser der groſsen Zahl der für ihn zu verſchiedenen Malen gebrauchten Laute einen erhalten, der nun in ſeinen dauernden Dienſt tritt. Der Begriff hat ſein Wort erhalten. Dauert nun die Bezeichnung des Begriffes durch ein beſtimmtes Wort durch Generationen hindurch, ſo verwebt ſich in unſerem Geiſt der Laut ſo ſehr mit dem Begriffe, daſs es uns ſcheint, ſie hätten mit einander irgend welche intimere geiſtige Verwandtſchaft, daſs ſie in einer nothwendigen Beziehung zu einander ſtehen und Philoſophen ſind gleich dabei, gelegentlich die einſtige »Fähigkeit« des Menſchen zu bewundern, für jedes Ding die paſſende, demſelben einzig entſprechende Bezeichnung gefunden zu haben!

Wendet man uns aber ein, daſs dieſer hier gezeichnete Vorgang bei Entſtehung der Sprache ebenfalls nur eine vage Hypotheſe, eine Fantaſie iſt, für die in Wirklichkeit nie ein Beweis möglich, ſo beſtreiten wir letzteres entſchieden. Die immer ſich gleich bleibende Natur des

Menſchen, auf deren Beobachtung obige Darſtellung ſich ſtützt, liefert uns genügende Anhaltspunkte und Beweiſe dafür, daſs bei der erſten Sprachbildung nur ein ſolcher und kein anderer Vorgang möglich war. Denn betrachten wir nur das Kind, das noch der Sprache nicht mächtig iſt — es wird um ſich verſtändlich zu machen, wenn es nach irgend welchem Gegenſtande verlangt oder irgend welchen Wunſch, welchen Gedanken ausdrücken will, ſo lange die unverſtändlichſten Laute die ihm der Drang des Augenblicks eingiebt, ausſtoſsen und ſeine Umgebung dadurch zwingen, ſeine Gedanken zu errathen. Iſt dieſs einmal bei einem beliebigen Laute geſchehen, ſo werden Eltern und Umgebung wiſſen, daſs das Kind mit dem betreffenden Laute den betreffenden Gegenſtand bezeichnet. Nun wird elterliche Zärtlichkeit und Nachgiebigkeit oft dem Kinde ſich anbequemen und den betreffenden Gegenſtand mit dem vom Kinde dafür gebrauchten Laute bezeichnen. Wie oft geſchieht dieſs in der Kinderſtube! Freilich muſs ſchlieſslich das wachſende Kind ſeiner Umgebung ſich anbequemen und dieſe Laute und Worte gebrauchen, die die Sprache dafür bereits feſtgeſtellt hat.

Nicht anders iſt's wenn wir mit einem Taubſtummen zuſammenkommen. Wir merken uns ſeine unverſtändlichen Laute, mit denen er ſeine Gedanken uns mitzutheilen ſich beſtrebt — und werden dieſelben bei Wiederholung bereits kennen. Aber auch der Taubſtumme wird für gewiſſe Dinge uns gegenüber immer jenen Laut gebrauchen, bei deſſen Ausſtoſsung wir einmal ſeinen Gedanken erriethen und dieſen Laut von nun an zur Bezeichnung des betreffenden Gegenſtandes gebrauchen.

Ja! wir können uns ſogar ſehr gut ein wirkliches Experiment denken, welches unſere Theſe ganz unfehlbar erweiſen würde.

Wir brauchten nur auf einen abgelegenen Ort, ſagen

wir eine Infel oder einen beliebigen Erdenwinkel in einem fremden Welttheil mehrere Individuen von ganz verfchiedenen Sprachftämmen, — von denen jedes lediglich feine Mutterfprache kennt, zufammenzubringen — fagen wir alfo einen Chinefen, einen Neger, einen Indianer und einen beliebigen »Indo-Germanen«. Geben wir ihnen zur Completirung noch einen unverfälfchten orientalifchen Original-Semiten hinzu — und überlaffen wir diefe intereffante Gefellfchaft ohne Dolmetfch und ohne Tafchenwörterbücher ihrem Schickfale.

Was wird nun gefchehen? Offenbar wird jeder um fich mit dem andern zu verftändigen, Worte ausftofsen, die dem anderen ganz unverftändlich fein werden — Gebärden und Mienen werden nachhelfen müffen — gefetzt nun, dafs nach fchwerer Mühe bei irgend einem Worte der Eine den Gedanken des Andern erräth; dann wird diefes Wort als erfte gemeinfchaftliche Vocabel in den gemeinfamen Sprachfchatz aufgenommen. Diefe Arbeit wird fich fo lange wiederholen, bis die Gefellfchaft für ihre Bedürfniffe fich, aus den verfchiedenften Worten ihrer verfchiedenen Sprachen eine gemeinfame neue Sprache gefchaffen haben wird. Ueber die Zugehörigkeit nun der einzelnen Worte diefer neuen Sprache an die einzelnen Begriffe hat der Zufall entfchieden — denn immer wird jener Laut oder jenes Wort an einem beftimmten Begriffe haften bleiben, bei deffen Ausftofsung zufälligerweife — durch irgend welche unberechenbare Nebenumftände verurfacht — die beiderfeitige Verftändigung erfolgt ift.

Man fieht alfo, dafs die Sache »wie beftimmte Laute dazu kommen, beftimmte Bedeutung zu erhalten« durchaus nicht ein fo myfteriöfer Vorgang ift, als welchen ihn die Sprachforfcher auffaffen — und wenn Schleicher an der Löfung diefes Problems verzweifelnd ausruft: »hiefür

ſind wohl die Geſetze nicht zu ermitteln[1]): ſo antworten wir einfach, daſs man eben keine Geſetze finden könne in einer Sphäre, wo es darauf gar nicht ankommt; wo das Zuſammentreffen eines beliebigen Lautes mit einer beliebigen Bedeutung das einzige Geſetz iſt und es für das weitere organiſche Werden der Sprache ganz gleichgültig iſt, welcher Laut mit welcher Bedeutung zuſammentrifft; einer Sphäre alſo, wo der menſchliche Geiſt und der menſchliche Wiſſensdrang ſich vollkommen beruhigen kann bei dem Satze, daſs in dieſer Sphäre der Zufall Geſetz iſt. Das würde auch Schleicher und andere Sprachforſcher bezüglich dieſer »Urſphäre der Sprachentſtehung« gewiſs thun, ebenſo wie kein Naturforſcher ſich den Kopf darüber zerbricht, warum beim thieriſchen Zeugungsprozeſs gerade dieſer eine männliche Same mit dieſem einen weiblichen Ei zuſammentrifft, ſondern ſich dabei beruhigt, daſs vom Momente dieſes Zuſammentreffens an, der organiſche Lebensprozeſs beginnt — ebenſo ſagen wir, würden ſich die Sprachforſcher mit der Erkenntniſs der Herrſchaft des Zufalls in dieſer »Urſphäre der Sprachentſtehung« befriedigen, wenn ſie nicht ewig von der falſchen Vorausſetzung beunruhigt und geplagt wären, daſs es zwiſchen jenen zuſammentreffenden Lauten und Bedeutungen eine »nothwendige Beziehung« gäbe, daſs es alſo kein Zufall iſt der ſie zuſammenführt, ſondern ein ganz beſonderes »Geſetz«; eine Vorausſetzung die Schleicher zu der ebenſo falſchen und überflüſſigen Annahme drängt, daſs urſprünglich »eine Anzahl bedeutungsvoller Laute vorhanden war.« [2]) Da liegt der Irrthum! Die Laute an und für

[1]) Schleicher, zur vergleichenden Sprachengeſchichte Bonn. 1848. Seite 21.

[2]) Die ganze ſehr intereſſante Stelle lautet: »Dieſe Urſphäre der Sprachentſtehung — das Verhältniſs der Laute zur Bedeutung, die nothwendige Beziehung zwiſchen Beiden, (!) ſcheint mit demſelben

ſich haben nie und nimmer eine Bedeutung gehabt — ſie erhielten eine ſolche erſt von dem Augenblicke, wo die Gedanken zweier Menſchen in ihnen wie in einem Brennpunkte ſich trafen — erſt von dem Augenblicke an, wo der Eine den durch einen beliebigen Laut nach dem Verſtandenwerden ringenden Gedanken des Andern erräth, erlangt dieſer eine Laut in der langen Reihe der verſchiedenſten eine Bedeutung — früher hatte er ſie nicht — früher war er eben nur ein bedeutungsloſer Laut.

---

20. Weitere Begründung der Zufalls-Theorie.

Wenn wir nun den oben geſchilderten Vorgang der Sprachentſtehung näher in's Auge faſſen, ſo werden ſich uns aus dem Weſen desſelben mehrere Conſequenzen ergeben, die mit bekannten Thatſachen der Sprachgeſchichte die bisher ſchwer erklärbar waren in innigem Zuſammenhange ſtehen, reſpective dieſe Thatſaehen erklären, wodurch wieder der zur Vorausſetzung genommene Vorgang eine neue Unterſtützung und Bekräftigung erhält. Zuerſt nun iſt es klar, daſs bei einem ſolchen Vorgange wie der oben geſchilderte, die Bezeichnung für ein und dasſelbe Ding, für ein und denſelben Begriff, jedesmal das Erzeugniſs eines gegenſeitigen Verſtändigungsverſuches mindeſtens zweier Individuen in einem gegebenen Zeitpunkte ſein muſs; und daſs dieſe zwiſchen dieſen mindeſtens zwei Perſonen in dem gegebenen Momente entſtandene Bezeichnung die Reſultirende iſt der gerade von dieſen Individualitäten in

Dunkel umgeben, in welches die Entſtehung organiſchen Lebens überhaupt ſich zu halten pflegt. Wir nehmen alſo an, daſs eine Anzahl bedeutungsvoller Laute vorhanden waren . . .« l. c. S. 21.

diesem Momente gemachten beiderseitigen Verständigungs-Anstrengungen.

Daraus ergiebt sich nun, dass schon zwischen denselben Individuen in einem andern Momente, wenn wir nicht gerade das doch nicht für alle Umstände anzunehmende untrügliche und verläßliche Erinnerungsvermögen zu Hilfe nehmen, für dasselbe Ding, oder denselben Gedanken eine andere Bezeichnung entstehen wird, deren Fixirung in der Sprache wieder dem nicht immer gleich verläßlichen Gedächtnisse derselben anvertraut bleibt. Dagegen aber wird bei dem Wechsel der, eine Verständigung anstrebenden, Personen und wenn auch nur der einen Partei, also z. B. der angesprochenen, welcher die Errathung zufällt, oder gar beider Parteien, die Verständigung über dasselbe Ding jedenfalls auf einem andern Punkte, d. h. bei einem andern Laute erfolgen, also für dasselbe Ding eine andere Bezeichnung entstehen. Auf diese Weise wird in einem gegebenen in Gemeinschaft mit einander lebenden Menschenschwarm, bei den vielfachen gegenseitigen immer unter einander sich kreuzenden Verständigungsversuchen, für jedes einzelne Ding, für jeden Begriff, sich eine grosse Zahl von Bezeichnungen bilden. [1]) Dieser Umstand würde

---

[1]) Der französische Orientalist de Dumast sagt: »Je älter und primitiver eine Sprache ist, mag sie nun wild oder nicht wild sein, um so reicher und herrlicher ist sie durch ihre Mannigfaltigkeit und Schönheit.« Joly l. c. S. 384 ist entgegengesetzter Ansicht und citirt entgegenstehende Beispiele, die aber nichts beweisen. Wenn es Naturvölker mit wortarmen Sprachen giebt, so ist das nur ein Beweis für den niedrigen Grad ihrer Intelligenz überhaupt und eine Erklärung dafür, dass sie eben Naturvölker geblieben sind. Keineswegs widerlegt das unsere Ansicht, dass die heutigen hochentwickelten Cultursprachen in ihren Uranfängen viel wurzelreicher waren. Für diese Ansicht spricht eine Menge constatirter und constatirbarer sprachgeschichtlicher Thatsachen. Schon Herder konstatirt, dass »je ursprünglicher eine Sprache« desto reicher ist dieselbe an Synonymen; »bei aller wesentlichen Dürf-

die Urfprache eines gegebenen Menfchenfchwarmes zu gegenfeitiger Verftändigung fehr fchwerfällig gemacht haben,

---

tigkeit hat fie den gröfsten unnöthigen Ueberflufs« und polemifirt fodann gegen diejenigen, welche diefe Thatfache läugnen. »Die Vertheidiger des gött'ichen Urfprungs, die in allem göttliche Ordnung zu finden wiffen, können ihn hier fchwerlich finden, und läugnen die Synonyme. — Sie läugnen? Wohlan, lafs es fein, dafs unter den fünfzig Worten, die der Araber für den Löwen, unter den achtzig die er für den Honig, unter den zweihundert die er für die Schlange und mehr als taufend die er für's Schwert hat, fich feine Unterfchiede finden oder gefunden hätten, die aber verloren gegangen wären — warum waren fie da, wenn fie verloren gehen mufsten? Warum erfand Gott einen unnöthigen Wortfchatz den nur, wie die Araber fagen, ein göttlicher Prophet in feinem ganzen Umfange faffen könnte? Vergleichungsweife aber find diefe Worte doch immer Synonyme, in Betracht der vielen andern Ideen für welche die Wörter gar mangeln. Nun entwickle man darin göttliche Ordnuug, dafs Er, der den Plan der Sprache überfah für deu Stein fiebenzig Wörter erfand und für alle fo nöthigen Ideen, innerliche Gefühle und Abftraktionen keine? dafs er dort mit unnöthigem Ueberflufs überhäufte, hier in der gröfsten Dürftigkeit liefs und das Bedürfnifs nöthig machte, Metaphoren zu ufurpiren, halben Unfinn zu reden u. f. w. Menfchlich erklärt fich die Sache von felbft . . .« Und nun giebt Herder feine Erklärung, die gegenüber der bekämpften theologifchen Anficht Süfsmilchs gewifs ein grofser Fortfchritt ift und bis auf die irrthümliche Annahme einer zweckbewufsten abfichtlichen Erfindung der Bezeichnungen, der Wahrheit fehr nahe kommt. »So uneigentlich fchwere, feltene Ideen ausgedrückt werden mufsten, fo häufig konntens die vorliegenden und leichten. Je unbekannter man mit der Natur war, von je mehreren Seiten man fie aus Unerfahrenheit anfehen und kaum wieder erkennen konnte; je weniger man a priori fondern nach finnlichen Umftänden erfand: defto mehr Synonyme. Je Mehrere erfanden, je umherirrender und abgetrennter fie erfanden und doch nur meiftens in einem Kreife für einerlei Sachen erfanden; wenn fie nachher zufammenkamen, wenn ihre Sprachen in einen Ocean von Wörterbüchern floffen: defto mehr Synonyme . . . , Die Analogieen aller wilder Sprachen beftätigen meinen Satz; jede ift auf ihre Weife verfchwenderifch und dürftig nur jede auf ihre eigene Art« . . . (folgen Beifpiele von Reichthum an Bezeichnungen für diefelben Gegenftände bei vielen Naturvölkern.) — Auch Wilhelm v. Humboldt warnt davor, dafs man fich »die Anfänge

wenn er nicht andererseits in der anfänglichen Beschränktheit des geistigen Horizontes und der primitiven Armuth

---

der Sprache . . . nicht auf eine so dürftige Anzahl von Wörtern beschränkt« denke und constatirt, dass »auch die Sprachen der sogenannten Wilden die doch einem solchen Naturstande näher kommen müssten gerade eine überall über das Bedürfniss überschiessende Fülle und Mannigfaltigkeit von Ausdrücken zeigen«. (Ueber Verschiedenheit menschlichen Sprachbaues. Ges. Werke VI. 60.) Auch den neueren Sprachforschern ist die eigentliche Ursache dieser ursprünglichen Wortfülle unbekannt und sie schreiben dieselbe entweder einem übermässigen »Sprachtrieb« wie Schleicher zu oder nennen diese räthselhafte Erscheinung einfach einen »urweltlichen Reichthum« wie Geiger und glauben damit die Sache abgethan zu haben. »Bei Völkern ohne Geschichte, schreibt Schleicher, gewahren wir nicht selten ein wahres Wuchern der sprachlichen Form, einen Rand und Band überschreitenden Sprachtrieb, der Bildungen hervorruft, welche durch übermässige Fülle den Gedankenaustausch mit fremden Völkern wesentlich erschweren und so als Hemmniss der Cultur erscheinen. Diess gilt vor allem von den Indianersprachen Amerika's« (l. c. 36).

»Je tiefer eine Sprache steht, sagt Geiger, um so mehr enthüllt sie uns von einem urweltlichen Reichthum, den man auf's höchste bewundern muss, und welcher ungeahnte, bei unentwickelten Völkern wahrhaft staunenerregende Feinheiten des Ausdruckes gestattet; man sollte glauben, die Sprache entwickle sich nicht nur unabhängig von der Vernunft, sondern sie stehe sogar zu ihrer Ausbildung im umgekehrten Verhältniss. Aber bei schärferer Untersuchung werden wir finden, dass solche bevorzugte Triebe in dem Wachsthum der Sprache gerade diejenigen nicht sind, welche in der zu endgiltigem Siege bestimmten Form der Vernunft ihre Stelle finden. Sie sind Seitenbahnen, die die Entwicklung eingeschlagen hat, die dieselbe aber von ihrem wahren Ziele ablenken und verlassen werden müssen, wenn das höchste Menschliche erreicht werden und geleistet werden sol l. Solche Fehlgriffe der Natur . . . treten in jeder Entwicklungsgeschichte auf; insbesondere sind sicherlich alle Sprachen durch dergleichen hindurchgegangen. Die kräftigsten, gesundesten und edelsten geistigen Organismen sind der überwuchernden Fülle in dem für ihre Zukunft entscheidenden Augenblicke Herr geworden und haben sie in lebensfähige Fruchtbarkeit, in werthvollen und dauernden Reichthum verwandelt . . .« (l. c. I. 377.) Auf diese und ähnliche halb mystische Weise trachten sich die Sprach-

und Dürftigkeit der Anschauungen und Begriffe ein natürliches Gegengewicht und ein Correctiv gefunden haben würde.

Nur der enge Kreis der Begriffe und Anschauungen der Urmenschen erleichterte und machte es ihnen möglich sich bei der Unzahl von Bezeichnungen für ein und dieselben Dinge mit einander zu verständigen: die allgemeine anerkannte sprachgeschichtliche Thatsache aber, daſs die Entwicklung der Sprache eben darin besteht, daſs sich um die einzelnen Wurzellaute ein immer gröſserer und wachsender Kreis von Bedeutungen und Begriffen bildet, erklärt sich sehr einfach aus der die ganze Sprachbildung von jeher belebenden Tendenz sich so leicht als möglich zu verständigen, welcher Tendenz andererseits die gewiſs nicht minder wahre, obwohl noch nicht allgemein zugegebene Thatsache entspricht, daſs im Verlaufe der Sprachentwicklung die Zahl der ursprünglichen »Wurzeln« immer mehr abnimmt.

Sowohl nun der auf diese Weise sich uns darstellende Vorgang bei der Sprachschöpfung als auch die aus demselben und aus den späteren Thatsachen der Sprachgeschichte erschlossene Beschaffenheit jeder Ursprache lassen uns zu zwei weiteren sprachwissenschaftlichen Erkenntnissen vordringen, oder erklären uns, wenn man will, diese auf andere Weise zum Theil schon erlangten Erkenntnisse. Und zwar können wir aus der anfänglichen groſsen Zahl der Bezeichnungen für ein und dieselben Dinge und Begriffe und dem Reichthum der Formen, welche Thatsachen wir kurz Polyfonetismus nennen wollen, darauf

forscher mit der so einfachen und natürlichen Thatsache der ursprünglichen Wort- und Formfülle der Sprachen abzufinden deren wirkliche Ursache ihnen unbekannt bleibt. — Vrgl. darüber auch Renan Origine du langage 2. ed. 1858 p. 169 ff.

Digitized by Google

schliessen, dass sich die ursprüngliche Sprachschöpfung im Kreise grösserer Gemeinschaften vollzog. Diese Erkenntniss ist den neuern Sprachforschern, obwohl nicht auf dem von uns befolgten Wege, vielfach klar geworden.

Die ältere noch von Herder vertretene Ansicht, dass auch »der Wilde, der Einsame im Walde, hätte Sprache für sich selbst erfinden müssen, hätte er sie auch nie geredet« beruht auf einer vollkommenen Misskennung der Natur der Sprachentstehung und der Sprache selbst. Es ist die sentimental-romantische Periode der Sprachforschung die Herder repräsentirt, wenn er von der Sprache sagt: »Sie war das Einverständniss seiner Seele (des Menschen) mit sich selbst und ein so nothwendiges Einverständniss als der Mensch Mensch war. Wenns anderen unbegreiflich war, wie eine menschliche Seele hat Sprache erfinden können, so ist's mir unbegreiflich, wie eine menschliche Seele, was sie ist, sein konnte, ohne eben dadurch, schon ohne Mund und Gesellschaft, sich Sprache erfinden zu müssen.«[1]) Wie gesagt, das ist Romantik die von dem einsamen im Walde umherirrenden Urmenschen träumt! Schon Humboldt ahnt das richtige Verhältniss, dass die Sprache nothwendig ein Gesammterzeugniss, ein gemeinschaftliches Werk sein müsse. »Der Organismus der Sprachen entspringt aus dem allgemeinen Vermögen und Bedürfniss des Menschen zu reden und stammt von der ganzen Nation her ....«[2]) »Die Sprache ist kein freies Erzeugniss des einzelnen Menschen, sondern gehört immer der ganzen Nation an.«[3]) Auch Max Müller betont, dass die Sprachentwicklung wohl das Werk des Menschen, »jedoch nicht in seiner in-

---

[1]) Herder l. c. 44.

[2]) W. Humboldt, »Ueber das vergleichende Sprachstudium« Berlin 1822. Ges. Werke III 248.

[3]) Das. S. 260.

dividuellen und freien, ſondern in ſeiner collectiven und mäſsigenden (gegenſeitig ſich beeinfluſſenden?) Fähigkeit« ſei.[1]) Derſelbe Gedanke, wiewohl etwas an den Begriff der menſchlichen »Gattung« ſich anlehnend, ſchwebt Geiger vor, wenn er ſagt: »Denn nicht in einem, oder vielmehr in jedem einzelnen Individuum ſchafft die Natur die Sprache, ſondern nur einmal in der ganzen Gattung . . .« und wenn er ferner die Sprache ein »Geſammterzeugniſs der Völker« nennt.[2])

Die zweite Erkenntniſs die wir meinen, die ſich uns aus dem Zuſammenhalte des Ethno-Polygeniſmus mit der Verſchiedenheit der bekannten Urſprachen ergiebt und die die meiſten neueren Sprachforſcher aus der Unmöglichkeit die bekannten Sprachen auf eine Urſprache zurückzuführen erſchloſſen, iſt die des Polygeniſmus der Sprachen. Von unſerem Standpunkt iſt die Vielheit der Urſprachen und die ſelbſtändige Entſtehung jeder derſelben eine nothwendige Folge der Vielheit der urſprünglichen Menſchenſchwärme, von denen jeder gezwungen war, ſich eine Sprache zu ſchaffen, oder wenn man will, von denen jeder auf die von uns dargeſtellte Weiſe mit Nothwendigkeit dazu gelangte eine Sprache für ſeinen eigenen Gebrauch zu erzeugen. Dieſe aus unſerer Auſchauung ſich ergebende ſo einfache Conſequenz ſtimmt aber vollkommen mit den Reſultaten der neueſten Sprachforſchung die zur Annahme einer Vielheit, ſelbſtändig entſtandener Urſprachen gezwungen iſt und inſoferne dienen dieſe Reſultate, wenn man das Bindeglied des von uns dargeſtellten Vorganges der Sprachenentſtehung im Auge behält, zugleich als eine Bekräftigung und Beweis für den ethniſchen Polygeniſmus.

---

[1]) » . . . is the work of man, not in his individual and free, but in his collectiv and moderating capacity« Lectures S. 375.

[2]) Geiger, Urſprung der Sprachen I 260, 261.

Wir wollen alſo vor allem hier den Nachweis liefern, daſs die Ergebniſſe der modernen Sprachforſchung in der That keinen andern Schluſs geſtatten als den nicht nur auf eine urſprüngliche Vielheit der Urſprachen, ſondern auch auf eine ſelbſtändige Entſtehung jeder dieſer Urſprachen.

Wir erwähnten ſchon oben den Weg (ſieh. ob. S. 87.) den die Wiſſenſchaft auch auf dieſem Gebiete durchmachte. Die naive Annahme von der einzigen hebräiſchen Urſprache bezeichnet die primitivſte Phaſe der europäiſchen Sprachforſchung. Die Entdeckung Amerika's machte dieſer bibliſchen Anſchauung einen Strich durch die Rechnung. Die Unzahl der amerikaniſchen Sprachen, zwiſchen denen und den ſemitiſchen und indogermaniſchen ſich auch nicht die geringſte Verwandtſchaft nachweiſen lieſs, drängten zur Annahme einer urſprünglichen Mehrheit von Sprachen.

Aber ſtatt aus der Vielheit der Urſprachen den einfachſten und ſo einleuchtenden Schluſs auf die Vielheit der urſprünglichen Menſchenſtämme als ſelbſtändigen Erzeugern dieſer vielen Urſprachen zu ziehen: läſst ſich ſogar ein Max Müller noch von dem unwiſſenſchaftlichen Scrupel beeinfluſſen, mit dieſer ſprachwiſſenſchaftlichen Erkenntniſs und Thatſaehe ja nicht der bibliſchen Tradition von der Einheit der Abſtammung der Menſcheit zu nahe zu treten. Es iſt aber gewiſs mehr für das engliſche Auditorium zu dem er ſpricht, als für ſeine Denkungsart charakteriſtiſch, daſs er bei der Erörterung dieſer Frage ſich vor allem feierlich dagegen verwahrt als ob »die Frage nach dem gemeinſamen Urſprung der Sprachen in irgend welchem Zuſammenhange ſtehe mit der in dem alten Teſtament enthaltenen Darſtellung der Schöpfung des Menſchen und dem Stammbaum der Patriarchen« ! [1]) Nun, wir wiſſen nach

[1]) » . . . the problem of the common origin of languages has no connection (!) with the statements contained in the Old Teſtament re-

der obigen Darstellung, dass dieser von Müller geläugnete Zusammenhang allerdings besteht in so ferne als die Verschiedenheit und Vielheit der Ursprachen eine directe Folge des Polygenismus ist und die Darstellung des alten Testaments als eine Fabel erscheinen läst.

Müller aber von dem vielheitlichen Ursprung der Sprachen überzeugt und bestrebt, diese seine Ueberzeugung mit der Bibel in Einklang zu bringen, wählt den Ausweg sich auf »hervorragende Theologen« zu berufen, die mit Beziehung auf die amerikanischen Sprachen die Ansicht äusserten, »es könnten wohl in späterer Zeit Sprachen entstanden sein« und hält es für nöthig angesichts der Vielheit der Ursprachen verschiedene Rettungsversuche der biblischen Schöpfungstradition zu machen.[1]) Ein Gedanke freilich, der aus dieser Veranlassung bei Müller zum Ausdruck gelangt, ist richtig, d. i. dass die Sprachwissenschaft mit der Ethnologie nicht vermischt werden darf, oder deutlicher gesagt, dass sich Sprachen- und Stammverschiedenheiten nicht zu decken brauchen und die beiderseitigen Classificationen von einander unabhängig sind.[2]) Nur muss dieser

---

garding the creation of man and the genealogies of the patriarchs« Lectures etc. p. 314.

[1]) If our researches led us to the admission of different beginnings for the languages of mankind, there is nothing in the Old Testament opposed to this view. (?) For although the Jews believed that for a time the whole earth was of one language and of one speech, it has long been pointed by eminent divines, with particular reference to the dialects of Amerika, (d. h. an die Wand gedrückt durch die Thatsache, dass zwischen den amerikanischen Sprachen und denen der alten Welt nicht die mindeste Verwandtschaft nachweisbar war) that new languages might have arisen at later times. l. c. p. 314.

[2]) The science of language and the science of ethnology have both suffered most seriously from being mixed up together. The classification of races and languages schould be quite independent of each other. ib.

Gedanke, wenn er nicht zu Missverständnissen führen soll, auch erschöpfend dargelegt und genau formulirt werden. Es ist richtig, dass Sprach- und Stammverschiendenheiten heutzutage und auch im Laufe der Menschheitsgeschichte keineswegs zu coincidiren brauchen, denn wie Müller richtig bemerkt und die Thatsachen uns lehren: »Rassen können ihre Sprachen wechseln, und die Geschichte liefert uns mehrere Beispiele, wo eine Rasse die Sprache einer andern annahm.« [1]) Aber daraus folgt durchaus nicht, wie das Müller der Bibel zu Liebe uns insinuiren zu wollen scheint, dass man trotz erwiesener Vielheit und Urverschiedenheit der Sprachen die biblische Einheit der Menschheit annehmen könnte.

Das ist entschieden nicht der Fall; eine solche Annahme wäre ein grober Irrthum, eine Versündigung gegen alle gesunde Logik. Denn es ist geradezu ein Widersinn zu meinen, dass je irgendwo Menschen zum Scherz und Zeitvertreib sich eine neue Sprache gebildet hätten. Kann man sich für den Menschen etwas schmerzlicheres denken als den Mangel eines Verständigungsmittels mit seinen Nebenmenschen — und sollten Menschen je einer bereits innegehabten Sprache sich entledigt haben, um eine neue zu bilden? Sollten sie ein so schweres Stück Arbeit das vielleicht Jahrhunderte dauerte, von neuem beginnen? Und wozu? Wäre einst eine einzige Ursprache, also etwa das Hebräische, an das doch Müllers »eminent divines« offenbar denken, die Sprache des einheitlichen Menschengeschlechts — so gäbe es heute keine Sprache, die sich nicht auf das Hebräische zurückführen liesse. Das ist aber nicht der Fall! Dagegen ist die heutzutage nicht mehr angezweifelte Existenz einer grossen Anzahl urverschie-

---

[1]) Races may change their languages and history supplies us with several instances where one race adopted the language of another. ib.

dener Sprachen der klarste und unwiderleglichste Beweis der vielheitlichen Abstammung der Menschen, des weitesten Polygenismus. Denn nur ursprüngliche und urverschiedene Menschenschwärme, die untereinander keinerlei Gemeinschaft hatten, konnten und mussten dem unwiderstehlichen Bedürfnisse folgend sich je in ihren Kreisen zu verständigen, unabhängig von einander urverschiedene Sprachen erzeugen. Die erwiesene, über allen Zweifel erhobene Existenz solcher Sprachen hat die einstige Existenz solcher, schon in der Urzeit verschiedener, mit einander nie verwandt gewesener und in keinerlei Gemeinschaft lebender Menschenstämme zur unfehlbaren Voraussetzung. Hier ist gar keine andere Schlussfolgerung möglich!

Wohl aber erklärt sich die allbekannte und von Müller mit Unrecht zu Gunsten der biblischen Anschauung herbeigezogene Thatsache, dass sich Stamm- und Sprachverschiedenheiten nicht decken, dass »verschiedene Sprachen von einer Rasse oder dieselbe Sprache von verschiedenen Rassen gesprochen werden kann«[1]) einfach dadurch: dass im Laufe der Geschichte wohl keine neuen Ursprachen entstanden sind,[2]) aber verschiedene Menschenstämme die Sprachen anderer mit denen sie in Gemeinschaft traten annahmen und ihre eigene, frühere, in Vergessenheit gerathen liessen — eine Erscheinung von der wir noch unten ausführlicher handeln wollen.

Hier müssen wir nur noch die Thatsache der Vielheit der urverschiedenen Sprachen selbst und die Stellung einiger hervorragender Sprachforscher ihr gegenüber etwas näher in's Auge fassen.

---

[1]) »Different languages therefore, may be spoken by one race, or the same language may be spoken by different races . . .« ib.

[2]) »Im Laufe der Zeit gehen aber fort und fort Sprachen unter, neue entstehen nie . . .« Schleicher. Bed. d. Spr. 23.

Die urſprüngliche Vielheit der Urſprachen iſt genügend erwieſen durch die Thatſache, daſs man zwiſchen den heute bekannten Sprachen, Familien und Gruppen von Sprachen unterſcheidet, zwiſchen denen eine ſo weſentliche Verſchiedenheit in all und jeder Beziehung herrſcht, daſs an eine Verwandtſchaft derſelben oder gar an eine gegenſeitige oder auch nur gemeinſame Abſtammung nicht gedacht werden kann.

»Wenn auch die Gemeinſchaft der Sprachen, ſagt mit Recht Joly, nicht immer einen ethnologiſchen Werth hat, ſo gilt dieſs doch nicht von ihrer Unreducirbarkeit, das heiſst von der Unmöglichkeit, ſie alle auf eine identiſche und gemeinſame Urſprache zurückzuführen,

Dieſe Unreduzirbarkeit ſcheint namentlich für die Mehrheit von Sprachſchöpfungscentren Zeugniſs abzulegen. Niemand denkt z. B. daran, das Chineſiſche von dem Hebräiſchen oder dem Sanskrit abzuleiten.

Dieſe Sprachen laſſen ſich in keiner Weiſe aufeinander zurückführen. Es hat folglich nicht eine einzige Urſprache gegeben: es wurden vielmehr mehrere Urſprachen von dem Menſchen erfunden (»erzeugt« wäre beſſer geſagt) der hiedurch einen der gebieteriſcheſten Triebe ſeiner Natur, dem Mitheilungstriebe, gehorchte«[1]). Dieſe Anſicht theilen heute die namhafteſten Sprachforſcher und man kann ſie als die ſiegreiche und herrſchende bezeichnen. Nun handelt es ſich nur noch um den Zuſammenhang zwiſchen anerkannter Urverſchiedenheit der Sprachen und der

[1]) Joly l. c. 382. Aehnlich Schleicher: » . . . es iſt poſitiv unmöglich alle Sprachen auf eine und dieſelbe Urſprache zurückzuführen. Vielmehr ergeben ſich der vorurtheilsfreien Forſchung ſo viele Urſprachen als ſich Sprachſtämme unterſcheiden laſſen . . . — . . . Wir müſſen demnach eine unbeſtimmbare groſse Anzahl von Urſprachen vorausſetzen.« Ueber die Bedeutung der Sprachen etc. S. 23, 24.

Einheit oder Verschiedenheit der Menschenstämme. Die Sprachforscher beobachten in diesem Punkte ganz so wie Max Müller die gröfste Reserve. Um sich nicht unnöthigerweise in ethnologische Polemik einzulassen, betonen sie immer wieder, dafs die Sprachverschiedenheit mit der Einheit oder Vielheit der Menschheitsstämme nichts zu thun habe.

Wir erwähnten nun schon, dafs dieser Satz nur in einer Richtung und zwar in der geschichtlich — absteigenden, nicht aber auch in der entgegengesetzten geschichtlich — aufsteigenden, Geltung hat. Das fühlen denn die Sprachforscher die die einzig mögliche Consequenz aus der constatirten Urverschiedenheit der Sprachen zu ziehen Bedenken tragen, sehr wohl und verschanzen sich hinter allerlei dialectische Redewendungen und mysteriöse Phrasen.

So sagt z. B. Max Müller, man müfste erst die »Unmöglichkeit beweisen, dafs alle Sprachen einen gemeinsamen Ursprung haben konnten, wenn man einen vielheitlichen Ursprung der Sprachen behaupten wolle« und fügt triumphirend hinzu: »Noch nie ist eine solche Unmöglichkeit erwiesen worden mit Bezug auf einen gemeinsamen Ursprung der arischen und semitischen Dialecte«[1]. Es ist

[1]) The problem if properly viewed, bears the following aspect: »If you wisch to assert that language had various beginnings, you must prove it impossible that language could have had a common origin«. No such impossibility has ever been establisched with regard to a common origin of the aryan and Semitic dialects; while on the contrary the analysis of the grammatical forms in either family has removed many difficulties and made it at least intelligible (?) how, with materials identical or very similar, two individuals or two families or two nations, could in the course of time have produced languages so different as Hebrew and Sanskrit. l. c. 320. Dafs dieses letztere nicht möglich war, werden wir gleich zeigen. Hier wollen wir nur an die Worte Schleichers erinnern, dafs »diese beiden Sprachstämme (semitisch und indogermanisch) obwohl

das nun freilich eine etwas ſtarke Zumuthung an die Wiſſenſchaft, ſie ſolle einen ſolchen negativen Unmöglichkeitsbeweis führen und wenn man den Beweis wiſſenſchaftlicher Thatſachen ſpeciell auf dem Gebiete der ſogenannten geiſtigen Wiſſenſchaften immer von einem ſolchen negativen Beweiſe, daſs das Gegentheil unmöglich iſt, abhängig machen würde: dann gäbe es keine einzige erwieſene Thatſache!

Max Müller ſelbſt unterhält uns ſo oft und ſo weitläufig mit den Nachweiſen der Schickſale einzelner Worte und zeigt wie moderne Ausdrücke oft von längſt todten Sprachen zu uns herüber gelangten. Was würde er nun ſagen, wenn wir jede ſolche Darſtellung als nicht erwieſen ablehnen würden, bis er uns »den Beweis liefert, daſs es unmöglich iſt, daſs dieſes oder jenes moderne Wort von irgend wo anders her und nicht von da wo er es herleitet, abſtamme —? Eine ſolche mehr als ſcholaſtiſche Einwendung könnten wir ihm auf jeder Seite ſeinen linguiſtiſchen Ausführungen entgegenſetzen und er würde dagegen gewiſs lebhaft proteſtiren.

Iſt es nicht genug, wenn eine überaus gründliche Sprachwiſſenſchaft, welche die entlegenſten und weiteſtreichenden Verwandtſchaften unter den Sprachen an den Tag gebracht und feſtgeſtellt hat bei Vergleichung anderer Sprachen und Sprachenfamilien den Ausſpruch thut: hier iſt keine Verwandtſchaft! hier iſt abſolut keine Analogie des Baues, nicht die entfernteſte Aehnlichkeit der Wurzeln, keine denkbare Möglichkeit der Ableitung! Iſt das alles nicht genug zur Feſtſtellung einer wiſſenſchaftlichen Thatſache? Und warum gerade in dieſem Punkte eine ſolche übertriebene Pedanterie und ſcholaſtiſche Secatur ſeitens

---

ſie zu einer und derſelben morphologiſchen Claſſe gehören, ſich ſo entſchieden gegenſätzlich gegeneinander verhalten, daſs an eine Verwandtſchaft beider nicht im Entfernteſten zu denken iſt.« (Deutſche Sprache S. 21)

Digitized by Google

Max Müllers? Weil es ihm beliebt an die falſch verſtandene »Einheit der Menſchheit zu glauben« und weil er in dem groben Irrthum befangen iſt, in Darwin's »Entſtehung der Arten« die »Beſtätignng« dieſes Glaubens gefunden zu haben![1])

Nein! bei aller Hochachtung und Werthſchätzung die man einem ſo ausgezeichneten und genialen Forſcher und Denker wie Max Müller ſchuldig iſt, müſſen wir es ſagen, daſs uns aus dieſer ſeiner Argumentation etwas anweht, was wir keineswegs als Max Müller'ſchen Geiſt anzuerkennen vermögen — und was uns unwillkührlich als eine Conceſſion an engliſches Muckerthum erſcheint.

Da hat Schleicher den Darwiniſmus beſſer aufgefaſst und hat es beſſer verſtanden, denſelben für die Erkenntniſs der Sprachen-Entſtehung zu verwerthen. Wir können ſeine wahrhaft claſſiſche Ausführung über dieſe uns hier beſchäftigende Frage nicht übergehen da in derſelben zugleich eine entſchiedene Abfertigung aller entgegenſtehenden durch unwiſſenſchaftliche Scrupeln eingegebenen Verclauſulirungen enthalten iſt.

Dieſelbe lautet: »Iſt die Sprache einmal entſtanden, oder mehrere Male, d. h. ſtammen alle Sprachen von einer Urſprache ab oder nicht? Da die Sprache ein weſentliches Attribut des Menſchen iſt, der Menſch erſt Menſch wird durch die Sprache, ſo fällt dieſe Frage im Weſentlichen zuſammen mit der, ob alle Menſchen von einem Menſchen oder von mehreren abſtammen. Die Natur-

---

[1]) I have been accused (mit Recht!) of having been biassed in my researches by an implicit belief in the common origin of mankind. I do not deny that i hold this belief, and, if it wanted confirmation that confirmation has been supplied by Darwins book »On the Origin of Species«. Daſs letzteres falſch iſt, daſs der Darwinismus keineswegs den Monophyletiſmus involvirt, haben wir ſchon oben (S. 67. ff.) nachgewieſen. Vergleiche auch weiter unten (S. 131.) Dieffenbachs Worte·

philoſophie dürfte ſich wohl fürs letztere entſcheiden, da es nicht wohl denkbar iſt, daſs die Exiſtenz eines ſo weſentlichen Gliedes in der Kette der Organiſmen von den Zufälligkeiten, die das Leben eines oder ſehr weniger Individuen bedrohen, jemals abhängig geweſen ſei, und da ferner, wenn der Menſch an einer Stelle der Erde ſich entwickeln konnte nichts hindert, dieſe Entwicklnng an vielen Punkten anzunehmen. Einen Menſchen oder ein einziges Paar zu ſchaffen, wäre eine Zweckwidrigkeit geweſen, die im ſchreiendſten Gegenſatze zu allem ſtünde, was wir von der Natur wiſſen. Nach aller Analogie (da kommt der Darwiniſmus!) hat ſich der Menſch aus niederen Formen herausgebildet, und Menſch im eigentlichen Sinne wurden jene Weſen erſt, als ſie ſich bis zur Sprachbildung entwickelten. In der Beſchaffenheit der Sprachen ſelbſt liegt nichts, was zur Annahme eines gemeinſamen Urſprunges für alle nöthigte, vielmehr ſind ihre Verſchiedenheiten in den Lauten ſelbſt und vor allem im Verhältniſſe der Laute zu dem was ſie ausdrücken ſo bedeutend, daſs durch die Betrachtung der Sprachen ſicherlich Niemand zur Annahme eines einzigen Ausgangspunktes für alle kommen kann. Vereinzelte Anklänge in verſchiedenen Sprachen können gegen die ganz enorme Abweichung der Wurzeln verſchiedener Sprachen von einander nicht geltend gemacht werden, denn es iſt geradezu Regel, daſs in verſchiedenen Sprachen dasſelbe Object mit verſchiedenen Lauten dargeſtellt wird. Hätte man nicht zur Sprachwiſſenſchaft die von der Jugend auf aus der hebräiſchen uns geläufig gemachte Annahme der gemeinſamen Abſtammung der Menſchen von einem Paare mit hinzugebracht, kein Sprachkenner wäre jemals auf den abenteuerlichen Gedanken gekommen, die verſchiedenen Sprachorganiſmen ſämmtlich von einer Urſprache abzuleiten.

»Wie follte auch jene Sprache befchaffen gewefen fein aus der fich z. B. Indogermanifch und Chinefifch, Semitifch und die Sprache der Cree-Indianer, Finnifch und Namaqua u. f. f. hätte entwickeln können. Es fehlen den beifpielsweife zufammengeftellten Sprachen alle Spuren eines gemeinfamen Urfprungs, die fich in den wirklich von einer Urfprache ausgegangenen Sprachen der wiffenfchaftlichen Erkenntnifs nicht völlig entziehen können. Es ift freilich eine von Manchen leider eingefchlagene Richtung, mit Hintanfetzung ftrenger Methode, fo viel Sprachen als möglich für verwandt zu erklären, gerade als triebe eine Macht dazu, der felbft auf Koften der Wiffenfchaftlichkeit Folge geleiftet werden mufs; wer aber folchen Dranges frei, mit ruhigem Blicke in der Welt der Sprachen fich umfieht, der gelangt weder zu der Annahme jener enormen Sprachkörper, die man hie und da aus den verfchiedenartigften, kaum morphologifch ähnlichen, in ihrer Lautmaterie aber ganz abweichenden Sprachen zufammengefetzt, noch viel weniger aber zu einer hiftorifchen Verwandtfchaft aller Sprachen, einer gemeinfamen Abftammung aller Sprachen von einer Urfprache. Hinweg alfo mit diefem Vorurtheile, das im Mithus, nicht aber in der Wiffenfchaft am Platze ift . . . . Wo Menfchen fich entwickelten, da entftund auch Sprache; zunächft wohl nur lautliche Reflexe der von der Aufsenwelt erhaltenen Eindrücke d. h. Abfpiegelung der Aufsenwelt im Denken, denn Denken und Sprache find ebenfo identifch wie Inhalt und Form. W e f e n, d i e n i c h t d e n k e n f i n d k e i n e M e n f c h e n; die Menfchwerdung beginnt alfo mit dem Hervorbrechen der Sprache, und wenn man will ift alfo mit dem Menfchen auch die Sprache gefetzt. Die Sprachlaute, d. h. die lautlichen Bilder für die dem Denkorgan durch die Sinne zugeführten Anfchauungen und die in demfelben gebildeten Begriffe, waren bei verfchiedenen Menfchen verfchieden,

oder doch wohl bei wesentlich gleichartigen und unter gleichen Verhältnissen lebenden Menschen dieselben. Auch im späteren Leben der Sprache zeigt sich eine analoge Erscheinung: wesentlich gleichartige, unter denselben Verhältnissen lebende Menschen verändern ihre Sprache sämmtlich auf dieselbe Weise innerem unbewusstem Triebe folgend; es ist also höchst wahrscheinlich, dass wie später bei ganzen Völkern die Veränderungen der Sprache wesentlich gleichmässig vor sich gingen, so auch in der Urzeit die Bildung der einfachsten Bedeutungslaute in einer Anzahl nah zu einander stehenden Individuen wesentlich gleichmässig stattgefunden habe. Wie z. B. wir deutschen für ein ursprüngliches k ein h sprechen, und für ein ursprüngliches d erst t, dann z eintreten liessen (z. B. indogermanische Urform dakan, deutsche Grundform tihan, dann hochdeutsch zehan, zehn) ohne dass etwa ein Deutscher auf die Idee solcher Sprachveränderung gekommen wäre, und sie bei seinen sämmtlichen Landsleuten durchgesetzt hätte, so haben wir uns auch nicht zu denken, dass ein einzelner Mensch auf die oder jene Bezeichnung der Dinge durch Laute verfallen sei und dieselbe Bezeichnung seiner nächsten Umgebung mitgetheilt habe. Nichts steht also der Annahme im Wege, dass die Sprache in mehreren zusammengehörigen Individuen gleichmässig entstund; ebenso nehmen wir an, dass sie bei dem einen Theile der Urmenschen in dieser, bei dem andern in jener, und bei einem dritten abermals in anderer Weise sich bildete, wie ja auch ihr späterer Verlauf bei verschiedenen Völkern sich verschieden gestaltete. Es gab also nicht eine Ursprache, sondern viele Ursprachen.» [1])

Wir können diesen Abschnitt nicht besser schliessen, wie mit den Worten Dieffenbachs: »Jedoch würde

[1]) Schleicher, deutsche Sprache S. 38—40.

selbst die Ununterbrochenheit (Continuität) des Zusammenhanges aller Wesensgattungen von einem ihrer Pole bis zum andern immer noch nicht ihre gemeinsame äußerliche und thatsächliche Abstammung von einem Wesen (Keime) beweisen, sondern zunächst nur den innern Zusammenhang ihrer Gestaltung, etwa wie der Gemälde der einander folgenden Kunstperioden, die ihrem Style nach zusammenhängen und fortschreiten, ohne daß darin eines wirklich dem andern nachgebildet und geradewegs daraus fortgebildet wäre. Ein solcher Zusammenhang der Gestalten und Wesen auf Erden beglaubigte also noch nicht die Einheit ihres Stammbaumes und Geschlechtsregisters, sondern vorerst nur das einheitliche Gesetz ihrer Entstehung und Ausbildung, ihrer Eigenschaften und Kräfte, mit griechischem Ausdrucke ihrer dynamischen Einheit in der Vielheit und die harmonische Gliederung in dem Leben des ganzen Planeten. Selbst die Herausbildung der Arten und Gattungen aus einander, wie sie am bestimmtesten Darwin annimmt, würde, so lange sie nicht überhaupt in äußerster Folgerichtigkeit auf eine Zahleinheit zurückgeführt wird, diese auch noch nicht gebieterisch für die Menschen und ihre Gattungen fordern, da eben so gut wie der erste und niedrigste Mensch aus dem vornehmsten Affen auch in gleicher Weise an verschiedenen Orten die ersten Menschen aus ihren jeweiligen Ahnen sich entwickeln konnten.

»Auf unserem heutigen Standpunkte — bereit, ihn morgen schon durch Gründe verrücken zu lassen — sagen wir: So lange die ursprüngliche Einheit der Sprachen unerwiesen bleibt, ja unerweisbar scheint, (wie namentlich Pott der Beherrscher so vieler Sprachen annimmt) halten wir es mit dem Menschen ebenso« — (Vorschule der Völkerkunde 1864. S. 19.)

---

21. Entwicklung der Menfchheit und Entwicklung der Sprachen.

Halten wir nun diefe zwei mit einander in einigem Zufammenhange von Urfache und Folge ftehenden Thatfachen des Polygenifmus der Menfchheit und desjenigen der Sprachen zufammen, und fragen wir uns, wie fich im Laufe der gefchichtlichen Entwicklung das Verhältnifs der verfchiedenen Menfchengemeinfchaften zu der Gefammtheit der Sprachen geftalten mufste, fo werden wir fehen, dafs uns eine gefunde Logik nur eine einzige Antwort darauf ertheilen kann, und dafs diefe einzige Antwort durch die Thatfachen bekannter Gefchichte glänzend beftätigt wird.

Erinnern wir vor allem daran, dafs wir auch in der ganzen gefchichtlichen Entwicklung uns keine andern Kräfte waltend denken dürfen als die, die wir täglich und ftündlich im Leben der Menfchen walten fehen — und die wir bei der Entftehung der Sprache als wirkend und thätig annehmen mufsten.

Als eine folche Sprachen fchaffende und zeugende Kraft erkannten wir den unwiderftehlichen Trieb des Menfchen, fich mit feinen nächften zu verftändigen — derfelbe Trieb, der heutzutage die Menfchen zur Erlernung fremder Sprachen antreibt.

Was mufste nun erfolgen bei der aus was immer für Anlafs herbeigeführten Berührung zweier oder mehrerer fremder Menfchengemeinfchaften mit einander? Offenbar dasfelbe, was nothwendigerweife immer und überall und auch heutzutage unter ähnlichen Verhältniffen erfolgt. Die fprachfremden fuchen fich mit einander zu verftändigen und in Folge deffen nimmt, je nach Umftänden und Verhältniffen, je nach der Zahlenftärke oder fonftigen Macht des einen oder andern Theiles — der eine ethnifche Beftand-

theil die Sprache des andern an, oder auch es bildet ſich ein Amalgam aus den beiden Sprachen — was aber gewiſs das Seltenere iſt, wie Erfahrung und Geſchichte lehrt.

Die nothwendige Folge alſo des wachſenden Verkehrs unter den Menſchen, der ſich bildenden gröſseren Gemeinſchaften, was zumeiſt durch das Mittel der Herrſchaft vor ſich geht, iſt, daſs einerſeits Sprachen untergehen und verſchwinden (eine Erſcheinung, für deren Natürlichkeit und Wirklichkeit zahlreiche Beiſpiele aus Geſchichte und Gegenwart Zeugniſs ablegen) und andererſeits, daſs die in dieſem »Kampfe ums Daſein«, wenn man es gerade Darwiniſch ausdrücken will, obſiegenden und überlebenden Sprachen eben dadurch eine gröſsere Verbreitung erlangen. Dieſer Proceſs geht nun immer und immer wieder in's Unendliche fort und lebendige oder beſſer geſagt todte Zeugen desſelben ſind die todten Sprachen, die uns die Literaturen des Alterthums aufbewahrt haben und jene anderen vor unſern Augen in fremden Welttheilen bei der Berührung mit mächtigern Völkern hinſterbenden und verſchwindenden Sprachen.

So muſs es ſein und ſo iſt es nicht nur, ſondern ſo war es auch in Zeiten, von denen wir keine hiſtoriſche Kunde haben. Dieſe Thatſache iſt den Sprachforſchern bekannt, wenn ſie dieſelbe auch nicht ganz ſo wie wir erklären: »In den offenbar ſehr langen Zeiträumen vor der eigentlichen Geſchichte, ſagt Schleicher, ſind höchſt wahrſcheinlich unzählige Sprachen zu Grunde gegangen, während andere ſich weit über ihr urſprüngliches Gebiet hinaus verbreiteten und ſich dabei in eine Mannigfaltigkeit differenzirten.«[1]) Was nun das »Differenziren« anbelangt, wobei doch in erſter Linie an die zahlreichen Dialecte

[1]) Bedeutung der Sprache etc. S. 23.

der weitverbreiteten Sprachen gedacht werden mufs, so sei uns hier noch eine Bemerkung gestattet.

Nehmen Fremde eine neue, ihnen durch Umstände und Verhältnisse sich darbietende oder aufgezwungene Sprache an, so werden sie dieselbe nie so sprechen, wie diejenigen von denen sie dieselbe annehmen — vielmehr werden sie aus der neu angenommenen Sprache einen Dialect oder gar indem sie dieselbe mit Ueberbleibseln ihrer frühern Sprache vermengen einen Jargon bilden.

Diese Dialectbildung hat offenbar ihren Grund in der von der früheren Sprache der betreffenden Fremden her angewöhnten oder angeborenen Sprechweise, ja vielleicht sogar in den schon originär anders angelegten Sprachwerkzeugen der Fremden, die die neue Sprache adoptiren.[1])

Das können wir an lebendigen Beispielen aus der Gegenwart genügend erhärten. Man denke z. B. nur an die Verschiedenheit der Aussprache des Deutschen in Schlesien, wo es von einer ursprünglich slavischen Bevölkerung gesprochen wird, am Rhein und dann wieder in den verschiedenen Alpenländern, wie z. B. Tirol und Steiermark, wo es wieder von anderen, ursprünglich nichtgermanischen Völkerschaften gesprochen wird. Oder man denke an die durch Jahrhunderte sich forterbende verschiedene Sprechweise der ungebildeten Masse der Juden in allen europäischen Ländern.

---

[1]) Die Verschiedenheit der Sprachen überhaupt ist weniger eine Wirkung der allerdings wahrscheinlichen Verschiedenheiten in den Sprachorganen verschiedener Stämme, wie das Dieffenbach, Vorschule der Völkerkunde S. 49 und nach ihm Schleicher, Bed. d. Sprache S. 8, hervorhoben. Denn wir sahen, wie diese Verschiedenheit von vorneherein durch eine abgesonderte Entstehung gegeben ist; dagegen müssen Dialectbildungen gewifs gröfstentheils auf diese »materiellen« Verschiedenheiten zurückgeführt werden, »die sich zur Zeit noch der unmittelbaren Wahrnehmung entziehen und die vielleicht auch nie zu Objecten directer Beobachtung gemacht werden können.« (Schleicher.)

Dasſelbe war immer und überall der Fall. Wo immer wir daher ſehr prägnante Dialecte finden, da können wir ſicher ſein, daſs die dieſelben redenden Volksbeſtandtheile einſt andere Sprachen geſprochen haben, und daſs ſich in dieſen Dialecten entweder die einſtige Angewohnheit an die Sprechweiſe einer andern Sprache oder gar noch die originäre Verſchiedenheit der Sprachwerkzeuge eines fremden Volksbeſtandtheiles erhalten hat. [1])

Wir können dieſen Abſchnitt nicht ſchlieſsen ohne auf eine merkwürdige Analogie hinzuweiſen, die uns die Entwicklung dreier verſchiedenen Erſcheinungen mit denen wir es hier zu thun hatten, darbietet. Vielleicht iſt es nicht zu gewagt, wenn wir die Meinung ausſprechen, daſs uns dieſe dreifache Analogie in der natürlichen Entwicklung dreier zuſammenhängender Erſcheinungen einen Blick zu thun erlaubt in die geheime Werkſtätte der Natur, in der wir, wie wir das oben (Seite 33) darlegten, nach dem Vorgange ſo vieler moderner Denker und Philoſophen jene »Einheit des Geſetzes« oder beſſer geſagt, jenes einheitliche Geſetz des Werdens vermuthen, deſſen Erkenntniſs das höchſte Ziel aller Wiſſenſchaft iſt.

---

[1]) Das iſt die Antwort die wir auf die Renan'ſche Frage geben: »Comment expliquer cette frappante homogénéité qui fait que, l'hebreu, le phenicien, le chaldéen, le syriaque, l'arabe, l'ethiopien semblent coulés dans le même moule; que les rameaux si nombreux de la famille indo-européenne ont d'un bout du monde à l'autre le même fond de racines, et, en un sens très-veritable, la même grammaire?« Und zu dieſer Antwort berechtigen uns ſolche Thatſachen wie z. B. die, daſs die Sprache der Römer in Frankreich zur Franzöſiſchen geworden iſt, weil ſie eben von einem fremden Stamme, (meiſt Kelten) angenommen wurde, der ſeine frühere Sprache aufgab, aber ſeine frühere Sprechweiſe d. i. Ausſprache und Sprachgewohnheiten beibehielt. So ſind die verſchiedenen romaniſchen Sprachen und ebenſo die verſchiedenen ſemitiſchen entſtanden. Die Verbreitung einer ſiegenden Sprache über viele heterogene Stämme · das iſt die Löſung des Räthſels.

Wir haben es als wahrſcheinlich nachgewieſen, daſs die Menſchheit in einer Unzahl von Urſchwärmen ihren Anfang nahm, von denen bei ſteigendem Verkehr und ſich ausbreitenden Beziehungen von meiſt ſeindlichem und gegenſeitig ausbeutendem Charakter eine immer gröſsere Zahl den Schauplatz, deſſen Behauptung ihre Kräfte nicht gewachſen waren und ſind, räumen muſste und noch räumen muſs, während andere ſich immer mehr ausbreiten und das blutgedüngte Schlachtfeld der Erde behaupten.

Ein analoges Schauſpiel ſtellen uns die Sprachen dar. Mit einer Unzahl von Urſprachen beginnt die Menſchheit ihre Gedanken auszudrücken. Je mehr der gegenſeitige Verkehr wächſt und die Beziehungen ſich ausbreiten, verſchwinden die einen Sprachen ſpurlos oder werden zu den »todten« gelegt, während andere, überlebende, ihr Gebiet immer weiter ausdehnen und zu immer ſteigender Macht und Entfaltüng gelangen.

Und was auf der Bühne der Geſchichte im Groſsen mit Menſchengemeinſchaften vor ſich geht, was unbemerkt und meiſt ſtill mit den Sprachen ſich vollzieht: dasſelbe Schauſpiel beobachtet die Sprachwiſſenſchaft im Mikrokosmos jeder einzelnen Sprache. Mit einer groſsen Zahl von Wurzeln beginnt jede Urſprache und die Entwicklung der Sprache iſt ein Kampf um's Daſein von Wurzeln und Formen. Die meiſten von ihnen gehen zu Grunde und verſchwinden — die überlebenden aber werden immer mächtiger an Geiſt und Bedeutung, ſo daſs ſchlieſslich mit den dürftigen Ueberreſten der einſtigen Fülle der — Geiſt des Menſehen eine früher ungeahnte Welt von Gedanken beherrſcht. —

Welche Bedeutung nun immer dieſe Analogien haben, (und wir werden über dieſes Thema noch ſprechen) wollen wir nur noch bemerken, daſs wir die Reihe derſelben keineswegs auf dieſe drei Erſcheinungen beſchränkt uns

denken. Wir zweifeln nicht, daſs, wenn dieſelben ein wenn auch entfernter und ſchwacher Abglanz eines Naturgeſetzes ſind, wir ihnen noch auf andern Gebieten der Natur und Geſchichte begegnen müſſen — und der folgende Abſchnitt wird uns gleich wieder Gelegenheit geben, an dieſelben zu erinnern.

---

22. Polygeniſmus und Religionen.

Wir ſind von dem unmittelbaren Gegenſtand unſerer Unterſuchung mehr als es in unſerer Abſicht lag, abgewichen und haben uns eine vielleicht zu weite Abſchweifung in das ſprachwiſſenſchaftliche Gebiet geſtattet. Nun wollen wir aber der Verlockung, wie groſs ſie auch ſein möge, widerſtehen und eine ähnliche, demſelben Zwecke übrigens nicht minder dienliche Abſchweifung auf das Gebiet der Religionswiſſenſchaft unterlaſſen.

Denn ganz ebenſo wie die Betrachtung des Urſprungs und der Entwicklung der Sprachen, kann durch die Betrachtung des Urſprungs und der Entwicklung der Religionen, wenn nicht der Beweis des Polygeniſmus verſtärkt, doch mindeſtens ein intenſives Streiflicht auf die von uns behauptete Richtung der Entwicklung der Menſchheit geworfen werden.

Wenn Schleicher die Sprache als ein »weſentliches Attribut des Menſchen« bezeichnet, ſo hat er damit gewiſs einen zu ſchwachen Ausdruck gewählt. Wenn man die Sprache, wie es von Geiger ſogar in zu hohem Grade geſchehen iſt, in eine innige Verbindung mit menſchlichem Denken bringt, wenn man ſie lediglich mit ſo vielen andern Sprachforſchern und Philoſophen, wie wir es thun, als eine nothwendige Conſequenz des Denkens auffaſst und ſie,

wenn auch nicht als Urfache doch als Folge mit dem Denken in ein Ganzes verfchmilzt: fo wird man nicht anftehen, diefelbe nicht fowohl als Attribut, fondern vielmehr als nothwendige Function des menfchlichen Organifmus zu betrachten.

Es ift das Verdienft der neueren Sprachforfchung und hier fpeciell Max Müllers, auf die wefentliche Aehnlichkeit in fehr vielen Stücken zwifchen Sprache und Religion hingewiefen zu haben. Insbefondere war es die Beobachtung einer gefetzmäfsigen Entwicklung in der man ebenfo wie in der Entwicklung der Sprache einen organifchen Charakter erkannte, welches auf die Vergleichung von Sprache und Religion führte. Und Max Müller hat mit vollem Recht auf diefe Beobachtungen hin es unternommen, eine eigene Religionswiffenfchaft zu gründen, die fich zu der bisherigen Theologie und fogenannten Religionsphilofophie als eine weitere Entwicklungsphafe oder gar als ganz neuer Zweig der Wiffenfchaft verhalten folle.

Was nun vor allem den Grund der Religion, die Urfache ihrer Entftehung anbelangt, fo fieht Müller diefelbe, fo wie er es bei der Sprache gethan, in einer »Fähigkeit zu glauben«. »Aehnlich wie es im Menfchen fozufagen eine Sprachfähigkeit gibt, unabhängig von allen hiftorifchen Formen, in welche fich die menfchlichen Sprachen kleideten: ähnlich liegt im Menfchen fozufagen eine Glaubensfähigkeit, unabhängig von allen hiftorifchen Religionen.« [1])

Ebenfo nun wie wir das Schleicher'fche Attribut als einen zu fchwachen Ausdruck erachteten, um mit demfelben die Entftehung der Sprache zu erklären: ebenfo halten wir es mit der »Glaubensfähigkeit«. Denn die Fähigkeit enthält in fich noch nicht die Nothwendigkeit der

---

[1]) Max Müller, Vorlefungen über vergleichende Religionswiffenfchaft. 1. Vorlefung.

Ausübung derselben und läſst der falschen Anschauung Raum, als ob das »Sich-erheben zum Begriff des Unendlichen« und wie dergleichen Redewendungen immer lauten, ein »Verdienst« des Menschen sei, das ihn vor den Thieren auszeichnet.

Wissenschaftlich betrachtet, ist weder Glaube noch alles was mit demselben unter Umständen zusammenhängt, also das sogenannte »Gottesbewuſstsein« »Ahnung des Unendlichen« ein Verdienst des Menschen: sondern einfach eine Function seines sinnlich-geistigen Organismus. Wir können in dieser Beziehung das Wesen der Religion nicht anders definiren, als wir es schon einmal an anderer Stelle gethan haben.

»Den Inbegriff der Vorstellungen, sagten wir dort, die sich im menschlichen Geiste über all die Dinge bilden, die er sinnlich wahrzunehmen nicht im Stande ist, die zu kennen aber ein unüberwindliches Bedürfniſs seines Gemüthes ihn drängt, nennen wir Religion. Die Folge dieser Vorstellungen ist, daſs er sein Leben und Handeln denselben vielfach anpaſst, daſs er ihnen in all seinem Thun und Lassen Rechnung trägt — und zwar durch allerhand religiöse Handlungen wie Opfer, Gebete u. dgl.

»Es ist also Religion kein künstliches Erzeugniſs etwa der menschlichen Phantasie, sondern eine naturnothwendige Function seines endlichen und beschränkten Geistes den ein unstillbares Sehnen ewig über die ihm von der Natur gesetzten Schranken hinaustreibt.« [1])

Entsprang die Sprache wie wir sahen, dem unwiderstehlichen Bedürfniſs sich mit seines Gleichen zu verständigen, so entspringt die Religion, möchten wir sagen, dem nicht minder mächtigen Bedürfniſs des Menschen sich mit

---

[1]) Siehe unsere »Verwaltungslehre etc.« Innsbruck 1882. S. 393 ff

ſich ſelbſt zu verſtändigen, d. h. ſich über unbekannte, mit den Sinnen und dem Verſtande unmöglich wahrnehmbare Dinge (Urſachen von ſinnlich wahrgenommenen Erſcheinungen) klar zu werden — oder wenigſtens die ſich ihm über dieſe Dinge aufdrängenden Fragen, die er auf eine andere Weiſe nicht löſen kann, durch gewiſſe Annahmen und Vorſtellungen zu beantworten, oder doch ſein durch dieſe Fragen beunruhigtes Gemüth zu beruhigen und zu beſchwichtigen. [1])

So aufgefaſst aber ſtellt ſich uns die Religion gleich der Sprache als Folge des Denkens dar; denn gäbe es kein Denken, wäre der Menſch nicht ein denkender Organiſmus, dann würde ihn auch das was auſserhalb der Grenze ſeiner Sinne liegt, nicht beunruhigen, es würde ſeine Neugier nicht wecken, ſein Denken nicht afficiren. Denn alle religiöſe Vorſtellung iſt nur der geiſtige Reflex, hervorgerufen durch den Reiz den die nieht unter die Sinne fallenden Dinge oder beſſer geſagt das Unbekannte, Ueberſinnliche, das was als jenſeits der Grenze menſchlicher Erkenntniſs liegend vermuthet wird, auf das menſchliche Denken üben.

Dieſe Auffaſſung der Religion iſt keineswegs eine neue. Sie datirt unſeres Wiſſens von Humes: Natural history of religion, der zuerſt die Religion als nothwendigen Ausfluſs der Gemüthsbeſchaffenheit auffaſst und die Entſtehung derſelben dem natürlichen Zuſammenwirken der Gefühle des Menſchen mit deſſen Einbildungskraft zuſchreibt. Die deutſche Philoſophie hat nun in ihrer Weiſe ſeit Kant dieſem Gedanken in den verſchiedenſten Formen Ausdruck gegeben.

Speziell Kant ſchreibt die Entſtehung der Religion dem im menſchlichen Geiſte liegenden Triebe zu über das

---

[1]) Vrgl. darüber Pfleiderer: Die Religionen B. I. S. 1—70.

Endliche hinauszukommen und zum Unendlichen vorzudringen. Den einfachften und klarften Ausdruck fcheint uns aber diefem Gedanken Guizot gegeben zu haben in folgender Stelle: »Il y a dans la nature humaine, dans la destinée humaine, des problèmes dont la solution est hors de ce monde, qui se ratachent a un ordre de choses etranger au monde visible, et qui tourmente invinciblement l'âme de l'homme, qu'elle veut absolument resoudre. La solution de ces problèmes, les croyances, les dogmes qui la contiennent, qui s'en flattent du moins, tel est le premier objet, la première source de la religion.« [1])

Wir glauben nicht, dafs zwifchen diefer Auffaffung des Wefens der Religionen und den Refultaten der ebenfo gründlichen wie genialen Unterfuchungen Jul. Lippert's [2]) ein principieller Widerftreit beftehe.

Man kann Lippert vollkommen zuftimmen, infoferne er den Urfprung der Religionen im »Seelencult« nach-

---

[1]) Cours d'histoire moderne lect. 5. Minder zutreffend fcheint uns Hellwalds Erklärung wonach der Grund der Religionen in dem »urwüchfigen Trieb des Menfchen, Ideale zu bilden« liege; fiehe deffen Culturgefchichte S. 30.

[2]) »Der Seelencult in feinen Beziehungen zur althebräifchen Religion« Berlin 1881, und »die Religionen der europäifchen Culturvölker etc.« Berlin 1881. Das Refultat diefer Unterfuchungen fafst Lippert felbft in folgender Schlufsftelle zufammen: »So glaube ich denn . . . nachgewiefen zu haben, dafs, wie heute noch unter uncivilifirten Völkern, fowie unter den Culturvölkern Oftafiens die Vorftellungen des Seelencultus deutlich erkennbar find, diefer felbft die Grundlage und der Ausgang fowohl der althebräifchen, wie der flavifchen, germanifchen, griechifchen und römifchen Religion gewefen ift, und dafs die betreffenden Mythologien, wenn fie in ihrer gefchichtlichen Erfcheinung erfafst werden follen, fernerhin auch in der Darftellung auf diefe Grundlage werden geftellt werden müffen. Es fehlt nur noch Weniges und die Nothwendigkeit und Möglichkeit, alle irdifche Religionsentwicklung unter allen Völkern und zu aller Zeit aus ein und derfelben Wurzel abzuleiten, wird inductiv nachgewiefen fein.« Religionen S. 484.

weiſt; ja, man muſs ſagen, dieſer Nachweis iſt Lippert ganz vorzüglich gelungen. Nichtsdeſtoweniger aber giebt es erſtens, auch noch andere geiſtige Momente die auf die Ausbildung und Entwicklung der Religionen von Einfluſs waren und wenn ſie auch nur ſecundär und in einem ſpätern Stadium der Entwicklung hinzugetreten ſein mögen, durch den von Lippert nachgewieſenen Urſprung nicht ausgeſchloſſen ſind und zweitens wurzelt ja der Seelencult ſelbſt, wie das auch Lippert darſtellt in der durch eine geheimniſsvolle Erſcheinung (Tod) und durch etwas Unbekanntes und Ueberſinnliches (die »Seele«) erzeugten Beunruhigung des menſchlichen Gemüthes und fällt ſomit auch die Lippert'ſche Erklärung als ein Theil unter das Ganze unſerer obigen Auffaſſung des Weſens der Religion. Damit ſoll aber das groſse Verdienſt Lippert's den thatſächlichen hiſtoriſchen Urſprung der Religionen, ihren geiſtigen Kern und ihre urſprüngliche Bedeutung nachgewieſen zu haben keineswegs geſchmälert werden.

Aus dieſem Weſen nun der Religionen, ſei es nach unſerer weiteren oder nach der Lippert'ſchen viel engeren Auffaſſung folgt eine wichtige Erkenntniſs bezüglich der Urgeſchichte derſelben. Denn offenbar muſste Religion immer und überall entſtehen wo nur Menſchen vorhanden waren; und vom Standpunkt des Polygeniſmus iſt dann die urſprüngliche Vielheit und Mannigfaltigkeit der Religionen ebenſo wie die der Sprachen leicht erklärlich, ja ſelbſtverſtändlich.

Nun ſind gewiſs ſehr viele ſolcher urſprünglicher Religionen, eben ſo wie es heutzutage mit den Religionen der Naturvölker geſchieht, mitſammt ihren Anhängern und den von ihnen geſprochenen Sprachen im Laufe der Geſchichte verſchwunden: doch haben ſich eben ſo gewiſs viele andere mit der Verbreitung ihrer Anhänger und mit der immer gröſseren ethniſchen Verſchmelzung der Menſch-

heit, mit anderen Religionen vermischt, woraus sich der Polytheismus und die ungeheure Complicirtheit der Mythologien der historischen Völker erklärt. Denn die Neigung fremde Götter zu recipiren und sie den Einheimischen in irgend einer Form (Rangstufen u. dgl.) beizugesellen, war immer bei allen Völkern vorhanden. So haben bekanntlich die Römer alle möglichen orientalischen Götter der besiegten Völker bei sich gastlich aufgenommen. [1]) Andererseits hat keine bei irgend welchem Volke siegreich eingeführte neue Religion die alte, angestammte, je ganz ausrotten können, wie es ja von den europäischen zum Christenthum bekehrten Nationen bekannt ist, daß sie ihre alten Gottheiten unter veränderten Namen und Formen theilweise bis heutzutage beibehalten haben. [2]) Die religiösen Vorstellungen führen eben ein viel zäheres Leben als die Sprachen; sie werden einerseits von fremden Völkern leichter recipirt und verschwinden sehr schwer auch bei Annahme und Verbreitung einer neuen Religion.

Was sie aber leicht verlieren und abstreifen, das sind ihre sprachlichen Abstammungsmerkmale in Folge dessen

---

[1]) »Zu diesen alt- und ächtrömischen Göttern kamen nun aber im Verlauf der Jahrhunderte alle mögliche griechische und später sogar orientalische Gottheiten hinzu. Die Tarquinier, welche schon durch Verpflanzung etruskischen Gottesdienstes nach Rom, die Einfachheit des alten Cultus aufhoben, legten auch den Grund zur Hellenisirung der römischen Religion etc. etc.« Pfleiderer l. c. II. 165. Ueber die Einwanderung griechischer Culte und Gottheiten in Rom vrgl. Lippert Religionen S. 462 ff.

[2]) Die Sache ist ziemlich bekannt, doch verweisen wir auf eine interessante von Gobineau zur Illustration derselben mitgetheilte Thatsache: »Dans la catholique Bretagne, au siècle dernier, un évèque luttait contre des populations obstinées dans le culte d'une idole de pierre. En vain on jetait a l'eau le grossier simulacre, ses adorateurs entêtés savaient l'en retirer et il fallut l'intervention d'une compagnie d'infanterie pour le mettre en pièces. Voilà quelle fut et quelle est la longévité du paganisme.« L'Inégalité des races humaines. Paris 1853. I. 29.

es fehr fchwer, faft unmöglich ift in den grofsen hiftorifchen Nationalreligionen oder in den mannigfaltigen heutigen Mythologien der Völker die verfchiedenen, urfprünglich verfchiedenen ethnifchen Beftandtheilen angehörenden, Elemente und deren Herkunft zu erkennen. Dafs aber folche ethnifche Sonderelemente in den verfchiedenen Nationalreligionen des Alterthums enthalten waren, dafür fpricht aufser hiftorifchen Zeugniffen deutlich auch der Umftand, dafs es zu jeder Zeit in demfelben gewiffe Gottheiten gab, die nur an gewiffen Orten und von gewiffen fyngenetifchen Kreifen (Stämme, Gentilverbände in Rom) verehrt wurden. So finden wir in Egypten zu jeder Zeit in den verfchiedenen Theilen des Landes verfchiedene Gottheiten (Ra, Ptah, Ammon etc.) die ungefähr diefelbe Rolle fpielen aber unter verfchiedener Geftalt und verfchiedenen Namen verehrt werden. Ebenfo hatten die einzelnen Stämme der Griechen ihre fpeziellen Gottheiten.

Auch ift es fehr wahrfcheinlich, dafs die Sagen von der wechfelnden Herrfchaft verfchiedener Göttergefchlechter wie fie in der griechifchen und auch nordifchen Mythologie wiederkehren mit der Thatfache der nacheinander recipirten verfchiedenen Religionen im Zufammenhange ftehen: denn die Herrfchaft einer Gottheit ift ja immer nur von der Herrfchaft ihres betreffenden Stammes bedingt und in dem Vom-Thron-Stürzen der Götter ift gewifs oft die Spur der Ueberwältigung eines Stammes durch den andern enthalten, worauf eben die Götter des befiegten Stammes, als von denjenigen der Sieger geftürzte und der Herrfchaft beraubte, in der Erinnerung fortleben, ganz ebenfo wie es nach Einführung des Chriftenthums in Europa mit den früheren europäifchen Göttern gefchah.

Dafs alle diefe von uns hier aufgeftellten Behauptungen richtig find, darüber kann man fich aus Lippert's »Religionen« die vollfte Beruhigung verfchaffen — auf welches

epochemachende Werk wir zu diefem Zwecke noch mit einigen Worten hinweifen müffen. Zuerft was die Entftehung des Polytheifmus anbelangt.

Während noch Pfleiderer, fowie viele vor ihm die »zahllofe Menge untergeordneter göttlicher Wefen« bei den Römern, aus dem Bedürfnifs »für alle und jede einzelne Exiftenz, Localität, Zuftändlichkeit oder Thätigkeit eine befondere Schutzgottheit anzurufen — ein Bedürfnifs das aus einer fuperftitiöfen Gemüths- und abftract-logifchen Verftandesrichtung (?) zu gleichen Theilen hervorgieng« erklärt [1]): ergiebt es fich aus den Unterfuchungen Lipperts, dafs diefes »Bedürfnifs« ein viel concentrirteres, einheitlicheres und fpezielleres war und dasfelbe an und für fich nie eine folche Fülle von Göttern erzeugt haben würde, welche vielmehr in der Amalgamirung zahlreicher Stämme und ethnifcher Beftandtheile und folglich auch ihrer Gottheiten ihren Grund hat.

Denn all und jede Religion war zuerft ein »Seelencult« einzelner »genealogifcher« Verbände und Gruppen, einzelner Stämme. So wie nun diefe Gruppen und Stämme zu gröfseren Verbänden und Vereinigungen verfchmolzen, übergiengen die vielen »Seelenculte« fo zu fagen in den gemeinfchaftlichen Befitz des neuen Verbandes, fo dafs anftatt der einzelnen von den einzelnen Beftandtheilen des neuen Verbandes früher verehrten »Geifter« nun eine ganze Menge gemeinfchaftlicher »Geifter« verehrt wurde, denen dann die Volksphantafie je einzelne Rollen zutheilte.

Auf diefe Weife fchuf die Phantafie der Völker (durch das Medium ihrer Dichter) aus den urfprünglichen Elementargottheiten der einzelnen ethnifchen Beftandtheile ganze Götterhierarchien und umwob diefelben mit dem Sagengefpinft der Mythologieen. Daher erklärt fich der

---

[1]) Pfleiderer Religion II 166.

Ausſpruch Herodot's (II 53): »Woher aber ein jeder der Götter ſtammt und ob ſie alle immer da waren und von welcher Geſtalt ſie ſind, das wiſſen ſie (die Hellenen) ſo zu ſagen erſt ſeit geſtern und vorgeſtern. Denn Heſiod und Homer, die wie ich glaube, nur um vierhundert Jahre und nicht mehr älter ſind als ich, ſind es zunächſt, welche den Griechen ihr Göttergeſchlecht geſchaffen, den Göttern ihre Namen gegeben, ſowie Ehren und Künſte unter ſie vertheilt und ihre Geſtalten bezeichnet haben.«[1]) Den Vorgang ſelbſt aber, wie nämlich die Gottheiten der einzelnen ethniſchen Gruppen zum Gemeingut der aus ihnen ſich bildenden gröſseren ſocialen Geſtaltungen werden, ſchildert Lippert unter anderen wie folgt:

»Daſs die zuhöchſt verehrten Schutzgeiſter einzelner Stämme, (es iſt die Rede von den Griechen) mit dieſen ſelbſt an Anſehen und Geltung gewannen, iſt in der Sache ſelbſt ſo begründet, wie die vielfachen Völkerſchiebungen auf dem Gebiete des Oſtbeckens des Mittelmeeres geſchichtlich bezeugt ſind. Nicht leicht haben ſich irgendwo ſo viele kleine ſelbſtändige Stämmchen ſo bunt durcheinander gewunden (unſerer Anſicht nach war das allerdings überall der Fall); überall tauchen ſolche auf und unter und die uns geläufigen Hauptgruppen ſtehen ungefähr zu jenen, wie die deutſchen Sachſen und Franken zu dem Völkchen des Tacitus. Darüber verſchwinden jene mythiſchen Pelasger wie unſere Herminonen und Ingäwonen. Wenn wir aber bedenken, wie in der Vorſtellung die Sehutzgeiſter ſelbſt Kriege führten, Schlachten gewannen und Völker unterwarſen, ſo kann eine ſolche nationale und politiſche Entwicklung unmöglich ohne Einfluſs auf ein Zuſammenwachſen religiöſer Vorſtellungen gedacht werden. Dazu kam noch als eine mehr friedliche Eroberung das Vor-

[1]) Vrgl. Lippert Religionen 248.

dringen von Culten, die nicht von den erobernden Waffen. fondern von dem Anfehen und den Priefterfchaften getragen wurden, namentlich denen, die fich durch Orakelfpenden der rathlofen Menfchheit unentbehrlich machten.« [1])

Andererfeits aber vollzog fich die Umwandlung der urfprünglichen Gefchlechts- und Stammgötter in Volks- und Nationalgottheiten einfach auf die Weife, dafs aus dem urfprünglichen Gemeinnamen ein Individualname wurde; dafs alfo die Unzahl von Gefchlechts- und Stammgöttern die nur einen Gemeinnamen hatten (etwa mit Hinzufügung der gentilifchen Bezeichnung) dadurch, dafs man den Gemeinnamen zu einem Individualnamen machte, zu einem einzigen Nationalgott wurde. Dafs der griechifche Zeus einer folchen Wandlung feine alle andern Götter überragende Stellung in der griechifchen Mythologie verdankt, weift Lippert nach. Uns intereffirt dabei folgende Stelle: »Die Thatfache, dafs einft in zahllofen Gefchlechtern der Gefchlechts- oder Stammgott als ein Zeus bezeichnet wurde, lebt im Cult und in der Erinnerung fort. Zeugniffe diefer Erinnerung find die Sagen von fo vielen zeusentfproffenen Helden- und Königsgefchlechtern und die Mythen über die Jugendzeit des Gottes . . .«

Auch die Entwicklung der römifchen Mythologie geht auf der Grundlage der »Bildung eines ftädtifchen Gemeinwefens durch coordinirte Zufammenfchliefsung verfchiedener Stammeseinheiten« [2]) vor fich und kann nur von diefer Grundlage aus begriffen und gewürdigt werden. Denn eine folche ethnifche Grundlage erzeugte auch in Rom eine »Mannigfaltigkeit von Paralellculten« wie fie durch eine »locale Gemeinfamkeit und Einheit von Volkstheilen die nicht genealogifch verbunden find« [3]) bedingt ift. Die bezüglichen Detailnachweifungen über diefe Verhältniffe fehe

[1]) l. c. 340. [2]) Lippert l. c. 413. [3]) ib. 414.

Digitized by Google

man bei Lippert.[1]) Hier möge nur noch Einiges hervorgehoben werden: »Das ältefte Rom nach der Befeftigung des neuen Capitols, das heifst jene, verfchiedenen Volksftämmen angehörigen Gefchlechter, welche einzelne Hügel im Umfange der fpäteren Stadt befetzt hatten, hinterliefs uns die Kunde von vier Gefchlechtsgöttern die hier walteten: Janus, Jupiter, Mars und Quirinus. Alle führen die Gefammtbezeichnung patres, Janus und Jupiter find auch reges — fie führen fich fomit zweifellos als dem betrachteten Syfteme der Stammgottheiten angehörig ein.« [2])

Solche urfprünglich coordinirte Stammesgottheiten fügten fich mit der Zeit in eine den wirklichen focialen und Machtverhältniffen ihrer Stämme entfprechende Rangordnung oder übernahmen befondere Funktionen und Rollen in der fich bildenden Mythologie des Volkes. »Erft mit der Erweiterung des Gebietes und der Organifation des Staates und mit der Aufnahme immer neuer Volkselemente treten neue Culte aus der häuslichen Uebung in die öffentliche und wuchfen neue Götter zu, bis fich das Capitolium füllte. Das »Oeffentliche« ift die einzige unterfcheidende Qualität des römifchen Gottes engften Sinnes. Dann wird allerdings die Welt der Vorftellungen, die diefe Burg einfchliefst fo grofs, dafs man nicht ohne Erfolg verfuchen kann, die wirkliche Welt damit zu allegorifiren. Die Gefchichte diefer Vorftellungen ift aber nicht die Religionsgefchichte, fondern die Gefchichte des Unterganges der älteften Religion der Menfchheit.« [3])

Höchft intereffant find ferner bei Lippert die Nachweife darüber, wie eine befchränkte Gelehrfamkeit fpäterer Zeiten denjenigen Nationen, die durch die Einführung des Chriftenthums in der natürlichen Entwicklung ihrer »Reli-

[1]) Z. B. S. 435, 440. [2]) l. c. 443. [3]) l. c. 353.

Digitized by Google

gionen« aufgehalten wurden und es daher zn keinen Götterhierarchien und fyftematifchen Mythologien gebracht haben, folche hintendrein aufzuoctroyren bemüht war. Und zwar bezieht fich das fpeciell auf die Slaven und Germanen. Diefe Völkerfchaften wurden auf einer fehr frühen Stufe der focialen und religiöfen Entwicklung vom Chriftenthume überrafcht und hatten keine Zeit, die Vereinheitlichung und Syftematifirung ihrer unzähligen Stammgottheiten in eine einzige Nationalmythologie zu vollziehen.

Und fiehe da! fo grofs ift der Trieb des menfchlichen Geiftes an den Anfang der Entwicklung immer die Einheit zu fetzen und überall das genau begränzte Syftem fehen zu wollen, dafs chriftliche Gelehrfamkeit (und auch befchränkter nationaler Dünkel der den »Griechen und Römern« nicht nachftehen wollte) fich damit abmühten, eine einheitliche germanifche und flavifche Mythologie zu fabriciren, die nie exiftirte.

Auch hierüber fehe man die Detailnachweifungen bei Lippert, aus dem wir nur folgende charakteriftifche Stelle hervorheben: »Den Slaven blieb bis zur Chriftianifirung nicht Zeit, fich gegenfeitig von Stamm zu Stamm fo weit kennen zu lernen, um in wechfelfeitigen Götterverkehr zu treten oder die Götter gegenfeitig aufzunehmen. Daher war auch gar kein Anlafs, fie durch Dichtung zu verbinden und ihnen Genealogien zu fchaffen. Doch glaubte die Nachwelt das Verfäumte nachholen zu müffen und fo entftand namentlich in unferem Jahrhundert eine Mythologie, die um fich felbft zu ftützen hie und da felbft der Fälfchungen von Urkunden nicht entrathen konnte. Der Grundzug ihrer Methode war, die irgendwo entdeckten flavifchen Götternamen unbefehen als ein Gemeingut aller Slaven zu betrachten, dann in den zufälligften Dingen die Analogie mit der griechifch-römifchen Mythe zu fuchen, womöglich eine Namenswurzel von myftifchem Klange im

Sanskrit zu finden, drei grofse Götter herauszugreifen, Einen insbefondere voranzuftellen und den Schwarm der Kleinen mit Aemtchen verfehen nachfolgen zu laffen. Dafs fich gerade flavifche Gelehrte gern mit diefem Bau befaffen, dürfen wir ihnen im Hinblicke auf die Vorgänge in unferer eigenen Schmiede durchaus nicht übelnehmen . . .«[1])

Die Unterfuchungen und Ausführungen Lippert's find für uns in fo ferne wichtig, als fie aus dem Spiegelbilde der Religionen und ihrer Entwicklung ein klares Licht werfen auf den Gang der focialen Entwicklung der Menfchheit und in diefer Beziehung unfere oben entwickelte Auffaffung vollkommen beftätigen. Nur Eines finden wir an den Lippert'fchen Ausführungen auszufetzen, dafs er die Anfänge diefer Entwicklung nicht confequenterweife in einer folchen Unzahl felbftändiger focialer Gruppen fucht, fondern oft fich hergebrachterweife fo ausdrückt, als ob er eine urfprüngliche Einheit und fpätere Differenzirung annehmen würde — was offenbar eine Unconfequenz ift.[2]) In diefer hergebrachten Anfchauung fteckt er auch, wenn er die fortfchreitende Entwicklung der Religionen aus »Familien« zu »Gefchlechts-« und »Stammescult« und fodann erft zum Cult localer Verbände »comunaler und ftaatlicher« Organifationen darftellt.[3])

Denn es ift doch überhaupt eine höchft ungenaue Ausdrucksweife die eine Irreführung der Vorftellung zur

---

[1]) l. c. S. 105.

[2]) So z. B. S. 363 wo er die Griechen ein »Volk« nennt, »in welchem fich die urverwandten aber doch ftark differenzirten Bruchtheile fo mannigfaltig durchfetzten etc.« Für diefe Urverwandtfchaft giebt es keinen Beweis — das ift nur fo eine hergebrachte Anfchauung, ein gewohnter Schlufs aus fpäterer nationaler Einheit auf urfprüngliche Gemeinfamkeit.

[3]) So z. B. S. 321 »fo ftellte fich aber der Familiencult der des Gefchlechtes und des Stammes . . « u. a. a. O.

Digitized by

Folge hat, wenn man den Begriff der »Familie« in die Urzeiten verlegt und fie an die Spitze der Entwicklung ftellt. Das wird wohl Lippert felbft zugeben. Und an welche »Familie« follte man denn dabei denken in den Zeiten, in denen es nach Lippert felbft noch kein Vaterrecht oder beffer gefagt kein Vaterthum im Sinne des Familienbegriffes gab und gar an welche Familie war zu denken in jener noch früheren Zeit, wo es wohl eine Mutterfchaft aber kein Mutterthum und kein Mutterrecht gab? Es ift alfo klar, dafs die fociale Urform in der der erfte Cult keimte keine »Familie«, fondern einfach ein fyngenetifcher Schwarm war — und dafs alle weitere Entwicklung nicht durch eine »Differenzirung urverwandter Familien« fondern durch Amalgamirung ganz heterogener Schwärme vor fich gieng.[1])

Unferes Erachtens würden die fchätzbaren Refultate der Lippert'fchen Unterfuchungen erft in das rechte Licht gerückt werden, und ihr eigentliches Relief erft bekommen, wenn fie auf die Unterlage einer polygeniftifchen Auffaffung der Entwicklung der Menfchheit übertragen fein würden. Denn nicht aus »Familienculten« einer »urverwandten« Volksmaffe, fondern aus ganz heterogenen Hordenculten entwickelten fich die religiöfen Vorftellungen und ihre im Verlaufe der Gefchichte wachfende Annäherung, Vermifchung und Verbindung ift nur die Folge und der Reflex des parallelen focialen Entwicklungsganges der Menfchheit.

Daran wollen wir noch kurz eine Schlufsbemerkung über die Frage nach der Priorität und Zeitfolge des Monotheifmus und Polytheifmus knüpfen — da diefelbe mit unferem Thema nicht ohne Zufammenhang ift.

Je nachdem die einen in der Entwicklung der Menfch-

---

[1]) Siehe unfer »Rechtsftaat und Socialifmus«.

heit einen stetigen Fortschritt, die anderen eine stetige Degenerirung sehen (welche beiden Ansichten nebenbei gesagt, nichts anderes als Reflexe persönlicher Stimmungen sind, wovon an einer andern Stelle!) wird von den Einen die reine Gottesverehruug, der Monotheismus als das Ursprüngliche, der Polytheismus als der »Abfall vom wahren Gott«; von den Andern hingegen letzterer als das Ursprüngliche und der Monotheismus als der Fortschritt der Menschheit dargestellt. Keine dieser Behauptungen ist ganz richtig; etwas Wahres ist an jeder.

Zwei Thatsachen können uns Anhaltspunkte zur Lösung dieser Frage bieten. Die erste ist der unläugbare Zug des menschlichen Geistes zur Vereinfachung all und jeder Erklärung des Uebersinnlichen; die leicht erklärliche Tendenz des Menschengeistes die ihn umgebenden Räthsel immer auf ein minimum zu reduziren. Es ist dieselbe Tendenz, die wir immer und überall auch in Wissenschaft und Philosophie wahrnehmen; jener Zug, der die bekannte »Lebenskraft« schuf, der die Philosophen zur Aufsuchung des »Dinges an sich« drängt und der in seiner weiteren Consequenz schliesslich zum Monismus führt. Die zweite Thatsache ist die auch von Lippert überall constatirte, dass die Amalgamirung heterogener ethnischer Bestandtheile die vornehmste Ursache des Polytheismus ist, indem die Gottheiten der einzelnen ethnischen Elemente untereinander, wenn auch in mannigfachen Unter- und Ueberordnungsverhältnissen sich erhalten.

Aus diesen zwei Thatsachen ergiebt sich nun der Schluss, dass wohl, entsprechend dem Zuge des menschlichen Geistes sich die Ursachen der Erscheinungen zu vereinfachen, in den ersten Menschenhorden nur einzelne Geister oder Gottheiten verehrt wurden, dass sich aber auch dieser Drang zur Vereinfachung immer und überall da manifestirt wo in Folge der Amalgamirung der ethnischen Bestand-

theile so zu sagen auf künstlichem Wege der Polytheismus sich ausbreitete.[1])

Auf diese Weise haben wir es auch auf dem Gebiete der Religionsvorstellungen nicht mit einer constanten Richtung, weder mit einer fort- noch rückschrittlichen, sondern ähnlich wie auf allen Naturprozessgebieten (siehe unten) mit einem ewigen Kreislauf zwischen Mono- und Polytheismus zu thun, der sich freilich in den verschiedensten Formen manifestirt. Geschichtlich, d. h. so weit unsere Geschichtskenntniss reicht, die allerdings sehr spät beginnt, tritt uns überall mit den ethnischen Amalgamen Polytheismus entgegen, welcher Umstand die Meinung Humes und anderer Philosophen scheinbar berechtigte; die erwähnte Tendenz aber des menschlichen Geistes, bricht sich Bahn und gelangt, freilich zuerst in bevorzugten und glücklich veranlagten Persönlichkeiten eines Confucius, Buddha, Moses, Sokrates und ähnlichen immer wieder zum Monotheismus — der auch in der That siegt, wiewohl er im Grunde immer nur die geistig höher stehende kleinste Minorität der Menschen ganz gewinnt, da sich die Massen des Aberglaubens schwer entschlagen und jeder Monotheismus bei ihnen immer wieder in einen Polytheismus

---

[1]) Wenn also Hume a. a. O. und nach ihm viele Gelehrte constatiren, dass je weiter wir in die Vergangenheit vordringen, wir destomehr den Polytheismus verbreitet finden: so erklärt sich diese allerdings unläugbare Thatsache daraus, dass wir, so weit unsere Geschichtskenntniss reicht, überall nur ethnische Amalgame begegnen und zu jenen unvermischten Urschwärmen gar nicht vordringen können. Andererseits ist eben der uns bei Völkern des grauesten Alterthum schon begegnende Polytheismus die sicherste Gewähr, dass wir es da überall mit keinen elementaren ethnischen Einheiten, sondern bereits mit ethnischen Amalgamen zu thun haben. Wenn dagegen frömmelnde Philosophen einen ursprünglichen Natur-Monotheismus annehmen von dem die lasterhafte Menschheit abgefallen sei, so haben sie dabei wohl nicht nach unserer oben zu entwickelnden Ansicht, das Richtige gedacht, dasselbe aber beinahe getroffen.

verſchiedenſter Form umſchlägt — ja, der reinſte philoſophiſche Monotheiſmus oder Moniſmus den Maſſen ganz unverſtändlich bleibt.

So ſehen wir denn auf dieſem Gebiete einen ewigen Kampf zwiſchen vulgärem Polytheiſmus in den verſchiedenſten Formen und dem Monotheiſmus und Moniſmus der groſsen Religionsſtifter und Philoſophen.

Wenn es einmal dazu kommen ſollte, daſs die ſociale Entwicklung der Menſchheit wirklich zu einer einheitlichen die ganze Menſchheit umfaſſenden ſocialen Geſtaltung gelangen ſollte, dann, aber auch nur dann könnten die Worte des Evangeliums ſich verwirklichen von einer Heerde und einem Hirten. Damit hat es aber noch ſeine guten Wege.

IV.

Der Naturprocess der Geschichte.

23. Der Begriff des Naturprozeffes.

Haben wir auf diefe Weife an Stelle der gangbaren irrthümlichen Vorftellung über den Anfang des Menfchengefchlechts und deffen Fortentwicklung eine andere auf Thatfachen der Gefchichte und Erfahrung fich ftützende Vorftellung gefetzt für die alle Gründe einer gefunden Logik einzig und allein fprechen: fo übergehen wir nun zu der zweiten Richtigftellung, zur Correctur des Begriffes »Naturprozefs« der von den modernen Sociologen wie wir das oben (S. 26) zeigten, zu eng gefafst wurde und durch deffen Anwendung auf die menfchheitliche Gefchichte in diefem feinem allzu engen Umfange eine grofse Unklarheit und Begriffsverwirrung entftand.

Erinnern wir uns hier, was wir oben von dem allgemeinen, fo zu fagen von dem Gattungsbegriff des Naturprozeffes und von den vier Artbegriffen desfelben, dem fyderifchen, chemifchen, vegetabilifchen und animalifchen fagten, fo ift es klar, dafs wir es hier bei der Entwicklung der Menfchheit mit keinem diefer bekannten Naturprozeffe zu thun haben und dafs wir vielmehr gezwungen find, diefen ganz eigenartigen Naturprozefs als gefellfchaftlichen oder focialen, jenen vier Naturprozeffen voranzuftellen. Soll aber der allgemeine Eindruck den wir aus der Betrachtung diefer menfchheitlichen Entwicklung empfangen, nämlich dafs wir es hier mit einem Naturprozefs zu thun haben,

der hoch über aller Willkühr und Freiheit der Menſchen mit eherner Nothwendigkeit ſich vollzieht, ſoll dieſer allgemeine Eindruck ſich zu einer wiſſenſchaftlichen Ueberzeugung präciſiren: dann müſſen wir in das Weſen der Naturprozeſſe überhaupt näher eingehen, die konſtitutiven Momente eines jeden derſelben auffinden und die Art und Beſchaffenheit der bewegenden Kräfte eines jeden derſelben, ſowie die weſentlichen Vorgänge die ihn bedingen, feſtzuſtellen ſuchen.

24. Die conſtitutiven Momente jedes Naturprozeſſes.

Zwei weſentliche Momente ſind es, die ſich bei jedem Naturprozeſſe beobachten laſſen, die jeden Naturprozeſs konſtituiren, nämlich heterogene Elemente und eine gegenſeitige Einwirkung derſelben, die wir gewiſſen natürlichen Kräften zuſchreiben. Dieſe Momente beobachten wir bei dem ſyderiſchen Naturprozeſs, wo die verſchiedenen Himmelskörper aufeinander gewiſſe Einwirkungen üben, die wir ſei es einer Anziehungskraft, ſei es einer Schwerkraft zuſchreiben.

»Kein materielles Band knüpft den Planeten an die Sonne, aber die unmittelbare Wirkſamkeit einer Elementarkraft, der allgemeinen Anziehungskraft, hält beide unſichtbar mit einer Elaſticität ihres Wirkens zuſammen . . .« [1])

Im chemiſchen Naturprozeſs beobachten wir die verſchiedenſten Elemente, die ſich zu einander auf die verſchiedenſte Weiſe verhalten, einander anziehen oder abſtoſsen, mit einander Verbindungen eingehen oder ſich

[1]) Lotze: Mikrokoſmos I 77.

fliehen, lauter Einwirkungen und Wirkungen, die wir auf gewiſſe, dieſen Elementen innewohnende Kräfte zurückführen.

Der vegetabiliſche und animaliſche Naturprozeſs beginnt ebenfalls mit dem Contact heterogener Elemente, die wir als geſchlechtsverſchiedene Keime bezeichnen und die auf einander eine gegenſeitige Einwirkung üben, womit ſie den vegetabiliſchen und animaliſchen Naturprozeſs in Thätigkeit ſetzen.

Wie ſehr die Wiſſenſchaft von der Anſchauung durchdrungen iſt, daſs zu einem Naturprozeſſe heterogene Elemente, die auf einander reagiren, nöthig ſind, beweiſst am beſten die atomiſtiſche Theorie.

Man glaubt offenbar den Urſprung aller Naturprozeſſe nicht beſſer erklären zu können, als indem man in den Körpern unſichtbare Theilchen annimmt, von denen jedes quasi eine Sonderexiſtenz hat und die aufeinander reagiren.[1])

Dieſe ganze Hypotheſe iſt nur die Konſequenz des Begriffes eines Naturprozeſſes, wie ihn die Beobachtung der Natur im menſchlichen Geiſte erzeugt hat.[2])

---

[1]) »Das einzelne Atom umgiebt der Raum nicht leer, ſondern an unzähligen Punkten durch andere, gleichartige oder verſchiedene Atome beſetzt. Zwiſchen ihnen allen, als Beſtandtheilen derſelben Welt, dürfen wir einen Zuſammenhang gegenſeitigen Füreinanderſeins vorausſetzen, aus welchem eine unmittelbare Wechſelwirkung ihrer inneren Zuſtände entſpringt« (Lotze l. c. I 39). So ungefähr denkt man ſich heute die Urſache der chemiſchen (und auch anderer) Naturprozeſſe.

[2]) Auf einfache Verſchiedenheit und dadurch hervorgerufene Reagirung des Verſchiedenen aufeinander, führt auch Guyot (Earth and Man) den animaliſchen Naturprozeſs zurück: »Ueberall, ſagt er, bewirkt eine einfache Verſchiedenheit, ſei es des Stoffes, der Verhältniſſe oder der Lage, daſs die vitalen Kräfte offenbar werden und daſs ein gegenſeitiger Austauſch von Eigenſchaften unter den Körpern eintritt, indem einer dem andern giebt, was dieſer nicht beſitzt« und Carey bemerkt zu dieſer von ihm citirten Stelle, daſs »das Bild das hier von den Be-

Digitized by Google

Wenn wir nun auch den fociologifchen Prozefs als einen eigenartigen, von obigen vier Naturprozefsarten verfchiedenen auffaffen, fo müffen fich doch in ihm die zwei wefentlichen, den Gattungsbegriff des Naturprozeffes konftituirenden Momente nachweifen laffen. Und das ift in der That der Fall. Denn die Unzahl von Menfchenfchwärmen, die fich uns als der Uranfang des Dafeins der Menfchheit ergab, konftituirt eben die grofse Mannigfaltigkeit heterogener ethnifcher Elemente, eine Mannigfaltigkeit, die mit der Entwicklung der Menfchheit und der Abnahme der Zahl der Horden und Stämme ebenfalls wenigftens in diefer Form abnimmt. Dafs wir es alfo auch auf diefem Gebiete mit ftammverfchiedenen, heterogenen Elementen zu thun haben, das mufs nach der ganzen obigen Auseinanderfetzung als ficher angenommen werden. Bleibt nur die Frage nach dem zweiten conftitutiven Moment eines Naturprozeffes, nach den beftimmten Einwirkungen diefer Elemente aufeinander und zwar nach Einwirkungen denen der Charakter einer naturnothwendigen Regelmäfsigeit und ewigen Dauer zukäme. Offenbar müffen wir uns hüten, hier in irgend welche Analogie mit den gegenfeitigen Einwirkungen heterogener Elemente auf dem Gebiete der andern Naturprozeffe zu verfallen: fondern treu der inductiven Methode lediglich folche Einwirkungen in Rechnung ziehen die uns bekannte Thatfachen und wirkliche Erfahrung an die Hand geben. — Nun können wir glücklicherweife über gegenfeitige Einwirkung heterogener ethnifcher oder wenn man will ftammverfchiedener, focialer Elemente aufeinander eine Formel aufftellen, der eine vollkommene, faft mathematifche Sicherheit und Allgemeinheit gar nicht

wegungen der unorganifchen Welt gegeben wird, ebenfo wahr in Bezug auf die fociale ift.« Carey Socialwiffenfchaft I 68.

abgesprochen werden kann, weil sie immer und überall auf dem Gebiete der Geschichte und lebendigen Gegenwart aufs unwiderleglichste zu Tage tritt.

Diese Formel lautet sehr einfach: Jedes mächtigere ethnische oder sociale Element strebt darnach das in seinem Machtbereiche befindliche oder dahin gelangende schwächere Element seinen Zwecken dienstbar zu machen. Diese These über das Verhältnifs der heterogenen ethnischen und socialen Elemente zu einander mlt allen aus ihr sich ergebenden Consequenzen, enthält in sich den Schlüssel zur Lösung des ganzen Räthsels des Naturprozesses der menschlichen Geschichte. Wir werden diese These immer und überall in Vergangenheit und Gegenwart in den Verhältnissen der heterogenen, ethnischen und socialen Elemente zu einander verwirklicht sehen und uns von ihrer Allgemeingültigkeit überzeugen können. In dieser letzteren Beziehung steht sie in nichts solchen Naturgesetzen wie z. B. Anziehung und Gravitation, oder chemische Verwandtschaft, oder den Gesetzen des vegetabilischen und animalischen Lebens nach. Um aber dieses sociale Naturgesetz in seiner Allgemeingültigkeit besser begreifen zu können, müssen wir dasselbe in seinen verschiedenen Consequenzen und in den verschiedenen Formen, die es nach Umständen und Bedingungen annimmt, kennen lernen. [1])

---

[1]) Es soll hier nur die bekannte Thatsache angedeutet werden, dafs dieses Gesetz der Ausnützung des Andersartigen zu eigenen (Lebens)-Zwecken die ganze Natur durchzieht. Die Pflanzenwelt nützt die unorganische auf eben solche Weise aus, wie die thierische Welt die Pflanzenwelt. Und es ist ja bekannt, dafs die mannigfachsten Krankheiten der Menschen darin ihren Grund haben, dafs mikroskopische Pflanzen- und Thierorganismen, denen sich der Mensch nur schwer erwehren kann, ihn selbst zu ihren Lebenszwecken benützen.

25. Der sociale Naturprozefs.

Diese Formen ergeben sich aus den verschiedenen Möglichkeiten, wie das eine ethnische oder sociale Element ein anderes als Mittel zu seinen Zwecken verwenden kann.

Diese Möglichkeit wieder ändert sich nach Zeit, Umständen, Entwicklungsphase und Beschaffenheit der untereinander in Contact tretenden heterogenen ethnischen und socialen Elemente. Auf der niedrigsten Stufe der Entwicklung, im Zustande der ursprünglichen Wildheit kann der eine Menschenschwarm die andern ihm »blutsfremden« gar nicht anders zu seinen Zwecken verwenden, als indem er auf dieselben Jagd macht, die Mitglieder derselben mordet und verzehrt. Ein solches Verhältnifs blutsfremder Schwärme, Horden und Stämme zu einander bezeugt uns sowohl die beglaubigte Geschichte als zahlreiche Berichte von Reisenden über Naturvölker. Es ist auch höchst wahrscheinlich, dafs die erste Abnahme der ursprünglichen zahllosen Vielheit heterogener Menschenstämme, das erste »Aussterben« vieler Menschenvarietäten auf diesem Wege, einfach durch die Gefräfsigkeit mächtigerer Stämme erfolgte.[1])

---

[1]) Die einstige Verbreitung des Cannibalismus über die ganze Erde, die Uebung desselben bei allen Menschenstämmen ist heutzutage eine wissenschaftlich erwiesene Thatsache. (Vrgl. Otto Caspari: Die Urgeschichte der Menschheit. Leipzig 1873. B. I S. 351. John Lubbock: Origins of civilisation etc. Chap. VII. Joly: Der Mensch vor der Zeit der Metalle. Leipzig 1880. S. 411.)

Von den Apachen zwischen dem Rio Grande del Norte und dem Rio Colorado in Centralamerika erzäht O. Schmitz: »Kanibalismus habe ich nicht beobachtet, er mag aber früher existirt haben. Auf eine diefsfällige Frage wurde mir erklärt, die Peinthas, ein Indianerstamm nördlich von ihnen schmecken gesalzen und taugten defshalb nicht zum essen. Die Beweise, dafs die Indianerstämme Amerikas Antropofagen waren, sind sowohl in den Traditionen wie in den zahlreichen Tumulis

Auf einer späteren Entwicklungsstufe bricht sich die Erkenntniss Bahn, dass man das fremde sociale Element besser zu seinen Zwecken benützen kann, wenn man es zu den verschiedensten Diensten verwendet. Das mächtigere ethnische oder sociale Element trachtet also des schwächeren Herr zu werden um dasselbe für sich arbeiten zu lassen. Gelingt dieses, so entsteht zwischen den heterogenen ethnischen Elementen ein Herrschaftsverhältniss, es

enthalten, in denen man neben andern Mahlzeitsresten Menschenknochen und zwar aufgespaltene vorfand aus denen also auch das Mark gegessen wurde. »Durch die Unzahl menschlicher Knochen, welche diese Tumuli enthalten, sagt Appun, wird die Vermuthung, dass an diesen Orten einst menschenfressende Indianerstämme ihre cannibalischen Feste hielten leider nur allzusehr bestätigt« (die Indianerstämme, Britisch Guayanas. Ausland 1871, S. 162.)

Die Erklärung der Entstehung der Anthropofagie aus religiösen Vorstellungen wie bei Hellwald Culturgeschichte (1. Aufl. S. 26) scheint uns zu künstlich und beruht auf einer Misskennung der Natur des Wilden. Ebenso wenn Lippert (Religionen S. 47 ff.) den Cannibalismus auf gewisse allen Menschen als solchen im Urzustande eigenthümlichen Vorstellungen (über die Seele) zurückführt, so scheint uns eine solche Erklärung nicht minder einseitig. Denn die Vorstellung ist immer das Spätere: das prius davon ist die instinctive, thierische Uebung die nur das Bedürfniss, aber keine Vorstellung zur Voraussetzung hat. Erst diese Uebung, diese Thatsachen rufen Vorstellungen hervor, die dann freilich die Uebung befestigen, dieselbe aber auch auf Abwege und Nebenwege drängen. So wird es auch mit dem Cannibalismus gewesen sein. Geübt wurde er zuerst als einfacher thierischer Akt, einem rohen Bedürfnisse entsprungen. Wenn sich dann gewisse Vorstellungen über die Seele dazu gesellten, so waren dieselben eine Art Rechtfertigung, ex post, dieser Uebung; drängten aber auch den Cannibalismus auf unnatürliche Wege (z. B. Verzehrung der Kinder und Greise etc.). Lippert scheint uns überhaupt, wie wir das schon oben beim Capitel »Religionen« gesehen haben, zur Einseitigkeit zu neigen, für sociale Erscheinungen immer nur eine einzelne Vorstellung verantwortlich zu machen, nur in einer einzelnen Vorstellung die Wurzel derselben zu sehen: während dieselben, wenn sie schon aus Vorstellungen als ihrer ersten Quelle abgeleitet werden müssen, meist einem ganzen Kreis von Vorstellungen entspringen.

erfolgt der grofse Fortfchritt der Sklaverei und der Leibeigenfchaft. Diefes Gelingen hängt aber auch noch von der Befchaffenheit des fchwächern focialen Elementes ab, denn dasfelbe mag wohl zu fchwach fein, das mächtigere Element von fich ferne zu halten und abzuwehren, trotzdem aber nicht fo fchwach um fich willenlos in die Sklaverei zu fügen. In diefem Falle können zweierlei Verhältniffe eintreten.

Entweder es beftehen folche Bedingungen die es den heterogenen Stämmen vortheilhaft erfcheinen laffen, einen Bund zu fchliefsen und vereint gegen andere fchwächere Elemente loszuziehen: in diefem Falle erfolgt mit der Zeit eine Amalgamirung der verbündeten Elemente. Oder das mächtigere Element widerftrebt einer folchen Verbindung, die auch oft dem fchwächeren unannehmbar fcheint und da das erftere nicht dazu gelangen kann, das letztere zu Sklavendienften zu zwingen, greift es zur Ausrottung desfelben.

Denn aufser dem Falle der, durch mannigfache Bedingungen phififcher und moralifcher Natur ermöglichten Amalgamirung gibt es zwifchen heterogenen Elementen nur zweierlei denkbare Verhältniffe: entweder läfst fich der fchwächere Stamm zur Befriedigung der Bedürfniffe des ftärkeren benützen — dann bleibt er am Leben, wo nicht wird er vernichtet und ausgerottet.

Das find die natürlichen und naturnothwendigen Beziehungen und gegenfeitigen Einwirkungen der heterogenen ethnifchen und focialen Elemente aufeinander, Beziehungen, deren Wirkfamkeit den ganzen Prozefs menfchlicher Gefchichte unterhält und fördert, die ganze Entwicklung der Menfcheit in Flufs erhält. Brauchen wir für diefe Behauptungen Beifpiele hinzuftellen? Die fogenannte Weltgefchichte ift nichts anderes als eine grofse Beifpielfammlung zur Begründung obiger Sätze. Was find

die Kriege der Staaten und Völker anders als organisirte Raubzüge zum Zwecke der Ausbeutung des heterogenen ethnischen oder socialen Elementes?

Was unter primitiven Stämmen sogenannter »Naturvölker« in kleinem Maßstabe sich vollzieht, das wiederholt sich auf einer spätern Entwicklungsstufe unter »civilisirten Nationen« unter prunkhaften Namen und in »feineren« Formen. Die Sache bleibt dieselbe. Wenn die Apachen in Noth gerathen, so organisiren sie sich unter einem gewählten Häuptling und unternehmen einen Raubzug zu den nächstwohnenden Stämmen um sich »Pferde und Esel zu holen«. (Das Fleisch dieser benachbarten Indianer selbst nämlich schmeckt ihnen »zu gesalzen« wie wir wissen.)[1] Von den Stämmen Mittelasiens erzählt Vambery: »Das Leben der Wüstenbewohner würde auch sanft dahinfließen, wenn der Hang zur Plünderung und Fehde nicht ihr Hauptcharakterzug wäre. Der Krieg, überall eine Plage, hat dort die fürchterlichsten Folgen die man sich nur denken kann. Ohne die geringste Ursache (? doch wohl Ausbeutungssucht der Fremden!) fällt oft ein Stamm, der sich mächtiger fühlt über den andern, schwächern her. Die Waffenfähigen siegen oder sterben, die Weiber, Kinder und Heerden der Gefallenen werden als Beute vertheilt und wie oft ereignet es sich, daß eine Familie die den Abend zuvor sich noch in größter Glückseligkeit zur Ruhe begab, am nächsten Morgen, ihrer Aeltern, Freiheit und Habe beraubt, weit von einander zerstreut lebt.«[2])

Ganz dieselben Verhältnisse herrschen beispielsweise unter den Stämmen der Albanesen, trotzdem wir es hier mit uralten Europäern, ja sogar meistens mit Christen zu thun haben. »Le tsethas ou razzia, erzählt Dumont von den Albanesen, est une autre consequence du caractère

[1]) Vrgl. Ausland 1871. S. 347. [2]) Skizzen aus Mittelasien. S. 64.

de ce peuple. Descendre chez la tribu voisine, surtout si elle est d'une autre religion, piller ses troupeaux est un plaisir qui assure de bons profits pour le temps du repos. La tsethas se retrouve chez toutes les tribus qui naissent à peine à la civilisation. Les pretextes d'attaques ne sont même pas necessaires: l'etranger, qui est l'ennemi naturel, ou plutôt l'indifferent envers lequel les obligations sont nulles, doit faire bonne garde: le coupable est celui qui se laisse surprendre.

Les querelles dans ce pays naissent sous le plus futile pretexte, surtout entre homme de differentes tribus. Des insultes ont en vient aux-armes: aussitôt que le sang a éte versé, le clan tout entier est solidaire de la famille de la victime. Les vendettas sont perpetuelles dans les montagnes. Comme à Cattaro et chez les Slaves de Bosnie, ce sont de veritables guerres ou les incendies et les meurtres se succèdent . . . «[1])

Im Grunde nun ſind die Kriege der civiliſirten Nationen nichts anderes als »höhere Formen« dieſer primitiven Raub- und Plünderungszüge. Nur ſind die Naturmenſchen aufrichtiger und offener und wollen nicht beſſer ſcheinen als ſie ſind; während die Kriege der civiliſirten Nationen unter dem Deckmantel aller möglichen Phraſen von »civiliſatoriſchen« und politiſchen »Ideen« geführt werden, für »Freiheit«, »Menſchlichkeit«, »Nationalität«, »Glauben« oder gar »europäiſches Gleichgewicht«! Freilich begnügt ſich eine ſiegreiche europäiſche Nation nicht mit einigen Pferden und Eſeln wie die Apachen, oder mit Rindviehheerden wie die Kirgiſen oder mit einigen Hammeln wie die Albaneſen — ein civiliſirter europäiſcher Sieger verſteht es gleich einige Milliarden bei dieſem Geſchäfte herauszuſchlagen. Das iſt der Unterſchied!

[1]) Revue de deux Mondes 1872 T. VI.

26. Die Geschichtsschreibung ist keine Wissenschaft sondern Kunst.

Oder will man uns vielleicht einwenden, dafs das nur unsere subjektive Fantasie ist, dafs das Behauptungen sind, die die Wahrheitsprobe nicht aushalten? Dafs einzelne aus dem unendlichen Gebiete der Geschichte und Völkerkunde herausgegriffenen Beispiele jene Sätze noch bei weitem nicht beweisen? Wohlan, so zeige man uns eine Periode, nur einen Zeitpunkt in der Geschichte, der diese Theorie widerlegen würde. Blicken wir um uns, betrachten wir die Kriege der Gegenwart, sei es im »civilisirten« Europa, sei es im Norden und Süden Amerika's, im Nilthal oder im fernen Caplande — gibt es heute einen Punkt auf der ganzen Erde dessen Begebenheiten nicht als Beleg dienen könnten für diese unsere Behauptungen. Nein, nicht über unsere hier formulirten Sätze, nur darüber sollte man sich nicht genug wundern, dafs diese stolze Geschichtswissenschaft die vielleicht die älteste aller Wissenschaften ist, und gewifs die gröfste Summe geistiger Arbeit in Anspruch genommen hat; dafs diese Wissenschaft wie mit Blindheit geschlagen, so gedankenlos dasitzt »am Webstuhl der Zeit« und ohne Unterlafs webt und webt ohne zu wissen woran? ohne sich klar zu sein, was dieses ganze Gewebe bedeute, — was es ausdrücke und besage? Sie preist die Thaten grofser Männer ohne zu ahnen, dafs es nur Marionetten sind, die von geheimen Fäden eines ewigen Naturgesetzes hin und her geschoben werden — sie bewundert diese Marionetten statt jene geheimen Triebfedern anzustaunen, die geräuschlos in der Werkstatt der Natur seit Uranfang an ihre immer gleichen Bewegungen vollziehen und an ihrem eisernen Gängelbande die Menschheit immer dieselben Bahnen fort laufen

laſſen — immer denſelben Kreislauf zwiſchen Tod und Leben zwiſchen Niedergang und Aufgang, zwiſchen Vernichtung und Verjüngung, mit derſelben ewigen Gleichmäſsigkeit und Gleichgültigkeit mit der Sonne und Mond kreiſen, mit der Tag und Nacht und die Zeiten des Jahres wechſeln. Für dies groſsartige Schauſpiel der Natur das ſich auf dem ſocialen Gebiete der Menſchheit abſpielt, hat die »Wiſſenſchaft« der Geſchichte keinen Sinn und kein Auge — ihr Sinn und ihr Auge haften an den kleinlichen Vorgängen des täglichen Lebens der Völker, das wie der Thau des Feldes im Farbenglanze wohl die Sonne ſpiegelt — doch nur eitel und vergänglich iſt — und das Bild der Sonne nur vielfach gebrochen und in millionenfacher Verkleinerung wiedergibt, über die koſmiſchen Geſetze aber ihres Daſeins und ihrer Bewegung uns nicht den mindeſten Aufſchluſs geben kann. In der That hat die übliche »Weltgeſchichte« ſo wie ſie von jeher getrieben wird gar nicht den Charakter einer Wiſſenſchaft, ſondern den einer Kunſt. Denn mit dieſer hat ſie alle und die weſentlichſten Züge gemeinſam. Auch der Kunſt handelt es ſich um Darſtellungen der Natur, die des Menſchen Gemüth erregen, auf ihn einen Eindruck machen, ſeine Gefühle wecken und ihm dadurch einen Genuſs verſchaffen. Nichts anderes bewirkt die übliche Behandlung der Geſchichte. Sie ſchildert die Begebenheiten, die auf unſer Gemüth einen Eindruck machen, ſie zeichnet uns Lebensläufe hervorragender Menſchen, ihr »Glück und Ende«, Kriege und Schlachten, Siege und Niederlagen — Schauſpiele die uns je nach dem Standpunkt den wir einnehmen bald vor Schrecken erbeben, bald vor Freude aufjauchzen machen. Dabei läſst faſt jeder Hiſtoriker ſeine ſubjective Anſicht über gut und böſe, über gemein und edel in die Darſtellung hinein ſpielen — Anſichten, die nur Ausdrücke ſeiner Subjectivität ſind. Ueber ein und dieſelbe Thatſache trauert der eine, jubelt der

andere; ein und dieselbe Handlung preist der eine, verdammt der andere; ein und dieselbe That hebt der eine in den Himmel, zerrt der andere in den Koth; ein und dasselbe Ereignifs nennt der eine eine himmlische Wohlthat, der andere ein schreckliches Unglück — und alles das sollte Wissenschaft sein? Nein, das ist nichts als Kunst — die freilich auch im menschlichen Leben ihre grofse Rolle und Bedeutung hat, die ihre grofse Aufgabe erfüllt, doch mit Wissenschaft nicht verwechselt werden darf. Denn diese hat es immer und überall nur mit der Natur und ihren Gesetzen zu thun — sie hat nur natürliche Entwicklungen zu betrachten und den ihnen zu Grunde liegenden Gesetzen nachzuforschen. Freilich ist eine solche rein wissenschaftliche Forschung auf dem Gebiete der Geschichte erst von dem Momente an möglich, wo man dieselbe als einen Naturprozefs erkennt, und sich über das Wesen desselben, über seine elementaren Faktoren und Träger und über die Kräfte und Strebungen, die zwischen diesen walten, ein klares Bild gemacht hat.

---

27. Das Wesen des socialen Naturprozesses.

Wir suchten uns oben die Ueberzeugung zu verschaffen, dafs wir es bei der Geschichte der Menschheit mit einem Naturprozesse zu thun haben und fanden in der That in der Geschichtsentwicklung die zwei wesentlichsten Momente die wir bei jedem Naturprozesse begegnen, die zwei Momente die jeden Naturprozefs als solchen constituiren, nämlich: heterogene Elemente und gewisse Beziehungen derselben zu- und Einwirkungen aufeinander. Indem wir nun daran gehen, das Wesen dieses Prozesses zu untersuchen, auf die Frage zu antworten,

worin befteht die Entwicklung diefes Prozeffes, welche Vorgänge find es die diefe Entwicklung tragen und fortleiten; wollen wir zuerft einen Blick werfen auf die Entwicklung aller anderen Naturprozeffe und uns darüber klar werden, worin dort überall diefe Entwicklung befteht?

Vor allem nun fällt uns bei jedem Naturprozefs eine allgemeine Erfcheinung in's Auge, ein Vorgang der fozufagen die allgemeinfte Form der Wirkfamkeit jener Kräfte zu fein fcheint, die in dem betreffenden Naturprozeffe engagirt find. Diefe allgemeinfte Erfcheinung ift ein Kreislauf, der einen fcheinbar immer gleichen Anfang und ein fcheinbar immer gleiches Ende hat. Die Himmelskörper drehen fich in ihren beftimmten Kreifen; auch die Wirkung der chemifchen Kräfte in der Natur weift vielfach ein Werden und Vergehen und nur ein Wiederauferftehen aus dem Verwefenen auf; noch deutlicher aber zeigt fich diefer Kreislauf im Lebensprozefs der Pflanze und des Thieres mit Einfchlufs des Menfchen. Nun, über einen Kreislauf menfchlicher Gefchichte ift viel gefchrieben und gefprochen worden [1]; in der That laffen fich gewiffe kreislaufähnliche Bewegungen in der Gefchichte der Menfchheit bemerken, wir erinnern an den Untergang aller hochentwickelten Culturen und an die Entwicklung neuer an ihrer Stelle, an den ewig wechfelnden Aufgang und Niedergang der Staaten und Nationen — doch wollen wir hier diefe Frage nur berühren und uns ihre eingehendere Betrachtung für fpäter vorbehalten.

Hier erwähnten wir diefelbe nur zu dem Zwecke, damit uns diefer allerdings noch etwas unbeftimmte Gedanke vielleicht doch, wenn auch nur gleich einem fchwach flimmernden Leitftern den Weg zeige, den die Entwicklung

---

[1]) Vrgl. Lafaulx Philofophie der Gefchichte. S. 104 und deffen: »Studien etc.« S. 63.

des Geſchichtsprozeſſes von dem für uns wahrnehmbaren Beginn der Wirkſamkeit der in demſelben waltenden Kräfte an, möglicherweiſe einſchlägt. Von dieſer Entwicklung wollen wir nun handeln. Worin kann ſie beſtehen? Worin kann überhaupt der Ablauf, das Sichabſpielen eines Naturprozeſſes beſtehen? Die Antwort iſt nicht ſchwer. Das Walten derjenigen Kräfte, die wir als jenen urſprünglichen, heterogenen Elementen innewohnend denken, das Walten dieſer Kräfte oder wie wir dies auch ausdrücken, die Einwirkungen jener elementaren Beſtandtheile auf einander äuſsern ſich produktiv, ſie bringen gewiſſe Geſtaltungen hervor, die, ſo wie ſie ſelbſt eine Combination der elementaren Beſtandtheile ſind, auch wieder gewiſſe uns als höher erſcheinende combinirte Kraftäuſserungen in Action ſetzen oder anders ausgedrückt, Wirkungen üben, die ſich uns als complicirter als die der elementaren Beſtandtheile darſtellen. Dieſer Vorgang ſetzt ſich dann unter Hervorbringung immer höherer, mit höheren Kräften ausgeſtatteter Geſtaltungen weiter fort, und eine Reihe ſolcher Vorgänge bildet dann eben den Verlauf des Naturprozeſſes. Der groſse Fehler der bei der Ausführung dieſes Gedankens bisher immer begangen wurde iſt, wie wir ſchon erwähnten, der, daſs man ſich dabei von der Vorſtellung — dieſer Naturprozeſs ſei eben ein ſolcher, wie einer der andern bekannten, nie frei machen konnte. In Folge deſſen war man beſtrebt, in dem ſocialen Prozeſs, ſtatt ihn in ſeiner Eigenart zu erkennen, thatſächlich einen andern Naturprozeſs z. B. den vegetabiliſchen oder animaliſchen nachzuweiſen. Daher wollte man in den Geſtaltungen, die der ſociale Prozeſs erzeugt, vegetabiliſche oder animaliſche Elemente oder Formen erkennen. (Organiſche Staatslehre u. dgl.) Nun iſt es wohl richtig, daſs der ſoziale Prozeſs im Grunde wie jeder Naturprozeſs verläuft, indem die in ſeinen elementaren Beſtandtheilen waltenden Kräfte ge-

wiſſe Geſtaltungen hervorbringen, die dann die Rolle der elementaren Beſtandtheile weiter führen — nur ſind das eben ſociale Geſtaltungen, alſo weder Zellen, noch Pflanzen, noch Thiere und darf hier die Analogie nicht auf Irrwege führen, indem man die Gattungsmerkmale mit den Artenmerkmalen verwechſelt. Als Naturprozeſs hat der ſociale mit allen andern Naturprozeſſen allerdings gewiſſe Gattungsmerkmale gemeinſam aber als ſocialer Prozeſs unterſcheidet er ſich um eine ganze Artverſchiedenheit von jedem andern. Die Geſtaltungen dieſes Naturprozeſſes ſind alſo weder Zellen noch Gewebe, noch Organe oder Organiſmen; nichts dergleichen!

Es ſind einfach ſociale Gemeinſchaften, die ſei es auf einer Organiſation der Herrſchaft, ſei es auf einer Gemeinſamkeit gewiſſer materieller oder auch geiſtiger Merkmale, Intereſſen oder Errungenſchaften beruhen. Dieſe ſocialen Gemeinſchaften entſtehen im Laufe des geſchichtlichen Naturprozeſſes in den mannigfachſten Combinationen, bauen ſich übereinander auf, kreuzen und verſchlingen ſich vielfältig ineinander, je nach den verſchiedenen Complicationen der ihnen zu Grunde liegenden Intereſſen und Abhängigkeitsverhältniſſen. So wie aber einerſeits der geſchichtliche Naturprozeſs dieſe Gemeinſchaften erzeugt, ſo wird er andererſeits wieder von ihnen als ſeinen Trägern und Factoren unterhalten und gefördert.

28. Die ewige Weſensgleichheit der ſocialen Vorgänge.

Bevor wir nun zur directen Beobachtung dieſes geſchichtlichen Naturprozeſſes ſchreiten, müſſen wir über zwei formale Seiten desſelben einiges vorausſchicken.

Digitized

Erſtens eine chronologiſche Bemerkung.

Der Irrthum läge auf der Hand, wenn wir den Anfang dieſes Naturprozeſſes erſt an den Anfang unſerer Kenntniſs desſelben ſetzen wollten, denſelben daher von dem Zeitpunkt der erſten geſchichtlichen Tradition oder des erſten autentiſchen Geſchichtszeugniſſes an datiren wollten.

Die bekannte ungefähr 6000 Jahre zurückdatirende geſchichtliche Entwicklung iſt offenbar nur die kleinſte Spanne Zeit jenes groſsen ſocialen Naturprozeſſes der ſich ſeit den Uranfängen des menſchlichen Geſchlechts auf Erden abſpielte. Darüber laſſen uns die unzweideutigſten Beweiſe und Zeugniſſe über das Daſein des Menſchen in den entlegenſten vorhiſtoriſchen Zeiten gar keinen Zweifel. Nur die Erfindung der Schriſt ermöglichte geſchichtliche Aufzeichnungen; dieſe Erfindung iſt im Verhältniſs zum Alter der Menſchheit ſo zu ſagen neueſten Datums Ohne dieſelbe aber wären wir auch heute neben ſpärlichen und vergänglichen Denkmälern auf mündliche Tradition vergangener Zeiten angewieſen, ein ſehr unzulängliches Mittel, in welchem ſich allerdings die längſte Vergangenheit ſo zu ſagen condenſirt erhält, die wir aber aus dieſer Condenſirung herauszuſchälen nicht im Stande ſind. In das unbeſtimmte Dunkel der Tradition, in die Räthſel der verſchiedenſten Denkmale der Vergangenheit (zu denen vorzüglich die Sprache gehört) kann das Auge der Geſchichtsforſchung vorderhand wenigſtens, nur auf die Entfernung von mehreren Tauſend Jahren eindringen. Wie viele Hunderte und vielleicht Tauſende — Tauſende Jahre für uns verborgen liegen, können wir nur ahnen. [1])

[1]) Der Ausſpruch Napoleons, daſs von den egyptiſchen Pyramiden 40 Jahrhunderte herabſähen, corrigirt Ranke mit Recht dahin, daſs es »ungezählte Jahrhunderte ſind, die von den Pyramiden auf die heutigen

Nach diefer chronologifchen Bemerkung gelangen wir zu einer zweiten Betrachtung. Ift die Entwicklung der Menfchheit ein Naturprozefs, alfo eine Folge von Vorgängen, die auf einem Naturgefetz beruht und von demfelben beherrfcht wird: fo müffen, wie wir das fchon oben (S. 62) betonten, die Vorgänge aus denen derfelbe befteht, immer und überall diefelben gewefen fein, die wir in der Spanne Zeit bekannter Gefchichte und in der Gegenwart an demfelben beobachten. Denn das oberfte Merkmal, die oberfte Eigenfchaft jedes Naturgefetzes alfo auch jedes Naturprozeffes ift: Allgemeinheit und Allgemeingiltigkeit.

Mit derfelben Gewifsheit alfo mit der wir den uns aus der kurzen Spanne Zeit gefchichtlicher Ueberlieferung und lebendiger Anfchauung bekannten Lauf der Geftirne, das Kreifen von Sonne und Mond, auch für die Millionen vergangener Jahre, aus denen wir darüber keinerlei Zeugnifs befitzen, annehmen; mit derfelben Gewifsheit mit der wir die Wirkfamkeit der uns bekannten chemifchen, vegetabilifchen und animalifchen Naturgefetze, wie z. B. die Wirkung der Wärme und Feuchtigkeit auf die Pflanzenwelt u. drgl. auch für jene unbekannte vorhiftorifche Zeit vorausfetzen über die wir gar keine Kunde haben: mit derfelben Gewifsheit müffen wir alle die Vorgänge auf dem Gebiete des focialen Naturprozeffes auch für jene, im Vergleich zu der Spanne Zeit bekannter Gefchichte, unendliche Vergangenheit als in fortwährender, ununterbrochener Entwicklung fich vollziehend und abfpielend anerkennen, für jene unendliche Vergangenheit aus der uns keinerlei Denkmal, keine Spur eines Zeugniffes, keine mündliche Tradition — nichts, nichts zurückgeblieben ift.

Gefchlechter herabblicken« Weltgefchichte I S. Vrgl. auch Joly, der Menfch vor der Zeit der Metal'e S. 215.

Und zwar müſſen wir dieſe ſocialen Vorgänge auch für jene unendliche Vergangenheit als weſentlich derartige anerkennen, wie ſie ſich ſeit den erſten Zeiten bekannter Geſchichte und in der lebendigen Gegenwart vor den Augen der hiſtoriſchen Menſchheit und vor unſern Augen abſpielen. Denn es konnten das offenbar gar keine andern keine weſentlich verſchiedenen Vorgänge ſein, als die welche ſich in der Zeit bekannter Geſchichte und in der Gegenwart auf ſocialem Gebiete vollziehen. Dieſe Anerkennung iſt nichts mehr als die nothwendige Conſequenz des Begriffes: Naturprozeſs.

Wenn wir nun jene ſtets gleich wirkende Urſache, welche die Vorgänge ſowohl auf dem Gebiete der Natur, als auch auf dem des ſocialen Naturprozeſſes immer und ewig weſensgleich ſich vollziehen läſst der, Kürze wegen das Geſetz der ewigen Weſensgleichheit der ſocialen Vorgänge nennen wollen: ſo können wir ſagen, daſs uns dieſes Geſetz den Schlüſſel liefert zur Erkenntniſs jener unendlich langen Reihe von Vorgängen auf dem Gebiete des ſocialen Naturprozeſſes die ſich zwiſchen den Uranfängen des menſchlichen Geſchlechts auf Erden und dem erſten Aufdämmern bekannter Geſchichte zugetragen haben.

Mit dem Schlüſſel dieſes Geſetzes verſehen, werden wir nach genauer Betrachtung und Erforſchung des Weſens der geſchichtlichen und gegenwärtigen politiſchen und ſocialen Vorgänge uns auch über das Weſen jener, in dem unvergleichlich gröſseren vorhiſtoriſchen Zeitraum vor ſich gegangenen ſocialen Ereigniſſe und Evolutionen eine beiläufige Vorſtellung machen können. — [1])

---

[1]) Die groſsen Fortſchritte und Erkenntniſſe auf dem Gebiete der Geologie datiren ſeit der Aufſtellung des Grundſatzes, daſs „die jetzt auf und in der Erde wirkenden Kräfte nach Art und Maaſs dieſelben ſind

Digitized by Google

29. Die Einzelvorgänge des Geschichtsprozesses.

Worin bestehen nun diese Vorgänge auf dem Gebiete des socialen Naturprozesses in geschichtlicher Vergangenheit und in der lebendigen Gegenwart? Geschichte und Gegenwart bieten uns ein Bild fast ununterbrochener Kriege von Stämmen gegen Stämme, Völkern gegen Völker, Staaten gegen Staaten, Nationen gegen Nationen.[1]) Zweck aller Kriege ist immer der gleiche, wenn er auch unter verschie-

wie die, welche in den entlegensten Zeiten geologische Veränderungen herbeigeführt haben, welche Aufstellung das unsterbliche Verdienst Charles Lyells ist.

In der Sprachwissenschaft proclamirt diesen methodologischen Grundsatz Schleicher. »Das spätere Leben der Sprachen kennen wir zum Theile aus unmittelbarer Anschauung. Dieselben Lebensgesetze, die wir wirklich beobachten können, nehmen wir auch für die Zeiträume als im Wesentlichen giltig an, die sich der unmittelbaren Beobachtung entziehen, also auch für die erste Entstehung der Sprachen, die ja auch nur als im Werden gedacht werden kann.« (Ueber die Bedeutung der Sprache für die Naturgeschichte des Menschen. S. 24.)

» . . . die oben entwickelte Methode vom Bekannten aus auf das Nichtbekannte zu schliessen, gestattet uns nicht, für die der unmittelbaren Beobachtung entrückte Vorzeit andere Gesetze des Lebens vorauszusetzen, als die sind, welche wir in dem unserer Beobachtung zugänglichen Zeitabschnitte wahrnehmen.« Auch Lazarus Geiger hat durch Beobachtung desselben Grundsatzes die Sprachwissenschaft gefördert.

[1]) Einseitigen und engen »culturhistorischen« Auffassungen der Geschichte gegenüber betont Ranke (Weltgeschichte S. VIII) mit Recht, dass »keineswegs allein auf Culturbestrebungen beruht die geschichtliche Entwicklung. Sie entspringt noch aus Impulsen von ganz anderer Art, vornehmlich dem Antagonismus der Nationen, die um den Besitz des Bodens und um den Vorrang unter einander kämpfen. In diesem Kampfe, der allzeit auch die Gebiete der Cultur umfasst, bilden sich historische Weltmächte, welche unaufhörlich um die Herrschaft mit einander ringen, wobei dann das Besondere von dem Allgemeinen

Digitized by Google

denen Formen angeſtrebt und erlangt wird — nämlich ſich des Feindes als Mittels zur Befriedigung eigener Bedürfniſſe zu bedienen.

Ob dieſer Zweck im primitiven Zuſtand durch körperliche Verſpeiſung des Feindes, ob er durch deſſen perſönliche Knechtung und Unterjochung, ob er durch Einverleibung des feindlichen Gebietes unter Auferlegung von Dienſten, Leiſtungen, Steuern u. drgl. auf die Bewohner desſelben, oder ob er endlich durch eine bloſs einmalige auferlegte Contribution erlangt wird bleibt ſich im Hinblick auf das Weſen des Naturprozeſſes gleich. Dieſer Zweck nun iſt die Folge jener uns ſchon bekannten Beziehungen der heterogenen ethniſchen Elemente zu einander; der Krieg ſelbſt, eine Aeuſserung jener in den heterogenen Elementen waltenden Kräfte und Strebungen. Er iſt daher zwiſchen heterogenen Elementen ebenſo natürlich und unvermeidlich wie die ewige Wirkſamkeit der verſchiedenen Kräfte auf dem Gebiete aller andern Naturprozeſſe. [1])

umgeſtaltet wird, zugleich aber auch ſich gegen dasſelbe behauptet und reagirt.

. . . . Es giebt ein hiſtoriſches Leben, welches ſich fortſchreitend von einer Nation zur andern, von einem Völkerkreis zum andern bewegt. Eben in dem Kampfe der verſchiedenen Völkerſyſteme iſt die allgemeine Geſchichte entſprungen, ſind die Nationalitäten zum Bewuſstſein ihrer ſelbſt gekommen . . .«

Auch Lafaulx läſst dem Krieg ſeine culturhiſtoriſche Bedeutung indem er betont, »daſs faſt jeder groſse geiſtige Fortſchritt im Leben der Völker durch einen groſsen Völkerkrieg bedingt iſt« (Philoſophie der Geſchichte S. 80). Ueber Weſen und Bedeutung des Krieges vrgl. auch unſere: »Verwaltungslehre etc.« Innsbruck 1882. S. 59.

[1]) Vrgl. Gobineau (I 44) der ſich den ſocialen Naturprozeſs, wo er ſich entwickelt ebenfalls auf dieſe Weiſe entwickeln läſst: »Nous laissons donc ces tribus insociables de côté et nous continuons la marche ascendante avec celles qui comprennent que, soit par la guerre, soit par la paix, si elles veulent augmenter leur puissance et leur bien-être, c'est

Erreicht nun der Krieg feinen Zweck, fo entfteht zwifchen den heterogenen Elementen ein Verhältnifs der Abhängigkeit refp. Herrfchaft des einen oder der verbündeten Elemente der Sieger, über die andern, welche befiegt und unterjocht wurden. [1]) Sind die Sieger über die Stufe des Cannibalifmus bereits hinaus und trachten fie die erlangte Herrfchaft dauernd zu erhalten, fo fchreiten fie zu einer folchen Organifirung derfelben, welche ihnen die dauernde Ausnützung des gegründeten Herrfchaftsverhältniffes geftattet. Diefs gefchieht mittelft ftaatlicher Einrichtungen. [2]) Wo nun diefelben einmal gegründet werden, wo nur ein Staat entfteht, da fehen wir eine immer und überall wefensgleiche, gefetzmäfsige Entwicklung desfelben die fich daraus erklärt, weil es immer und überall diefelben Bedürfniffe der Herrfchenden find, aus denen diefe Einrichtungen hervorgehen und im Grunde immer diefelben Reactionen der Beherrfchten denen fich diefe Einrichtungen immer gleicherweife anpaffen müffen. Aus diefen gegenfeitigen Verhältniffen entftehen im Laufe der ftaatlichen Entwicklung immer diefelben wefensgleichen Gebiete der Sitte, des Rechts, der Volkswirthfchaft. Daneben aber entwickelt fich auch unter den Einwirkungen diefes ganzen ftaatlichen Lebens der menfchliche Geift oder deutlicher gefagt der Geift derjenigen Menfchen, die von der Noth des Lebens nicht abforbirt und erdrückt, in freieren Stel-

---

une absolue nécessité que de forcer leurs voisins d'entrer dans leur cercle d'existence. La guerre est bien incontestablement le plus simple de deux moyens. La guerre se fait donc; mais la campagne finie, quand les passions destructives sont satisfaites, il reste des prisonniers, ces prisonniers deviennent des esclaves, ces esclaves travaillent; voilà des rangs, voilà une industrie, voilà une tribu devenue peuplade.« Vergleiche auch Hellwald l. c. S. 44.

[1]) Siehe unten Cap. 32.

[2]) Vrgl. unfer philofophifches Staatsrecht Wien 1877 S. 20 ff.

lungen und bei natürlichen Anlagen ſich der Verbeſſerung und der Verſchönerung des Lebens widmen können und natürlichen Neigungen folgend, ſich geiſtigen und künſtleriſchen Arbeiten widmend, Werke der Technik, der Wiſſenſchaft und Kunſt ſchaffen.

Die Geſammtheit aber all dieſer im Staate und durch ihn allein ermöglicht, entſtehenden und geſchaffenen Gebiete der Sitte, des Rechts, der Volkswirthſchaft, der Technik, der Kunſt und Wiſſenſchaft nennen wir Cultur. Das ſind nun die immer und überall ſich wiederholenden Vorgänge und Ergebniſſe des geſchichtlichen Naturprozeſſes. Wollen wir aber denſelben ſeinem innerſten Weſen nach genauer kennen lernen, ſo müſſen wir ſeine einzelnen Momente der Reihenfolge nach einer Beobachtung unterziehen. Wir müſſen alſo zuerſt ſo zu ſagen die Subjecte desſelben, die Darſteller des hiſtoriſchen Dramas, die ethniſchen Elemente und ihre ſocialen Verbindungen und Combinationen; ſodann die Actionen und Bewegungen derſelben, den Kampf und Krieg, mit ſammt der Staatengründung- und Entwicklung; endlich das Entſtehen der Cultur, die Entwicklung derſelben auf ihren einzelnen Gebieten, einer Prüfung unterwerfen und alle dieſe Momente des geſchichtlichen Naturprozeſſes ihrem Weſen nnd ihrer Bedeutung nach zu ergründen trachten.

---

30. Sociale Gemeinſchaften.

Wenn wir nun nicht in den Fehler der modernen Sociologen verfallen ſollen die ganz unbeſtimmt von »Geſellſchaft« oder »Gemeinſchaft« reden, ohne ſich über dieſen Begriff klare Rechenſchaft zu geben: ſo

müſſen wir vor allem die verſchiedenen, als natürliche Einheiten wirklich exiſtirenden oder wirklich vorhanden geweſenen ſocialen Gruppen und Gemeinſchaften in's Auge faſſen.[1])

Wenn wir uns nun nach dieſen ſocialen Einheiten, nach dieſen Gemeinſchaften umſchauen, die, ſelbſt Geſtaltungen des ſocialen Naturprozeſſes, denſelben als deſſen Träger und Factoren weiter fördern und fortleiten: ſo treten uns in erſter Linie, aus der uns umgebenden lebendigen Gegenwart die Staaten entgegen, das iſt die organiſirten Gemeinſchaften von Menſchengruppen, welche wir

---

[1]) Den Anfang die Geſetzmäſsigkeit der Maſſenbewegungen zu beobachten machten die Statiſtiker ſeit Süſsmilch's »göttlicher Ordnung in den Veränderungen des menſchlichen Geſchlechts« (1742). Nun faſsten aber die Statiſtiker als einheitlichen Beobachtungsgegenſtand die erſte beſte politiſch umgrenzte Bevölkerungsmaſſe alſo die Bewohner einer Stadt, oder eines Staates. Die Erfolgloſigkeit der ſtatiſtiſchen Unterſuchungen mit Rückſicht auf die Auffindung allgemein gültiger Geſetze hat nun ihre Urſache zum groſsen Theile gewiſs darin, daſs dieſe Beobachtungsgegenſtände keine natürlichen ſocialen Einheiten ſind. Freilich hat ſeither die Statiſtik die Tendenz ihre Beobachtungen zu ſpezialiſiren, d. h. für dieſelben die natürlichen Beſtandtheile dieſer politiſchen Gemeinſchaften aufzuſuchen. Auf dieſe Tendenz iſt die Wendung von der Staatenſtatiſtik zur ſogenannten ethnographiſchen Statiſtik (Wappäus, Czörnig, Adolf Ficker) zurückzuführen. Quetelet hat dieſen Fortſchritt nicht gefördert, indem er immer nur den nebelhaften, ganz unbeſtimmten Begriff »Geſellſchaft« im Sinne hat und in Folge deſſen zur Aufſtellung des »mittleren Menſchen« gelangt, welcher doch nur ein Rechnungsreſultat und nichts anderes iſt. Seine Beobachtungen ſtellt Quetelet aber thatſächlich nicht an einer (nichtexiſtirenden) »Geſellſchaft« ſondern an politiſchen Gemeinweſen wie Städte und Staaten an. Daher kann er auch zu gar keinen andern Reſultaten gelangen, als zu den chimäriſchen Geſetzen denen der »mitt'ere« Menſch unterliegt. Das ſind aber gar keine Geſetze. Freilich iſt auch die neuere ethnographiſche Statiſtik erſt ein Uebergang zu derjenigen, welche die wirklichen ethniſchen oder ſocialen Einheiten zu ihrem Gegenſtande nehmen wird, und erſt auf dieſe Weiſe zur Aufſtellung wirklicher Geſetze des Maſſenlebens und der Maſſenbewegung wird gelangen können.

eben in Rückficht auf ihre einheitliche Zufammenfaffung im Staate Völker nennen.

Die Staaten find daher diejenigen Formen der Zufammenfaffung einer Bevölkerung, in denen diefe letztere als Factor des Gefchichtsprozeffes thätig auftritt. Denn als Staaten führen die Völker Kriege mit einander, als Staaten kämpfen fie auch im Frieden durch friedliche Mittel für ihre mannigfachen Sonderintereffen — kurz als Staaten machen die Völker Gefchichte.

Können wir aber diefe »Staatsvölker« als unabänderliche, fefte und dauernde ethnifche Elemente anfehen, die den Naturprozefs der Gefchichte durch ihre Action in Flufs erhalten? Keineswegs! denn eine nähere Betrachtung zeigt uns, dafs die Staaten und ihre Völker felbft nur Producte und Refultate gefchichtlicher Entwicklung find, dafs fie felbft aus heterogenen ethnifchen Elementen entftehen, welche in ihnen nur zu einem fcheinbaren Ruhepunkte und zu einer einheitlichen Zufammenfaffung behufs weiterer gefchichtlicher Action gelangt find. Es giebt gar keinen Staat und hat nie einen gegeben, deffen Bevölkerung nicht aus heterogenen ethnifchen Elementen beftehen würde und diefe Thatfache gehört fo zum innerften Wefen des Staates, dafs wir uns ohne diefelbe keinen Staat denken können.[1])

Allerdings liegt bei einigen Staaten (Oefterreich, Rufsland, England u. f. w.) die Heterogeneität ihrer ethnifchen Beftandtheile noch ganz offen vor unfern Augen, während in andern, die man heutzutage als »Nationalftaaten« bezeichnet diefe ethnifche Heterogeneität nur der hiftorifchen Forfchung bekannt und fichtbar ift, im Leben der Gegen-

---

[1]) Ueber diefe Befchaffenheit des Staates, fodann über die Begriffe Stamm, Volk, Nation fiehe unfer Philofophifches Staatsrecht §§. 8—12. Ferner unfer »Recht der Nationalitäten etc.« Innsbruck 1879. Anhang A.

wart aber, wenigstens für die oberflächliche Betrachtung und von ferne gesehen, sich scheinbare Homogeneität herausgebildet hat bei der uns nur noch leicht in einander übergehende und verschwimmende Classen- und Standesgegensätze an einstige ethnische Heterogeneität erinnern. So z. B. in Frankreich,[1]) Italien, Deutschland (mit Ausnahme seiner östlichen Provinzen), Spanien u. s. w. Und diese Verhältnisse sind durchaus nicht eine Eigenthümlichkeit der europäischen Staaten; wir finden sie in allen andern Welttheilen. Wer kennt nicht aus Reiseberichten und ethnographischen Schilderungen die bunte Mischung heterogener ethnischer Bestandtheile der Bevölkerungen der Staaten, sowohl Nord- als Südamerikas? Doch wird man vielleicht geneigt sein, diese letztere Thatsache als eine abnormale Erscheinung, die durch die Eroberung und Colonisirung Amerikas durch die Europäer »künstlich« herbeigeführt wurde, aufzufassen. Bietet uns aber Asien und Afrika ein anderes Bild?

Man betrachte die bunte Mischung der Bevölkerung Indiens, wo im Bereiche der englischen Herrschaft die verschiedensten ethnischen Bestandtheile über 130 verschiedene Sprachen sprechen; oder Egypten, dessen Bevölkerung sich aus Fellah's, Kopten, Beduinen, Nubier und Sudaner, Türken und Griechen u. s. w. zusammensetzt. Oder will man diese Verhältnisse nur als für die »civilisirten Staaten« zugeben und dieselben nur auf Rechnung der »Cultur« setzen, dagegen die »Naturstaaten« als von solchen »unnatürlichen« Mischungen frei hinstellen? Aber auch die »Naturstaaten« Afrika's bieten dasselbe Bild. —

Und wenn wir uns endlich jenen Territorien zuwenden wohin staatliche Einrichtungen und staatliche Ordnungen noch sehr wenig oder gar nicht vorgedrungen sind, steigt

---

[1]) Vrgl. übrigens weiter unten die Note.

die Vielheit der heterogenen ethnischen Bestandtheile in's Unglaubliche. »Noch vor nicht langer Zeit unterschied man über hundert verschiedene Völker und Volksgemeinschaften im Kaukasus die mehr als 60 Sprachen und Dialecte redeten« berichtet Kessler. [1])

Ungefähr dieselben Verhältnisse finden wir, wenn wir die Wohnsitze der asiatischen Völkerschaften, z. B. der Turkmenen und Kirgisen überblicken — überall dieselbe Vielheit von Stämmen und nicht minder von Sprachen, obwohl die letzteren leichter aussterben als die ersteren; dieselben Verhältnisse endlich zeigen sich uns in den kaum entdeckten Territorien Inner-Afrikas und in den von wilden Indianerstämmen durchschweiften Ländereien Nord- und Süd-Amerikas. [2])

Wir sehen also, dass die Vielheit der heterogenen ethnischen Einheiten und Elemente um so grösser wird, je primitiveren socialen Zuständen wir uns nähern oder je weiter wir in die Vergangenheit der Staaten zurückgreifen.

Dass übrigens die Zahl der heterogenen ethnischen Elemente im Laufe der Geschichte nicht zu- sondern abnimmt, indem früher heterogene Elemente mit einander verschmelzen und in einander übergehen: dafür spricht ja auch der Umstand, dass es wohl Stämme und Völkerschaften giebt die ihre ursprüngliche Sprache und Eigen-

---

[1]) Verhandlungen der Gesellschaft für Erdkunde in Berlin B. VIII Seite 39.

[2]) »Dass von den Negern Afrika's und den Indianern Amerika's eine Unzahl von Sprachen gesprochen wird und dass sie in eine beinahe unglaubliche Menge von Völkern zerfallen dies ist ein Factum, welches durch das übereinstimmende Urtheil aller Missionäre und Reisenden über allen Zweifel erhoben ist. Und auch die Wissenschaft war, trotz den ansehnlichen Hilfsmitteln, welche ihr zu Gebote gestellt waren, nicht im Stande, die Einheit dieser Sprachen und Völker, so gerne sie es gethan hätte (!) zu erweisen.« Müller Ethnographie S. 15.

thümlichkeiten aufgaben und mit andern ethnischen Einheiten eine gemeinschaftliche Sprache und Cultur annahmen, dass aber die bekannte Geschichte keinen Fall einer neu entstehenden Sprache kennt. »Es giebt, sagt Schleicher, kein historisches Beispiel einer sich bildenden Sprachr.« [1])

Mit diesen Thatsachen der Geschichte, die uns den Entwicklungsgang der Menschheit als einen ewigen Verschmelzungs- und Amalgamirungsprozess ursprünglich heterogener Elemente zeigen, (siehe oben S. 62) steht aber in grellstem Widerspruche die Hypothese, dass die heutzutage vorhandenen Varietäten von Menschen aus einer ursprünglichen Gleichheit sich herausdifferenzirt haben und dass diejenigen Gruppen und Gesammtheiten von Menschen, die wir heute als Menschheitsstämme oder Rassen bezeichnen, Resultate eines solchen Differenzirungs-Prozesses wären. Nach dieser Hypothese nämlich wäre der Entwicklungsgang der vorhistorischen Menschheit ein umgekehrter als derjenige, den wir in der geschichtlichen Zeit beobachten können, es wäre ein Entwicklungsgang nicht der Assimilirung des Heterogenen, sondern der Differenzirung des Homogenen. Nun, das von uns oben aufgestellte Gesetz der ewigen Wesensgleichheit im Zusammenhalte mit der bekannten Geschichte lässt eine solche Hypothese nicht zu. Denn die darnach nothwendig sich ergebende Annahme, als ob von Uranfang des Menschengeschlechts auf Erden bis zum Zeitpunkt bekannter Geschichte sich ein Differenzirungsprozess — von da aber angefangen der umgekehrte, nämlich der Assimilirungs- und Verschmelzungsprozess abspielte, wäre offenbar ein Unsinn.

Bezeugt uns die bekannte Geschichte der Menschheit den Assimilirungsprozess des Heterogenen

---

[1]) Schleicher, Zur vergleichenden Sprachgeschichte S. 16.

ſo müſſen wir uns denſelben, kraft des Geſetzes der ewigen Weſensgleichheit ſocialer Vorgänge, von den erſten Uranfängen des menſchlichen Geſchlechts, von jenen urſprünglichen Menſchenſchwärmen an, als wirkſam und continuirlich ſich abſpielend denken.

So hat ſich uns denn, indem wir von der ethniſchen Analyſe der heutigen Staaten ausgiengen, eine unendliche Perſpective nach rückwärts eröffnet, bis in die dunklen Anfänge der Entſtehung der Menſchheit auf Erden. Es iſt nun klar, daſs ſeit jenen Anfängen bis zum Zuſtand der hiſtoriſchen und gegenwärtigen Staatenbildungen die Menſchheit eine groſse Zahl auf mannigfaltigſte Weiſe combinirter ſocialer Gemeinſchaften und Geſtaltungen durchmachte, und daſs dieſe Entwicklung mit den heutigen Staaten noch nicht abgeſchloſſen ſein kann. Da nun dieſe ganze Entwicklung offenbar eine ſtreng geſetzmäſsige iſt, ſo ſollten ſich, wohl unter den vielen ſocialen Gemeinſchaften die im Laufe derſelben ſich herausbildeten und dann wieder in neuen ſocialen Geſtaltungen aufgiengen, gewiſſe T y p e n unterſcheiden laſſen, die unter ähnlichen Umſtänden entſtanden, in ihrem Weſen und Character uns gewiſſe Analogien und Aehnlichkeiten bieten.

Dieſer Gegenſtand nun, die verſchiedenen A r t e n ſ o c i a l e r G e m e i n ſ c h a f t e n iſt, leider von der Wiſſenſchaft faſt ganz unbeachtet gelaſſen oder doch nur ſehr ungenügend gewürdigt worden.

Das erhellt ſchon aus dem Umſtand, daſs uns für die unendliche Mannigfaltigkeit ſocialer Gemeinſchaften und Einheiten eine ſo kleine Zahl von Bezeichnungen und Begriffen zu Gebote ſteht, und daſs die Forſcher gezwungen ſind, dieſelbe Bezeichnung abwechſelnd für die verſchiedenſten Begriffe ſocialer Gemeinſchaften zu gebrauchen, was die gröſste Unklarheit und Verworrenheit zur Folge hat und jede wiſſenſchaftliche Operation zu der vor allem

klare Begriffe und präcise Bezeichnungen nöthig sind, auf diesem Gebiete erschwert. [1]) Man denke nur an die gebräuchlichen Bezeichnungen: Stamm, Rasse, Volk, Völkerschaft, Völkerfamilie, Nation, Nationalität. Keinem einzigen dieser Worte entspricht ein klarer Begriff, jedes wird von den verschiedensten Forschern und auch im täglichen Leben abwechselnd für die verschiedensten Begriffe socialer Gemeinschaften gebraucht. Uebereinstimmung herrscht über keinen dieser Begriffe: was unter Volk zu verstehen sei, was Rasse zu bedeuten habe, was man sich unter Stamm denken solle, was Völkerschaft, was Völkerfamilie, was Nation und Nationalität heisse — weiss heute niemand mit Bestimmtheit zu sagen und es wäre unsererseits Vermessenheit angesichts dieses allgemeinen Schwankens der Begriffe eine apodiktische Erklärung derselben den Lesern aufoctroyiren zu wollen, zumal ein absoluter Mangel an tauglichen und entsprechenden Benennungen und Bezeichnungen auch uns leicht in die Lage bringen kann ein und dasselbe Wort oft in verschiedener Bedeutung gebrauchen zu müssen. Ein Grund dieser Unbestimmtheit und dieses Schwankens liegt unter anderem freilich auch darin, dass diese Begriffe im ewigen Strom der Entwicklung stehen; dass, was vor Jahrhunderten Stämme waren, sich heute in Völker und Nationen verwandelt hat; dass, was einst fremde Völkerschaften waren, zwischen denen ein förmlicher Rassenhass

---

[1]) Es sei hier an folgende richtige Bemerkung Thomassen's erinnert: »Für die höchsten und tiefsten Untersuchungen sind unsere Sprachen noch immer äusserst unvollkommen. Die Mathematik würde niemals zu ihrer heutigen Ausbildung gelangt sein, wenn für sie nicht eine besondere Sprache wäre erfunden worden. Das lässt sich bei der Mathematik durchführen für andere Gebiete, z. B. jenes der Philosophie, sind bis jetzt die Schwierigkeiten unübersteiglich. Indessen rastet und ruht Nichts in der Welt, auch hier wird der Fortschritt noch unermesslich Vieles bringen« Geschichte und System der Natur (1874) S. 250.

herrſchte wie z. B. zwiſchen Griechen und den ſie umgebenden Barbaren heutzutage ſich zu einer Raſſe zählt u. ſ. w. Dieſer ewige Wechſel der Dinge, das ewige Ineinanderfließen und die ewigen Verwandlungen des Weſens und der Formen erſchweren die Bildung feſter Begriffe.

Auch der Umſtand, daſs das menſchliche Auge ſich erſt lange üben muſs, um Verſchiedenheiten menſchlicher Typen zu unterſcheiden, trägt viel dazu bei, daſs wir oft Raſſen und Stammeseinheit dort wahrzunehmen glauben, wo ſie thatſächlich nicht exiſtirt. Für das ungeübte Auge des Europäers ſind alle Bewohner Chinas ein Menſchenſchlag und gewiſs ſcheinen umgekehrt alle Europäer den Chineſen ein Menſchenſtamm zu ſein.

Als die Spanier Amerika entdeckten, erſchienen ihnen alle Indianer des neuen Welttheiles als eine Menſchenfamilie. Pedro Cieça de Leon ſchrieb damals: »Dieſes Volk, Männer und Frauen obgleich es in eine ſo bedeutende Menge von Stämmen oder Nationen, welche die verſchiedenſten Klimate bewohnen zerſplittert iſt, erſcheint nichts deſtoweniger als nur von einer einzigen Familie abſtammend«. Nach neueren Unterſuchungen exiſtiren aber unter den Indianerſtämmen über 500 verſchiedene Sprachen — trotzdem ſo viele Sprachen mitſammt den ſie redenden Stämmen ſchon untergegangen ſind. [1])

Daher herrſcht denn auch bezüglich keiner andern wiſſenſchaftlichen Frage eine ſolche heilloſe Verwirrung und Zerfahrenheit, wie bezüglich der Frage der Eintheilung der Menſchheit in Raſſen und Stämme. Hier iſt alles Willkühr und ſubjectives Scheinen und Meinen: nirgends ein feſter Boden, nirgends ein ſicherer Anhaltspunkt und auch nirgends ein poſitives Reſultat.

---

[1]) Vergleiche Appun: Die Indianerſtämme etc. in Ausland 1871, 1872.

Die Sprachwissenschaft theilt die Menschheit nach den verschiedenen Sprachen ohne zu bedenken, dass diese Eintheilung nur den Sinn haben kann, dass diese Menschengruppen heute diese Sprachen sprechen — und dass diese Eintheilung der Sprachen mit der ethnischen Eintheilung der Menschheit nichts zu schaffen hat.

Nicht besser ist der Vorgang der Historiker und Ethnographen. Sie theilen die Menschheit nach verschiedenen Kriterien die sich aus der Geschichte und Culturentwicklung, im Zusammenhalte mit der Sprache ergeben.

Eine solche Eintheilung ist z. B. die in Arier, Semiten und Turanier. So pflegen die Historiker des orientalischen Alterthums immer wieder die Frage aufzuwerfen nach der »Zugehörigkeit« der einzelnen Völker zu den grossen »Stämmen« in denen man die Menschheit zu theilen beliebte. Man fragt bei Aegyptern, Medern, Persern, Baktrern, Scythen u. drgl. ob sie Arier, Semiten oder Turanier seien und entscheidet sich bald für die eine, bald für die andere Gruppirung unter steter und allseitiger Festhaltung gewisser Völker als Hauptrepräsentanten und characteristischer Typen der besagten drei »Stämme«. Es gibt nun nichts Irrthümlicheres und mehr Falsches als dieser ganze Vorstellungskreis dessen Genesis wir hier kurz darlegen wollen.

Wir müssen dabei an jene Denkgewohnheit anknüpfen, von der wir oben (s. S. 27) handelten, die im Monogenismus ihren Ausdruck findet und die existirende Vielheit der Menschen auf eine einheitliche Wurzel zurückführt. Wenn nun diesem primitiven Denken neben der Vielheit der Menschen eine Verschiedenheit derselben und zwar eine Verschiedenheit der einzelnen Menschengruppen und Stämme entgegentrat: so gab es für dasselbe gar keine andere Möglichkeit der Erklärung dieser Thatsache als die Zurückführung der Abstammung dieser verschiedenen Menschenstämme auf ver-

ſchiedene Spröſslinge des *einen* Elternpaares. Eine ſolche Erklärung war die nothwendige Conſequenz jener monogeniſtiſchen Anſchauung, eine nothwendige Vorſtellung jenes primitiven Denkens, das noch mit den einfachſten Elementen menſchlicher Denkthätigkeit arbeitete. Als eminentes Beiſpiel ſolch primitiver Vorſtellungen können die bekannten Völkertafeln der Bibel dienen.[1]) Wenn die damaligen Hiſtoriker eine Verſchiedenheit der Menſchengruppen und Stämme bemerkten, wenn der Sprachgebrauch der Zeit die einen als die Sem's, die andern als die Cham's, die dritten als die Japhet's bezeichnete: ſo ergab ſich für das damalige Denken nothwendigerweiſe die Erklärung, daſs es einmal einen Stammvater gab, der drei *verſchiedene* Söhne hatte die Sem, Japhet und Cham hieſsen und die Stammväter der betreffenden Menſchengruppen wurden — welche letzteren mit der Zeit auch *verſchiedene* Sprachen annahmen.[2])

Wir ſind nun heute ſo weit die Naivetät dieſer Denkoperation einzuſehen. Iſt aber, fragen wir, die Geſammtheit der Menſchen, iſt unſere heutige Intelligenz, ja iſt das Gros der heutigen Hiſtoriker über die Art und Weiſe des Denkens, welche jenen bibliſchen und andern ſagenhaften Erklärungen zu Grunde lag, hinaus? Im Weſentlichen keineswegs. In etwas veränderter Form werden für die-

---

[1]) Auch Beroſus Babiloniſche Berichte, die heiligen Schriften der Inder, der Perſer, die Traditionen der Skythen, der Griechen u. ſ. w. enthalten ſolche »Völkertafeln«, vrgl. darüber *Laſaulx* Philoſophie der Geſchichte S. 87. ff.

[2]) Auf demſelbem primitiven Standpunkt befand ſich das Denken der Germanen zur Zeit des Tacitus: *Manno tris filios assignant* e quorum nominibus proximi Oceano Ingaevones medii Herminones, ceteri Istaevones. Auch die volksthümliche Geſchichtserzählung der Slaven hat die Verſchiedenheiten zwiſchen Lechen, Czechen und Ruſſen auf die drei Brüder Lech, Czech, Russ zurückgeführt. Immer dieſelbe *Denkoperation* zur Erklärung derſelben Erſcheinung.

ſelben Erſcheinungen der Menſchheitsgeſchichte von der Denkthätigkeit unſerer Zeit dieſelben Erklärungen hervorgebracht wie vor 2000 und 3000 Jahren.

Während man ſich nämlich lange Jahrhunderte (und theilweiſe noch heute!) mit der bibliſchen Erklärung zufrieden ſtellte und in der ganzen Menſchheit nur die Nachkommen dieſer unglückſeligen Brüder Sem, Japhet und Cham ſah, hat man heutzutage dieſe Anſchauung nur ſehr unweſentlich und nur theilweiſe geändert. Das kam aber folgendermaſsen. Die Entdeckung des Sanskrit als der Quelle der europäiſchen Sprachen brachte die total unberechtigte und falſche Vorſtellung auf, daſs alle die europäiſchen Völker deren Sprachen vom Sanskrit abſtammen, von jenem Volke abſtammen müſſen, welches ſich des Sanskrits bediente. Da ſich nun jenes Sanskritvolk »Arier« nannte, ſo war man bald dabei alle die Völker die ſich der vom Sanskrit abſtammenden Sprachen bedienten »ariſch» zu nennen. Da die Sprachwiſſenſchaft nun neben dieſen ariſchen Sprachen noch zwei andere, auf das ariſche nicht zurückführbare Sprachgruppen aufſtellte, nämlich die Semitiſche und Turaniſche (Mongoliſche), ſo bildete man darnach einen »ſemitiſchen« Menſchenſtamm und einen »turaniſchen.« Dieſe Eintheilung der Menſchheit hat ganz denſelben Werth wie jene bibliſche Genealogienbildung von Sem, Japhet und Cham, wie die von Tacitus überlieferte germaniſche von den drei Brüdern Ingaev, Iſtäv und Hermin oder die ſlaviſche Czech, Lech, Ruſs. Sie iſt nichts mehr als der Ausdruck einer momentan waltenden Vorſtellung die ſich aus einer *in der gegebenen Zeit exiſtirenden Verſchiedenheit* der Menſchengruppen ergibt; ſie iſt eine natürliche Erklärungs-Art der exiſtirenden, *aus ganz andern ſocialen, politiſchen und hiſtoriſchen Factoren und Prämiſſen* ſich ergebenden ſogenannten »Raſſen«-Unterſchiede. Eine

Digitized by Google

wirkliche ethnologifche Thatfache liegt diefen Eintheilungen keineswegs zu Grunde — wie denn auch diefe Eintheilungen fortwährend wechfeln und über diefelben unter den Forfchern nie eine Einigkeit erzielt werden kann. (Man denke nur an die, die obige Eintheilung in arifch und femitifch durchkreuzende Aufftellung der Gruppen »indogermanifch«, »kaukafifch« etc.) So würden zum Beifpiel die Griechen des Alterthums gewifs nicht zugegeben haben, dafs fie mit den »Barbaren« des Nordens Stammesbrüder feien — was ihnen die heutigen »gelehrt und civilifirt« gewordenen Barbaren Europa's hintendrein, auf Grund von Sanskritforfchungen imputiren, ohne zu bedenken, dafs jeder Schlufs von der Sprache der Völker auf ihre Abftammung ein vollkommen grundlofer und ungerechtfertigter ift.

Nichtsdeftoweniger haben folche jederzeit je nach dem focialen Bedürfniffe und dem Zuftand der Vorftellungen auftauchende Eintheilungen der Menfchheit in einige wenige Hauptftämme, welche im Grofsen und Ganzen eine nothwendige Confequenz der monogeniftifchen Anfchauung find, nichts deftoweniger fagen wir, haben diefe Eintheilungen eine grofse Zähigkeit und Stabilität und ändern fich nur langfam nach Jahrhunderten mit vollkommenem Umfchwung der ihnen zu Grunde liegenden focialen Verhältniffe. So haben z. B. im europäifchen Mittelalter die adeligen Stände fich als Japhetiten, dem Landvolke als Chamiten entgegengefetzt. — Heute, nachdem auf focialem Gebiete feit dem 18. Jahrhundert ein Umfchwung eingetreten ift, liefs man die Spaltung in Japhetiten und Chamiten fallen und hält fich fchon Gottlob für ftammverwandte Arier.

Wie werthlos aber alle diefe Eintheilungen der Menfchheit find, dürfte aus Obigem zur Genüge erhellen.[1])

---

[1]) Zur Beurtheilung der Methode und zur gebührenden Würdigung der Hohlheit biblifcher Völkertafeln und Genealogien (die im Grofsen

Und auch nicht glücklicher als Linguisten und Historiker sind in dieser Frage die eigentlichen Anthropologen, welche die Menschheit nach physiologischen und anatomischen Kriterien in Stämme und Rassen eintheilen wollen. Welche traurige Rolle alle die antropologischen Messungen von Schädel u. dgl. spielen, wird jeder ermessen, der je sich aus diesen Untersuchungen über die verschiedenen Typen der Menschheit Rath erholen wollte. Alles geht durcheinander, die »mittleren« Zahlen und Maasse geben gar kein greifbares Resultat. Was der eine Antropologe als Germanischen Typus beschreibt, das passt nach dem andern ganz auf die Slaven. Es gibt mongolische Typen unter den »Ariern« und man kommt jeden Augenblick in die Lage, nach »anthropologischen« Kriterien »Arier« für

und Ganzen heute noch massgebend sind!) möge folgende Stelle aus Movers über die biblischen Canaaniter dienen: »Wenn die vorisraelitischen Bewohner Palästinas, deren Benennung Canaaniter von dem Landesnamen Canaan abgeleitet ist, von einem einzigen aus dem Landesnamen Canaan abstrahirten Stammvater abgeleitet werden, so liegt darin freilich ein gewichtiges Zeugniss, dass diese Völker seit langer Zeit einander nahe gestanden; allein wer die Art dieser Genealogien kennt und für den vorliegenden Fall sie erwägt, wird nicht in Abrede stellen, dass alle von den Alterthumsforschern daraus gezogenen Consequenzen und Voraussetzungen von einer ursprünglichen Einheit der nur in einem weiteren und uneigentlichen Sinne des Wortes von den Israeliten so genannten Canaaniter, von einer gleichzeitigen Einwanderung derselben, von der Vertreibung oder Unterjochung angeblicher Urbewohner u. s. w. im Grunde keine bessere Basis haben als z. B. der Name Hellen und Hellenen für derartige Hypothesen und Combinationen bieten würde. Unterwerfen wir die Sache einer näheren Prüfung, so kann nach den biblischen Angaben nichts deutlicher sein, als dass die vorisraelitische Bevölkerung des palästinischen Binnenlandes, welche im alten Testamente im übertragenen Sinne des Wortes Canaaniter heisst in der Urzeit keinen einzigen eng verbundenen Volksstamm gebildet hat . . .« (Die Phönizier II S. 62.) Und doch werden sie als von einem gemeinsamen Stammvater Canaan abstammend dargestellt!

Semiten zu halten und umgekehrt. Wir haben es eben bei dem in physischer Beziehung wirr durcheinandergehenden gordischen Knoten der Menschheit mit einem auf physischem Gebiete unlösbarem Problem zu thun — und können uns nur an die thatsächlichen socialen und nationalen Gruppen halten, auf deren Bildung ganz andere, nicht physische Momente den entscheidenden Einfluss übten.

Darnach sehen wir im Laufe der Entwicklung der Menschheit immer und überall aus heterogenen Gruppen die wir einfach Rassen nennen wollen, höhere Gemeinschaften entstehen, die sich wieder im Gegensatz zu andern heterogenen Gruppen und Gemeinschaften als Rassen darstellen. Denn ebenso wie es genau genommen, im naturwissenschaftlichen Sinne heutzutage gewiss keine Rassen mehr gibt; da es heutzutage keine Menschenstämme gibt die sich im primitivsten Zustande der Einheitlichkeit der Urschwärme befänden: so kann man andererseits alle die heterogenen ethnischen ja sogar socialen Gruppen und Gemeinschaften die im Kampfe mit einander die Träger des Geschichtsprozesses sind, sehr wohl als Rassen bezeichnen.

Denn die Rasse kann heutzutage gar nie und nirgends blos ein naturwissenschaftlicher Begriff im engern Sinne des Wortes sein, sondern sie ist überall nur mehr ein geschichtlicher Begriff; sie ist nicht das Produkt eines blossen Naturprozesses in der bisherigen Bedeutung dieses Wortes, sondern sie ist ein Produkt des Geschichtsprozesses der allerdings auch ein Naturprozess ist. Die Rasse ist eine im Laufe der Geschichte, in und durch die sociale Entwicklung entstandene Einheit — und zwar eine Einheit, die ihren Ausgangspunkt wie wir das sehen werden, in geistigen Momenten (Sprache, Religion, Sitte, Recht, Cultur etc.) findet und erst von da aus zu dem mächtigsten

Digitized by Google

physischen Momente, zu dem wahrhaften Kitt der sie zusammenhält, zu der Einheit des Blutes gelangt.

In dem Maasse nun, in welchem sich heterogene ethnische Einheiten durch grössere oder geringere Zahl geistiger oder körperlicher Gemeinsamkeiten weiter oder näher oder vollkommen fremd gegenüber stehen, in dem Maasse gibt es grössere oder kleinere Rassengegensätze. Aber auch der geringste Rassengegensatz ist schon genügend um unter Umständen Kampf und Krieg hervorzurufen.

Ob es aber weiter von einander abstehende oder sich durch die eine oder andere Gemeinsamkeit berührende Rassen sind, das ändert nie etwas an der Natur des Kampfes und Krieges. Denn Kampf und Krieg haben ihre besondere zwingende Natur, ihr besonderes blutdürstiges Gesetz das sich immer und überall den Kämpfenden allgewaltig aufdrängt und jeden Kampf heterogener ethnischer und socialer Elemente zu einem »Rassenkampfe« macht, möge nun der Gegensatz dieser Rassen ein grösserer oder geringerer sein. In dieser Bedeutung nun bezeichnen wir die Kämpfe der verschiedensten und mannigfaltigsten heterogenen ethnischen und socialen Einheiten, Gruppen und Gemeinschaften die das Wesen des Geschichtsprozesses ausmachen als »Rassenkämpfe« und werden im Nachfolgenden uns bestreben, das Wesen derselben, die Art und Weise ihres Verlaufes, ihre Bedeutung für den Naturprozess der Geschichte, ihre Begleiterscheinungen und ihre Resultate kennen zu lernen.

---

31. Der Stamm.

Wir wollten sociale Gemeinschaften betrachten kamen aber nur dazu, einen ewigen Wechsel von Erscheinungen und ewig trügerische Bezeichnungen zu constatiren.

Gibt es denn aber wirklich keinen feften Pol in diefer Erfcheinungen Flucht? Gibt es keine Gemeinfchaft, die wir als feften Typus betrachten könnten, um fie fozufagen als einheitliches Maafs für die fociale Bewegung und Entwicklung gebrauchen zu können. Allerdings ift der Staat ein folcher Typus — doch wie wir gefehen haben erft für ein fehr vorgefchrittenes Stadium der Entwicklung, da er felbft bereits ein fehr complicirtes und vielfach ethnifch zufammengefetztes Gemeinwefen ift. Nun, wir können dem Staate ein viel einfacheres, primitiveres Gemeinwefen entgegenftellen, das fich zu ihm wie ein chemifches Element zu einem vielfältig zufammengefetzten Körper verhält — und das auf einer primitiveren focialen Entwicklungsphafe und auf einer niedrigeren Culturftufe faft diefelbe Rolle fpielt, wie auf einer fpäteren der Staat. Diefe ethnifche oder vielleicht fociale Gemeinfchaft ift der Stamm, jener fyngenetifche Kreis der die gewöhnlichen unterften Gruppen bildet in welche wilde und culturlofe Völkerfchaften fich theilen — und welche im öffentlichen Leben und der Gefchichte diefer Völkerfchaften (fo viel man eben von Gefchichte auf einer noch ftaatslofen und vorftaatlichen Stufe fprechen kann) jene felbftändige Rolle fpielen, welche in Culturwelten den Staaten zukommt. Nun wäre es gewifs intereffant das Wefen und die allgemeinen Merkmale des Stammes kennen zu lernen: leider aber hat fich foviel uns bekannt, die Wiffenfchaft mit diefem Gegenftande faft gar nicht befchäftigt.

Weder in Ethnographien, noch in Antropologien, weder in Geographien oder Statiftiken und am allerwenigften in Gefchichtswerken finden wir Antwort oder Auskunft auf die Frage was ein Stamm fei und welches feine Merkmale find, wenn wir uns nicht mit jener abgedrofchenen, alten, als felbftverftändlich fich gebenden Erklärung begnügen, dafs fich »durch Vermehrung der Fa-

Digitized by Google

milien der Stamm bilde.« Da aber für uns eine solche Erklärung schon deshalb weil sie nur eine Consequenz der monogenistischen Anschauung ist, keinen Werth hat: so bleibt uns nichts übrig als uns aus den zerstreuten Nachrichten über die Stämme verschiedener Völker selbst das Wesen des Stammes klar zu machen.

Wäre der Stamm in der That nur eine ausgewachsene Familie, oder eine durch natürliches Anwachsen erfolgte Vermehrung von Familien, wie käme es dann, dass die Stämme sich durch Jahrhunderte und Jahrtausende so scharf von einander unterscheiden und sich als blutsfremd und feindlich gegenüberstehen? Wenn sich die Stämme nur auf dem Wege der natürlichen Vergrößerung der Familienzahl gebildet hätten, woher kämen plötzlich jene unüberbrückbaren Klüfte, jene unübersteiglichen Scheidewände und Grenzen die in ein und derselben Völkerschaft den Stamm vom Stamme scheiden? Ist es denkbar, dass von einem Ursprung abstammend, der wachsende Strom der Geschlechter an einem Punkte plötzlich alle Gemeinsamkeit vergessend sich in Zweige spalte die für Jahrhunderte und Jahrtausende nur ewige Feindschaft auf Tod und Leben gegen einander hegen? Nein! wer das Wesen dieser Gruppen nüchtern betrachtet, der muss zur Ueberzeugung kommen, dass wir es bei den Stämmen mit Resten urwüchsiger Horden- und Menschenschwärme zu thun haben, die von jeher sich als blutsfremd, als verschiedenartig, gegenüberstanden. Der Hass und die Leidenschaft der Stämme untereinander ist kein gewordener sondern ein ursprünglicher, und möge das Menschenmaterial dieser Stämme antropologisch noch so gemischt sein, so ist doch der Geist derselben so zu sagen ein originärer, und hat seine Besonderheit und Originalität allen andern Stämmen gegenüber aufrechterhalten und diesem Geist der einzelnen Stämme assimilirt sich all dasjenige Materiale, welches aus

Digitized by Google

andern Quellen ſtammend (alſo etwa aus hexogamen Ehen) im Stamme aufgeht. Gewiſs alſo haben wir heute auch bei den primitivſten Völkerſchaften keine phyſiſch reinen, ungemiſchten Stämme mehr: dem Geiſte nach aber haben ſich in vielen Völkerſchaften gewiſs noch die urſprünglichen, originären ethniſchen Einheiten in dieſen Stämmen erhalten. Denn an dem Geiſte der ethniſchen wie auch der ſocialen Einheiten, an ihrer Eigenthümlichkeit, bringt Blutmiſchung keine merkliche Aenderung hervor — das fremde Blut taucht in dem geiſtigen Blutskreiſe des Stammes unter wie die Süſswaſſerſtröme im Meere ohne das Meerwaſſer merklich zu ändern.

Wenn es ſich alſo darum handelt, die Geſetze des gegenſeitigen Verhaltens, ſo zu ſagen die Kräfte, Reactionen und Beziehungen der ethniſchen Elemente zu einander zu beobachten: ſo kann uns das Leben und Weben der Stämme wo wir dasſelbe in der Gegenwart noch antreffen oder wo dasſelbe aus geſchichtlicher Vergangenheit bekannt iſt, einen unſchätzbaren Beobachtungsgegenſtand abgeben.

Was uns nun vor allem am Leben dieſer Stämme auffällt iſt die Thatſache, daſs ſich dasſelbe, wo wir es finden, ziemlich unverändert ſeit den älteſten Zeiten erhält. Nur im Staat ſcheint das urſprüngliche Leben der Stämme von Grund aus einer Umwandlung unterlegen zu ſein — nur der Staat konnte dasſelbe von Grund aus ändern. Wo dieſer es nicht that oder nicht vermochte, da beſitzt das Leben der Stämme eine derartige zähe Stabilität, daſs es ſich heutzutage noch in denſelben Formen vollzieht wie vor Jahrtauſenden — ja! daſs es ſich mitten in der chriſtlichen Culturwelt Europa's im weſentlichen von demjenigen nicht unterſcheidet das ſich mitten in der Culturwelt des Islams erhalten hat und ebenſowenig von dem welches in ungeſchwächter Kraft noch heute bei den wilden

Digitized by Google

Indianerstämmen am Red River oder am Amazonenstrom fortdauert. Wir wollen dafür einige Beispiele citiren. »Das Leben der Wanderstämme in Nordarabien wie im Innern des Landes (Arabien), so resumirt **Dunker** die zahlreichen einschlägigen Berichte, hat wenig Veränderung erlitten; bis auf den heutigen Tag sind nicht allzu grosse Abweichungen von den Sitten und Zuständen der alten Zeit eingetreten ....

»An der Spitze des Stammes steht das Haupt der ältesten Familie, von welcher die übrigen ihren Ursprung ableiten; alle Abkömmlinge des Stammvaters, der dem Stamm den Namen gegeben hat, gehorchen willig dessen nächsten Nachkommen, denn das Recht der Erstgeburt ist heilig ... *Die Mehrzahl der Stämme steht sich stolz und feindselig gegenüber.* Sie überfallen einander, plündern die Zelte, *rauben Weiber, Kinder und Knechte* und treiben die Heerden fort ... In solcher Lebensweise, *welche seit Jahrtausenden bis heute im Ganzen dieselbe geblieben ist*, übten die Araber der Wüste die Tugenden der Ehrfurcht, Pietät und Anhänglichkeit *für ihre Stammeshäupter* ...« [1])

Neben dieses Bild aus Arabien stelle man nun jenes von **Vambery** aus dem Leben der (ebenfalls islamitischen) Völkerschaften der mittelasiatischen Wüsten (s. ob. S. 165). Dazu noch was derselbe Schriftsteller, von den Schrecken des Steppenbrandes sprechend, erzählt: »Oft wird diess *(der gelegte Steppenbrand)* als eine Waffe *von einem Stamme gegen den andern* angewandt und die Verwüstung soll eine schreckliche sein.« [2])

Dass in noch primitiveren Zuständen das Verhältniss der heterogenen ethnischen Bestandtheile, der verschiedenen

---

[1]) Dunker I 251, 252.

[2]) Vambery Skizzen aus Mittelasien S. 64.

Digitized by Google

Stämme zu einander noch viel graufiger fich geftaltet, erwähnten wir fchon früher. So erzählt — um dafür noch ein Beifpiel anzuführen — der Afrikareifende Schweinfurt von den Monbuttu, dafs fie aus zwei heterogenen Volksbeftandtheilen beftehen, von denen der eine ein nomadifches Leben führt, der andere anfäfsig ift. Jene Nomaden nun find die herrfchende Claffe und verfpeifen die letzteren. Das freilich gefchieht heute nur noch bei den wildeften Naturvölkern.

Aber hat andererfeits das Chriftenthum es vermocht, dem Leben der Stämme wo es fich inmitten feiner Culturwelt noch erhalten hat, einen humanen Character aufzuprägen — den ewigen, graufamen und wilden Kriegen und Fehden zwifchen den einzelnen Stämmen ein Ende zu machen? Hören wir was Dumont von den Albaniern erzählt: Les Albanais des montagnes n'ont jamais été soumis à personne. Ils forment des clans, phars et tschetas, mots qui signifient foyer . . . Il n'y a pas de lien entre les differentes tribus d'Albanie . . . En temps de paix chacune d'elles reste isolée dans sa montagne; leurs pays est divisée en clans qui s'adminiftrent comme il leur plait ou plutôt — car le mot administrer est faux — qui vivent a leur guise. (Vrgl. dazu ob. S. 165, 166.)

Nachdem Dumont die Albanefen als Nomaden und Räuber gefchildert die jede fchwerere friedliche Arbeit fcheuen, in welcher Beziehung fie feiner Anficht nach den homerifchen Helden gleichen: fpricht er von dem Hafs der Stämme gegeneinander und wie trotz des grofsen religiöfen Indifferentifmus, die Religion (griechifcher und römifcher Ritus!) oft den Vorwand abgeben mufs zu Kriegen und Fehden; »ce qui fait qu'une tribu croit à son dieu, c'est la haine de la tribu voisine.«

Schliefslich macht Dumont die ganz richtige allgemeine Bemerkung, dafs »en dehors de tout caractère de

raçes, le même état primitif impose des moeurs semblables.« [1])

Und ganz denſelben Character wie das Leben der Stämme in Arabien, in Mittelaſien und in Europa trägt das Leben der unzähligen Indianerſtämme Amerikas. Von dem Stamme der Warrans, welcher der zahlreichſte von allen iſt, erzählt Appun, daſs er »in ſtrenger Abſonderung von jedem andern Indianerſtamme« lebt. Ihre Hauptfeinde ſind die Cariben, ein anderer Indianerſtamm, »welche öfters kriegeriſche Einfälle in ihr Gebiet machen, ſie nach Indianerweiſe bei Nacht überfallen und ſie ohne Unterſchied des Geſchlechts und Alters tödten.« »In früheren Zeiten, erzählt Appun von dieſen Cariben, unternahmen ſie häufige Raubzüge in das Innere Guyanas und verhandelten die dabei gemachten Gefangenen als Sklaven an die Holländer und Engländer, behielten aber die ſchönſten der erbeuteten Frauen und Mädchen für ſich . . .« [2]) Aehnliche Verhältniſſe wie zwiſchen Warrans und Cariben finden aber zwiſchen den meiſten Indianerſtämmen ſtatt und wir wollen dafür ſtatt weiterer Beiſpiele hier nur noch das Zeugniſs A. Humboldts anführen: »Die wilden Nationen ſind in eine groſse Menge von Stämmen abgetheilt die ſich einander tödtlich haſſen und die ſich nie unter einander verbinden. . .« [3])

Fragen wir nun nach der ungefähren numerären Gröſse eines Stammes ſo fehlen uns freilich in dieſer Beziehung all und jede Spezialunterſuchungen, doch glauben wir nach gelegentlichen Bemerkungen von Reiſenden ſagen zu dürfen, daſs in normalen Zuſtänden ein Stamm aus 500 bis 1500 Seelen beſteht — wobei wir daran denken, daſs

---

[1]) Revue de deux Mondes 1872 B. VI. 120.

[2]) Appun, die Indianerſtämme Guyanas. Ausland 1871. S. 162, 182.

[3]) Reiſen in Centralamerika Wien 1825 IV 79.

Digitized by Google

wohl sehr viele Stämme der Zahl nach kleiner werden und auch ganz aussterben, dass aber andererseits dem Wachsthum der Stämme gewisse natürliche Grenzen gezogen sind, so dass im Zustande des Stammeslebens kein Stamm über ein gewisses Maximum hinauskommt.

Als Anhaltspunkte für unsere beiläufige Abschätzung der Grösse eines Stammes dienten uns unter anderen folgende Bemerkungen. Appun sagt von den Indianerstämmen: »Meist bewohnen mehrere Familien ein und dieselbe Hütte . .« »Die Niederlassungen der Mitglieder eines Stammes bestehen meistens aus 6—10 Hütten . .« Wenn wir also im Durchschnitt eine Familie mit 5 Seelen annehmen und unter mehreren Familien fünf durchschnittlich verstehen so entfällt auf eine Hütte im Durchschnitt 25 Seelen; es wird also eine Niederlassung von 10 Hütten ungefähr 250 Seelen betragen — doch wäre es gewiss ein Irrthum einen Stamm nur aus einer solchen Niederlassung bestehen zu lassen — häufiger besteht ein Stamm gewiss aus einigen solchen Niederlassungen.

Eine andere Angabe über die Zahlenstärke eines Stammes finden wir bei Piesse aus Anlass der Schilderung von Algier und Tunis.

Nachdem er den arabischen Stamm als eine Vereinigung von Familien geschildert die sich von einem gemeinsamen Ursprung ableiten und die Verhältnisse zwischen diesen Stämmen ganz so schildert, wie die oben von uns angeführten Schriftsteller meint er, dass die Zahlenstärke eines Stammes von 500—40.000 Seelen schwanke, doch fügt er hinzu, dass die Zahl der Mitglieder jedenfalls kleiner ist als das Territorium auf welchem der Stamm sich befindet, ernähren könnte (?) [1])

---

[1]) C'est la reunion de famille qui se croient generalement issues d'une souche comune qui forme la tribu arabe. Ce qui distingue cette

Digitized by Google

Wir erwähnten ſchon oft, daſs wir den Stamm, ſo wie wir ihn heute zumeiſt finden oder ſo wie er uns aus geſchichtlichen Zeugniſſen entgegentritt keineswegs für ein Urgebilde, für eine primäre Bildung, ſondern daſs wir ihn bereits als eine ethniſch zuſammengeſetzte, alſo ſociale Geſtaltung anſehen. Den Grund dazu ſehen wir in der ſocialen und herrſchaftlichen Organiſation des Stammes. Denn auch bei den meiſten uns in Gegenwart und geſchichtlicher Vergangenheit entgegentretenden Stämmen finden wir eine Theilung der Arbeit zwiſchen den Herren und den Knechten — welche letzteren aus Kriegsgefangenen, gekauften oder geraubten Sklaven etc. beſtehen.

Dieſe Unterſcheidung der Herkunft, der Abſtammung wird auch bei ſehr primitiven Stämmen ſtreng aufrechtgehalten.

Der Syngeniſmus hält auch im Stamme ſelbſt die Unterſcheidung zwiſchen den vollbürtigen Angehörigen des Stammes, dem Adel und den Fremden, die dienſtbar geworden ſind aufrecht. So berichtet der erwähnte franzöſiſche Berichterſtatter über die groſse Rolle die der Adel in dem Berberſtamme Algeriens ſpielt. Alle adeligen Familien des Stammes betrachten ſich untereinander als näher verwandt den nichtadeligen, den Gemeinen, gegenüber. [1])

---

petite société c'est l'esprit de solidarité et d'union contre les voisins qui, de son berceau a passé à ses derniers descendants et que la tradition et l'orgueil, aussi bien que le souvenir des perils éprouvés en commun, tendent encore à fortifier . . . Le sort des tribus a été extrêmement variable; quelques-unes sont entièrement éteintes; d'autres sont très reduites; d'autres encore sont restèes puissantes et nombreuses; on peut dire que le nombre des individus formant une tribu varie de cinq cents à quarante mille; il est en tout cas fort inferieur au chiffre de la population que les terres occupées par la tribu pouvaient nourrir. . .« Itineraire histor. et descr. de l'Algerie, de Tunis et de Tanger par L. Piesse. Paris.

[1]) Ainsi toutes les familles nobles d'une tribu se regardent comme

Digitized by Google

Von dieser Seite betrachtet, als Herrschaft der einen Klasse über die andere, stellt uns der Stamm schon die beginnende Organisation des Staates dar — und er unterscheidet sich von letzterem nur noch durch die geringere Complicirtheit der socialen Unterschiede und den Mangel der Seßhaftigkeit und Stabilität des Ganzen. Man könnte den Stamm als das noch frei umherschweifende Embryo des Staates bezeichnen — an dem schon die Umrisse der künftigen staatlichen Organisation sichtbar sind.

Nur bei wenigen, noch ganz primitiven Stämmen Afrikas, Amerikas und des höchsten Nordens von Asien treffen wir jene sociale Unterschiedslosigkeit und ethnische Gleichartigkeit und Gleichheit seiner Mitglieder die uns ein Bild des menschlichen Urschwarmes bietet.

Aber die unvergleichlich größte Mehrzahl der geschichtlich nachweisbaren oder gegenwärtig noch in Stämmen lebenden Völkerschaften stellt uns eine sociale Complicirtheit dar, die noch auf einem anderen als den oben berührten Umstand der Zweitheilung in Herren und Knechte in Voll- und Minderbürtige beruht. Es ist das diejenige Complicirtheit die in Folge von Bündnissen und Vereinigungen von gleichmächtigen Stämmen untereinander erfolgt. Diese Bündnisse und Vereinigungen auf Grundlage gleicher Rechtsstellung, also Gleichberechtigung, sind eine der ewig wiederkehrenden Formen des socialen Naturprozesses die sich unter gewissen natürlichen Umständen überall, bei den Völkerschaften aller Welttheile wiederholt; ja, diese Bündnisse und Vereinigungen scheinen eine nothwendige Durchgangsphase zu einer höhern culturellen Stufe, insbesondere aber auch ein Uebergangsstadium zu stabileren, staatlichen Zuständen zu sein.

---

unies plus particulièrement par les liens du sang, alors même qu'a des epoques tres reculées elles auraient eu des souches très distinctes. Piesse l. c.

Wie wir das aus den Vorgängen der bekannten Geschichte und der Gegenwnrt schliessen können: entsteht ein Bündniss immer da wo sich zwei ethnische oder sociale Gemeinschaften als »ebenbürtig« d. h. als gleich mächtig erkennen.

Wenn die beiderseitigen Versuche sich gegenseitig zu bezwingen und zu unterjochen misslangen, dann drängt sich unausbleiblich jedem Theile die Ueberzeugung auf, dass es vortheilhafter wäre im Bunde mit dem gleichmächtigen Gegner sich auf dritte, den verbündeten Kräften nicht gewachsene Stämme zu werfen. Diese Erwägung schafft immer und überall Bündnisse und sie wird dieselben auch gewiss zwischen primitiven, sich das Gleichgewicht haltenden Stämmen aller Zeiten und Zonen geschaffen haben.

Der günstige Erfolg aber eines ersten Doppelbündnisses wird, das ist klar, mit der Zeit zu ausgedehnteren, zu Trippel- und Quadrupelalianzen u. s. w. geführt haben — kurz — die Bündnisse und Unionen zwischen gleichmächtigen Stämmen zu Eroberungszwecken, bilden neben der Unterjochung der schwächeren durch die stärkeren Stämme, eine weitere Serie von Vorgängen deren Resultate zu immer complicirteren socialen Gestaltungen und geschichtlichen Entwicklungen führen.

Dass aber dieses durch Bündnisse und Unionen potenzirte Eingreifen der Stämme es ist, welches dem socialen Naturprozess seine mächtigsten und nachhaltigsten Impulse gibt darüber belehrt uns ein Blick auf die Geschichte. Die wichtigsten Culturvölker des Alterthums treten uns in ihren ersten Anfängen als eine Mehrheit von, zu Eroberung und Herrschaft verbündeten Stämmen entgegen; so die indischen Arier, die Meder und Perser, die Phönizier, die Juden, die Griechen und Römer, die Araber.[1]) Und auch

[1]) Es kann gar keinem Zweifel unterliegen, dass die zwölf Stämme

die mittelalterliche Völkerwanderung in Europa zeigt uns überall verbündete Stämme auf kriegerische Unternehmungen ausziehen — so die Cimbern und Teutonen, die Skythen und Sarmaten, die Vandalen, Alanen und Sueven; die Heruler, Rugier, Turcylinger; die Franken und Alemannen, Markomannen und Quaden, Gothen und Gepiden, Geten und Daken u. s. w. u. s. w.

---

32. Staaten, Stände und Berufsclassen.

Schon der Umstand, dass wir immer und überall seit den ältesten Zeiten die Bevölkerungen der Staaten aus heterogenen ethnischen Bestandtheilen bestehend finden: beweist, dass wir es hier nicht mit einer zufälligen oder »künstlichen«, sondern mit einer Erscheinung zu thun haben, die nothwendigerweise aus dem Wesen des geschichtlichen Naturprozesses folgt. Es handelt sich nur darum, die Nothwendigkeit dieser Erscheinung zu begreifen, ihren causalen Zusammenhang mit dem geschichtlichen Prozess aufzudecken.

Zur Erkenntniss dieses Zusammenhanges wird uns die Betrachtung folgender Thatsachen führen.

Die Art und Weise des Zusammenseins der heterogenen ethnischen Bestandtheile im Staate ist keineswegs eine regel- und gesetzlose: im Gegentheile befinden sich die verschiedenen ethnischen Bestandtheile eines Staates

---

der Juden eine solche Verbindung heterogener Stämme zur Eroberung und Herrschaft darstellen; in der Kaaba, dem Centralheiligthum der Araber, waren die Götzen aller herrschenden arabischen Stämme vertreten.

Digitized by Google

immer und überall, nach ihren Geſammtheiten und gruppenweiſe in einem ganz beſtimmten Verhältniſs zu einander, nämlich in dem Verhältniſs der Herrſchaft der einen über die anderen.[1] Dieſes Herrſchaftsverhältniſs iſt aber gleichzeitig auch immer ein Verhältniſs der Theilung der volkswirthſchaftlichen Arbeit unter die einzelnen Beſtandtheile.

Wenn wir nun den Gründen dieſer letzteren Erſcheinung nachgehen, ſo wird uns der erwähnte Zuſammenhang zwiſchen der ethniſchen Zuſammenſetzung der Staaten und dem Naturprozeſs der Geſchichte klar werden.

Sehen wir zunächſt von den ſogenannten Nationalſtaaten ab, von denen wir wiſſen, daſs eine allen ihren urſprünglich heterogenen Beſtandtheilen mehr oder weniger gemeinſam gewordene Cultur die frühere Heterogeneität derſelben verdeckt, ja theilweiſe ganz verwiſcht hat.

Wenden wir uns den Staaten mit »national gemiſchter« Bevölkerung zu. Hier finden wir überall die Thatſache, daſs ſich die heterogenen ethniſchen Beſtandtheile zu einander entweder in dem Verhältniſſe der Unter- und Ueberordnung der einen über die andern alſo im Herrſchaftsverhältniſs, oder daſs ſie ſich im Kampfe um die Herrſchaft oder endlich in dem Zuſtand mehr oder weniger momentanen Gleichgewichtes befinden, der durch irgend ein ſtaatsrechtliches Compromiſs erhalten wird. Dabei verſteht es ſich aber von ſelbſt, daſs von vollkommen gleichen Verhältniſſen nicht in zwei Staaten der Erde geredet werden kann: vielmehr ſtellt jeder Staat ein ganz eigenthümliches, individuelles Gepräge dar und es kann ebenſo

[1]) Ueber das Weſen des Staates vrgl. auſser unſere oben bereits citirten zwei Schriften noch: Rechtsſtaat und Socialiſmus Innsbruck 1880 und »Verwaltungslehre« Innsbruck 1882.

Digitized by Google

wenig zwei ganz gleiche Staaten geben, wie es überhaupt auf keinem Gebiete der Natur zwei ganz gleiche Individuen gibt.[1]) Ueberall entſcheidet die Beſchaffenheit der ethniſchen Beſtandtheile, die verſchiedenen Bedingungen in denen ſie ſich befinden, der verſchiedene Entwicklungsgang der gegebenen Herrſchaftsorganiſation, über Beſchaffenheit und Form der einzelnen Staaten-Individualität.[2]) Ueberall aber müſſen wir, wenn wir den geſchichtlichen Entwicklungsprozeſs eines gegebenen Staates ins Auge faſſen, anerkennen, daſs deſſen gegenwärtige Beſchaffenheit und Geſtalt, oder um es mit einem verſtändlichen Ausdruck zu bezeichnen, deſſen Verfaſſung, nur ein Moment eines nie ſtillſtehenden Entwicklungsprozeſſes darſtellt, einen Durchgangspunkt, zu dem der betreffende Staat durch eine unendlich lange Kette vergangener Herrſchaftsumwälzungen gelangte und von denen aus er einer unendlich langen Kette künftiger Herrſchaftsumwälzungen entgegeneilt. Viele Länder nun, gleichviel ob ſie ſogenannte ſelbſtändige Staaten oder Territorien und nur Theile von Staaten ſind, ſtellen uns in ihrer noch ganz offen daliegenden ethniſchen Schichtung dieſen fortwährenden Entwicklungsprozeſs dar, wo ein herrſchender

---

[1]) Vrgl. philoſophiſches Staatsecht § 14.

[2]) Aus dieſem Grunde betrachten wir es auch als eitle Scholaſtik, wenn ſich, wie das neuerdings geſchieht, Staatsrechtslehrer den Kopf darüber zerbrechen, was denn Oeſterreich eigentlich ſei: Bundesſtaat, Staatenbund, Staatenſtaat, Staatenreich, Einheitsſtaat, Zweiheitsſtaat und wie dieſe leeren Bezeichnungen alle lauten. Wir fragen, was wäre damit gewonnen wenn es auch gelänge, ein allgemeines Einverſtändniſs auf irgend welche dieſer Bezeichnungen zu erzielen? Oeſterreich würde nichts deſtoweniger keinem zweiten Bundesſtaat oder Staatenbund oder Staatenſtaat u. dgl. der ganzen Welt gleichen, es würde trotz der Annahme irgend einer dieſer Bezeichnungen doch nur Oeſterreich d. h. eine wie jeder andere Staat eigene und keiner andern ähnliche Staatindividualität bleiben.

Stamm von ehedem selbst wieder der beherrschte geworden ist.

So z. B. wurden die Angelsachsen, welche England eroberten und die daselbst angetroffenen Einwohner unterjochten, ihrerseits wieder von den Normannen besiegt und unterworfen, die angelsächsischen Herrscher von ehedem mussten sich der normannischen Herrschaft beugen. Ein ähnliches Verhältniss liegt in Britisch-Indien vor. Schon das alte Indien stellt uns eine Herrschaftsorganisation auf Grundlage heterogener ethnischer Schichtung dar — und über die oberste Schichte der dort Herrschenden befestigten die Engländer seit dem vorigen Jahrhundert wieder ihre Herrschaft. [1])

Wo nun eine gemeinsame Cultur, eine durch die Arbeit von Jahrhunderten errungene gemeinsame »Nationalität« das ursprüngliche ethnische Gefüge eines Volkes nicht verdeckt, da werden wir überall die sociale Schichtung der herrschenden Classen über mehr oder weniger abhängige und beherrschte finden. Aber auch da wo eine dauernde Herrschaftsorganisation einer socialen Gemeinschaft ein mehr einheitliches Gepräge aufdrückte, tritt uns eine Classenschichtung entgegen, die sich im Grossen und Ganzen durch erbliche Berufe und Beschäftigungen erhält, und die wir bei einigermassen eingehender historischer Analyse als mit einstigen, heterogenen ethnischen Gegensätzen zusammenhängend erkennen müssen. So finden wir in allen auch den national einheitlichsten Staaten Europas in deutlicher Unterscheidung die drei Classen des Adels, der Bürger und der Bauern und diese drei Gesellschaftskreise auf deren mehr oder weniger bedeutende Unterabtheilungen und Nuancirungen wir vorderhand nicht ein-

---

[1]) Weitere Beispiele für diese wechselnden Herrschaftsverhältnisse siehe weiter unten in dem Abschnitt V: »Geschichtliche Hinweisungen«.

Digitized by Google

gehen — ſind im groſsen Ganzen was ihre Angehörigen anbetrifft, durchaus gegeneinander abgeſchloſſen und erhalten ſich mehr weniger in dieſer Abgeſchloſſenheit durch Vererbung von Vermögen, Beruf und geſellſchaftlicher Stellung. Gegen dieſe Thatſache helfen keine Verfaſſungsparagraphen von gleichen Bürgerrechten die ſeit der franzöſiſchen Revolution in Europa Mode geworden ſind; und weit entfernt gegen dieſelbe zu ſprechen beſtätigen dieſe Thatſache vielmehr die ſeltenen, von aller Welt bewunderten und angeſtaunten Ausnahmsfälle, wenn es einmal ein Bauer zu hohen Ehren und Würden bringt oder einige bürgerliche Advocaten und Profeſſoren eine Miniſterbank garniren. Trotz jener Paragraphe und dieſer wenn auch noch ſo häufigen »Ausnahmen« bleibt die Gliederung der modernen europäiſchen Geſellſchaft in die drei Stände des Adels, der Bürger und Bauern und die zwiſchen denſelben beſtehenden ziemlich ſchroffen Abſtände eine wichtige ſociologiſche Thatſache.

Wenn wir nun aber auf die hiſtoriſchen Anfänge und Vorausſetzungen dieſer ſocialen Gliederung zurückgehen und denſelben nachforſchen, ſo finden wir überall die Thatſache der heterogenen ethniſchen Zuſammenſetzung des Volkes in Folge einer, urſprünglich von einem fremden Stamm, meiſt über Eingeborne, gegründeten Herrſchaft. Freilich laſſen ſich dieſe Verhältniſſe aus Mangel an glaubwürdigen hiſtoriſchen Zeugniſſen, noch mehr aber in Folge der Entſtellung der Thatſachen durch tendentiöſe Geſchichtſchreibung nicht überall mit derſelben Evidenz nachweiſen: wenn wir es uns jedoch einmal klar gemacht haben, daſs wir es bei dem ſocialen Naturprozeſs, wie bei jedem andern mit Erſcheinungen zu thun haben, die von ein- und denſelben Kräften und Strebungen hervorgebracht, überall nach denſelben Geſetzen verlaufen; dann werden uns geſchichtliche Lücken und tendentiöſe Entſtellungen der That-

ſachen bei einem oder dem andern Volke nicht irre machen. Was wir als Ausdruck und Bethätigung eines allgemein gültigen Geſetzes bei ſo und ſo vielen Völkern und Staaten erkannt haben werden, das werden wir ohne geſchichtlichen Nachweis oder trotz eines tendentiöſen Zeugniſſes keineswegs als Ausnahme von der Regel gelten laſſen. Vielmehr werden wir mit Hilfe der einmal erlangten Kenntniſs des naturgeſetzlichen und nothwendigen Vorganges auf dem Gebiete des ſocialen Naturprozeſſes: die geſchichtliche Lücke ausfüllen, das tendentiöſe Zeugniſs richtig ſtellen. Was nun die erwähnte Gliederung der europäiſchen Völker in drei Berufsſtände anbelangt, ſo beruht dieſelbe in Ländern von jüngerer Cultur, alſo im Oſten Europas noch ganz deutlich und klar erkennbar, auf einer ethniſchen Heterogeneität — dieſe drei groſsen, geſellſchaftlichen Kreiſe ſtellen in den Ländern des europäiſchen Oſtens noch ganz unläugbar beſondere »ſtammverwandtſchaftliche« Kreiſe dar. Den Mittelſtand, die handel- und gewerbetreibenden Städter bilden hier meiſt überall Deutſche, ſo in Ungarn, Polen, Ruſsland, auch in Böhmen noch ſichtbar, unter und über welchen ſich zwei Geſellſchaftsclaſſen befinden, die der Bauern und des Adels, die ſich von jeher als zwei beſondere Blutskreiſe fremd gegenüberſtanden.

In allen Culturländern des weſtlichen Europas iſt dieſe Congruenz der Berufsclaſſen mit ethniſcher Verſchiedenheit heute nicht mehr ſo ſichtbar — doch hat ſich auch da überall der adelige Groſsgrundbeſitz bis in unſere Tage von dem bäuerlichen Kleingrundbeſitz als vornehmer und beſſerer Blutskreis ferngehalten und was die Städte anbelangt, ſo lehrt uns die Geſchichte die ſtammfremden Anfänge und Gründungen derſelben. (Vrgl. unten V. Cap. 46.)

Nun wird man uns vielleicht entgegenhalten, daſs wir einzelne zufällige geſchichtliche Erſcheinungen ungerechtfertigter Weiſe zu Geſetzen verallgemeinern; daſs man aus

Digitized by Google

dem Umſtande, daſs in einigen Ländern die ſocialen Claſſengrenzen mit ethniſchen Unterſcheidungen zuſammenfallen, oder daſs uns in andern Ländern geſchichtliche Ueberlieferung einen ſtammfremden Urſprung einer ſocialen Claſſe bezeugt, daſs man daraus noch nicht folgern könne, daſs dieſe Congruenz etwa in der Natur der Sache begründet, daſs ſie naturnothwendig und naturgeſetzlich ſei. Darauf erwiedern wir, daſs dieſes letztere allerdings der Fall iſt da eingehende Betrachtung uns zur Erkenntniſs bringt, daſs dieſe hiſtoriſchen Thatſachen nur eine *nothwendige Conſequenz* aus der Natur der Dinge ſind, und daſs jenes Zuſammentreffen ethniſcher Unterſchiede mit ſocialen Berufsclaſſen in den Anfängen der Entwicklung keine zufällige, ſondern eine tief im Weſen der Sache wurzelnde Erſcheinung iſt, was wir in Folgendem zu erweiſen hoffen.

---

33. Die Raſſengegenſätze in den Berufsclaſſen.

Die Coincidenz der Berufsclaſſen- und Stände mit ethniſchen und Raſſenunterſchieden der Bevölkerung eines Staates iſt nämlich ein Ausfluſs des Umſtandes, daſs die den Staat conſtituirende Organiſation der Herrſchaft *nur zum Zwecke der volkswirthſchaftlichen Arbeitstheilung gewaltſam durchgeführt werden muſste.*

Sollte nämlich der Ackerbau einen gröſseren und lohnenderen Ertrag liefern, ſollte er ein frei und ſorgenlos anderen Beſchäftigungen oder der freien Muſse gewidmetes Leben ermöglichen: dann muſste die Benützung oder wie die Socialiſten es nennen »Ausbeutung *Vieler* durch Wenige« Platz greifen. Nun liegt es wie wir geſehen haben und wie wir das noch weiter unten erörtern werden, in der Natur der Menſchen, daſs, wo eine »Ausbeutung« anderer Menſchen Platz greifen muſs, dieſelbe immer ihre Opfer *auſserhalb ihres ſyngenetiſchen Kreiſes*

Digitized by Google

ſucht. Es iſt das eine der vielen Aeuſserungen des Princips das wir Syngeniſmus [1]) nennen und welches als ſtets wirkſame Triebfeder menſchlicher Handlungen ſowohl hinter den Couliſſen der Geſchichte, wie des täglichen Lebens ſich bethätigt. Muſsten einmal zum Zwecke einer lohnenden und reichlicheren Ertragserzielung aus dem Ackerbau, Menſchen als Arbeitsvieh benutzt werden (und dieſe Nothwendigkeit ſtellte ſich auf einer der erſten Entwicklungsſtufen der Menſchheit bald heraus) muſsten einmal Menſchen in groſsen Maſſen zu dieſem Zwecke »*ausgebeutet*« werden (und dieſe ſeiner Zeit *neue* und nicht gerade unrichtige wirthſchaftliche Idee konnte nur einer begabten Minorität aufdämmern) ſo konnte es nach dem Princip des Syngeniſmus gar keinem Zweifel unterliegen, daſs zu dieſem Ausbeutungsobjecte ein *fremder* Stamm, irgend welche *fremde* Bevölkerung auserwählt werden muſste. *Das* iſt der tiefere *in der Natur der Sache* liegende Grund warum überall wo eine höhere Stufe landwirthſchaftlicher Entwicklung erreicht wird, uns gleichzeitig die zwei *ethniſch-heterogenen* Berufsclaſſen der *Bauern* und *Herren* entgegentreten.

In engem Zuſammenhange mit den obigen Verhältniſſen ſteht aber die Thatſache, daſs auch der europäiſche Mittelſtand, der Stand der Handel- und Gewerbetreibenden ſich urſprünglich ebenfalls aus Elementen recrutirte, die weder mit dem Herren- noch mit dem Bauernſtande ethniſch verwandt waren — alſo aus *fremden* Elementen. Denn die Bauern waren ja an die Scholle gebunden; ſie waren Eigenthum der *Herren*, welche gewiſs eiferſüchtig über ihr lebendes Inventar wachten, das doch ein Theil ihres Vermögens war. Der Bauer alſo muſste bei ſeinem oder vielmehr bei ſeines Herren *Acker* verbleiben; durfte den-

[1]) Vrgl. unteu S. 240 u. ff.

selben und die auf demselben dem Herrn zu leistenden Dienste nicht verlassen. Nun werden aber die Herren durch die Arbeit der Bauern mächtig und vermögend und daher consumtionsfähig; es konnte also nicht fehlen, dass sie ihre über das tägliche Brod hinauswachsenden Bedürfnisse auch befriedigen wollten; diese Befriedigung konnte ihnen zuerst nur durch den fremden Kaufmann werden der die Erzeugnisse anderer Zonen ihnen zuführte. Zeigte sich eine Aussicht auf ein dauerndes Geschäft, schien die herrschende Classe ein stets zahlungsfähiger Consument zu sein — dann schritt die fremde, auswärtige Handelswelt zu stabilen Colonien und Ansiedlungen die natürlich unter dem Schutze der herrschenden Classen, deren Bedürfnissen sie entgegenkam, sich vollzogen. Das war überall in Europa der Anfang des Handels und der Gewerbe; allerdings setzte sich an diese fremden Keime der Handels- und Gewerbeclassen mit der Zeit einheimisches Bevölkerungselement an, das sich theils aus dem Landvolk, theils aus den herrschenden Classen recrutirte: aber diese allerseits hinzuschiessenden Elemente die in's städtische Leben übergingen nahmen vorwiegend überall das Gepräge ihres neuen Berufes an, gaben mit ihren verlassenen Lebensstellungen auch ihre früheren Sitten und Gebräuche auf und amalgamirten sich geistig und sittlich mit der — Mittelclasse, mit dem Stande der Handels- und Gewerbsleute. Auf diese Weise bildete sich im Grossen Ganzen überall in Europa zwischen den geschiedenen Blutskreisen der Landbevölkerung und des Adels der für sich wieder gesonderte Blutskreis des Mittelstandes, der städtischen Bürger. Und diese sociale Gesondertheit ist gerade so recht der Boden auf dem Handel insbesondere gerne gedeiht.

Denn seinem innersten Wesen und auch wie wir gesehen haben seinem geschichtlichen Ursprunge nach ist der Handel eine Ausbeutung der Fremden und als solche ist

Digitized by Google

er immer mit Vorliebe gegen ein heterogenes ethnifches oder fociales Element, gegen eine neue fremde Raffe gerichtet. Denn urfprünglich war aller Handel vorwiegend ein auswärtiger, und auch heutzutage hat der gröfsere Handel immer die Tendenz ein auswärtiger zu werden. Die Auswärtigkeit ift eigentlich der letzte Zielpunkt, die Krone alles Handels — weil er eben feit jeher immer die Tendenz hat die Fremden, das Ausland auszubeuten. Diefen Character und diefe Tendenz hatte der Handel im Alterthume wie heutzutage immer und überall. Man denke nur an den Handel den feit den älteften Zeiten Culturvölker mit Naturvölkern führen — man denke daran wie diefer Handel betrieben wird ohne die beiderfeitigen Parteien focial einander näher zu bringen; man denke an jenen Vorgang, wo die Kaufleute des handeltreibenden Volkes an den Küften und Grenzftrichen wilder Naturvölker ihre Waaren niederlegen und fich entfernen und wie dann diefe Wilden, die jede Annäherung an die Fremden fcheuen, die verlaffenen Waaren in Empfang nehmen und ihre Gegenwerthe an derfelden Stelle zurücklaffen. Jede der beiden Partien betrachtet die andere als die übervortheilte und ausgebeutete, wobei aber das Bewufstfein, dafs es Fremde find die man ausbeutet, jede Gewiffensregung zum Schweigen bringt. Ein folcher Handel ift urfprünglich im Kreife eines Stammes, einer ftammverwandten Gruppe gar nicht möglich. Freilich begünftigt auch der Umftand des Befitzes der verfchiedenartigen Artikel, welche die verfchiedenartigen Bedürfniffe entfernter Völkerfchaften befriedigen den Eintritt der Handelsbeziehungen. Aber diefe natürliche Thatfache trifft merkwürdig zufammen mit dem zweiten, den Handel fo fehr begünftigenden Umftande, dafs es immer Fremde find, von denen man einen Gewinn zieht, der ohne Zweifel in den Augen jeder Partei als ein unredlicher, und nur

Digitized by Google

den Fremden gegenüber erlaubter erscheint. Und spielt sich denn dieser characteristische Zug des Handels nicht auch im auswärtigem Handel des heutigen Europa mit uncultivirten Völkern z. B. Afrikas oder Ostasiens ab? Ist es nicht im Grunde immer eine Ausbeutung der Unwissenheit jener Völker die da so schwunghaft betrieben wird. Ja, und ist diese Ausbeutung noch obendrein nicht eine im höchsten Grade gewissenlose, wenn jenen Völkern für die Erzeugnisse ihrer gesegneten Länder Artikel in Tausch hintangegeben werden, an deren giftigen und mörderischen Eigenschaften sie zu Grunde gehen? (geistige Getränke.) Und was beschwichtiget das Gewissen der Europäer bei diesem höchst unredlichen Handel? doch offenbar nur der Gedanke, dass es nur »Wilde«, nur Asiaten und Afrikaner sind, an denen man so handelt. So liegt denn in der Natur des Handels ein Zug zur Ausbeutung der Fremden und dieser ist es, der uns die immer und überall vorkommende ethnische Verschiedenheit des Handelsstandes erklärt. Aber ebenso wie die Hauptberufsclassen der Staaten, der Herren- oder Kriegerstand, der Bauernstand und der Handelstand ursprünglich sich überall aus heterogenen ethnischen Elementen bildeten: ebenso sehen wir in den später in den Staaten entstehenden Berufsclassen immer eine Tendenz zur kastenmäsigen Abschliesung, d. h. zur Rassenbildung. Auch heutzutage ist das tägliche Leben reich an Beispielen für diese Behauptung; aber gewiss in viel höherem Grade und erfolgreicher trat diese Tendenz zur Kasten- und Rassenbildung in den Berufsclassen früherer Jahrhunderte hervor. Und diese Beispiele wo sich notorisch neu gebildete und entstandene Berufsclassen zu Kasten abschlossen, haben eben dazu verleitet auch die drei Hauptberufsclassen des Staates wo sie sich als ethnisch-heterogene Kreise darstellten als ursprünglich geeinigte und erst später getrennte sociale Schichten aufzufassen.

Digitized by Google

Auf diese Weise entstand die gewöhnliche Ansicht, die sich die Entstehung dieser Hauptberufsclassen auf eine ganz hausbackene Weise durch das Bedürfniss nach Arbeitstheilung, dem die Menschen in zweckmässiger Weise durch freiwillige Ergreifung verschiedener Berufe entgegenkamen erklärt. Auch die grössten Denker kamen über diese wirklich naive Erklärung nicht hinaus. »Bei der Vermehrung der Menschen, so ungefähr lautet diese Argumentation, stellte sich das Bedürfniss nach Theilung der Arbeit heraus; nun wurden die einen Bauern, die Andern Handels- und Gewerbetreibende und die dritten wurden Herren.« [1]) Es liegt ein beneidenswerther Optimismus in solchen Erklärungen die sich diese Berufsclassentheilung als ein Werk friedlicher Uebereinkunft, als eine Art contrat social vorstellen. Man unterläst dabei ganz, sich die Frage zu beantworten, wie denn die Mehrheit der Menschen in jenen frühen Jahrtausenden zu der philantropischen Resignation käme, sich freiwillig mit schweren Berufszweigen zu belasten, und bequemere, angenehmere Berufszweige andern zu überlassen. Wer würde heute z. B. bei einer solchen freien Uebereinkunft für sich den Beruf eines Sklaven übernehmen, oder auch den eines Gewerbetreibenden um Andern die Rolle von Herren zu überlassen? Und geschieht etwa heute die Berufswahl in vollkommener Freiheit? Ist es etwa in unserem »freien« Jahrhundert ein Act freien Entschlusses? Nein, auch heute möchte so mancher Bauer, wenn schon nicht selbst es werden wollen, doch wenigstens seinen Sohn lieber zum Minister oder

---

[1]) Dieser Gedanke begegnet uns in unzähligen Variationen bei Historikern, Philosophen, Ethnografen und Sociologen. Auch ein so nüchterner Beobachter wie Lotze wiederholt ihn in folgenden Worten: ». . die engere Zusammendrängung der Völker, der Uebergang zum sesshaften Leben entwickelte neue Bedürfnisse und verlangte neue Arbeiten die zu andern geselligen Ordnungen führten« Mikrokosmos III 251.

wenigſtens zum Groſsgrundbeſitzer beſtimmen? Iſt ihm das möglich, iſt ſein Wunſch realiſirbar? Darauf hören wir die Antwort: heute wäre es allerdings anders; heute hätten ſich gewiſſe Verhältniſſe herausgebildet, die den Einzelnen zwingend umgeben und deren eiſerne Schranken es nur ſeltenen Ausnahmen zu durchbrechen gelingt. Nun, man tröſte ſich — in dieſer Beziehung iſt die Gegenwart nicht ſchlimmer, ja vielleicht gar etwas beſſer als die früheſte Vergangenheit. Was ſich da auf ſocialem Gebiet abſpielt, dieſe »zwingenden Verhältniſſe« die den Einzelnen bei ſeiner Geburt erfaſſen und bis zum Grabe geleiten, ſie ſind nur der Ausdruck, die Aeuſserung eines jener ſocialen Naturgeſetze, die nur die Form ändern, deren Weſen ſich ſeit Jahrtauſenden nicht änderte. Mögen uns dieſe zwingenden Verhältniſſe heute als Standes- und Claſſenverhältniſſe- und Schranken entgegentreten, einſt waren es Stammesverhältniſſe- und Schranken — die Form hat ſich vielleicht geändert, der Kern blieb derſelbe. Heutzutage erſcheint uns der Zwang, der den Einzelnen im Groſsen und Ganzen in ſeiner ſocialen Sphäre feſthält nicht als ein phyſiſcher, auch nicht als rechtlicher — wir nennen ihn einen »geſellſchaftlichen« Zwang — die Sache iſt dieſelbe. Nie und nimmer hat ſich die ſogenannte ſociale »Arbeitstheilung«, die Scheidung der Berufszweige freiwillig vollzogen. Immer und überall waren es theils phiſiſcher Zwang, theils natürliche, zwingende Verhältniſſe, die dieſe ſociale Arbeits- und Berufstheilung herbeiführten. Gewalt oder Liſt brachten ſie zu Wege — ſonſt würde ſie heute noch nicht exiſtiren. Kein Menſch würde je ſich freiwillig dazu entſchlieſsen für einen »Herrn« Sklavendienſt zu leiſten; kein Volk würde je, ohne daſs es überliſtet wurde, ſich von einem fremden handeltreibenden Volke »ausbeuten« laſſen. Freiwillig und nicht überliſtet — würden ſie alle lieber die »Entwicklung

der Menſchheit« auf ihrer erſten primitivſten Stufe feſtgebannt haben — Zwang und Liſt muſste angewendet werden, ward naturgeſetzlich und naturnothwendig angewendet, um dieſer Entwicklung immer weiter Bahn zu brechen. Und das iſt noch der einzige ſchöne Zug in der menſchlichen Natur daſs dieſer »ausbeutende« Zwang immer nur gegen Fremde geübt ward — fremde Stämme unterjochte man und zwang ſie zur Sklavenarbeit — fremde Stämme beutete man durch Handel und Gewerbefleiſs aus. So ruhen denn im Hintergrunde dieſer ganzen Menſchheitsentwicklung ſo zu ſagen naturgeſetzliche Triebfedern, die, durch die nothwendige Vorausſetzung der Vielheit blutsfremder urſprünglicher Menſchengruppen, mit ihren unſichtbaren Faſern in dem Geheimniſs der Schöpfung wurzeln.

---

34. Herrſchafts-Gewinnung, Ordnung und Erhaltung.

Was die heterogenen ethniſchen Elemente von Uranfang an, und die heterogenen ſocialen Beſtandtheile, in der weiteren Entwicklung der Geſchichte zuſammenführt, was ſie aufeinander anweiſt und bezieht und auf dieſe Weiſe den ſocialen Naturprozeſs in Bewegung ſetzt: das iſt, wie wir geſehen haben, die ewige Ausbeutungs- und Herrſchſucht der Stärkeren und Ueberlegeneren. Der Raſſenkampf um Herrſchaft in allen ſeinen Formen, in den offenen und gewaltthätigen, wie in den latenten und friedlichen, iſt daher das eigentlich treibende Princip, die bewegende Kraft der Geſchichte. Die Herrſchaft ſelbſt aber iſt das Pivôt an dem alle die Vorgänge des Geſchichtsprozeſſes hängen, die Achſe um die ſie ſich drehen. Denn ſociale Amalgamirungen, Cultur, Nationalität, und alle die höchſten Erſcheinungen der Geſchichte, ſie

Digitized by Google

treten nur zu Tage in Folge und durch das Mittel von Herrschaftsorganisationen.

Wollen wir daher alle diese Erscheinungen so zu sagen von hinter den Coulissen betrachten, ihre innere Struktur und Entstehung kennen lernen, so müssen wir das Wesen der Herrschaft, die Modalitäten ihrer Begründung, ihrer Ordnung und Einrichtnng, endlich ihrer Erhaltung in's Auge fassen.

Jede Herrschaft ist immer das Resultat eines Krieges — denn jeder Krieg, wenn er nicht ein bloſser Raubzug ist, hat den Zweck, dauernde Herrschaft zu begründen. [1]) In der Herrschaft gelangen die Kräfte des Krieges zum Gleichgewicht, indem die Sieger Herrscher bleiben und die Besiegten vom kriegerischen Widerstand ablassen. Aber der Kampf, das Essentielle des Krieges, hat in der Herrschaft nur die Form des Krieges abgelegt um latent zu werden — und dieser latente Zustand des Kampfes ist es der zwischen Herrschenden und Beherrschten eine ewige Spannung der Kräfte erhält, die in Ruhe und Gleichgewicht zu erhalten, die höchste Kunst jeder Regierung ist.

Nun liegt es im Wesen jeder Herrschaft, daſs sie nur von einer Minderheit geübt werden kann. Die Herrschaft einer Mehrheit über eine Minderheit ist undenkbar, weil ein Widersinn. Ebenso wie es in der Natur der Sache liegt, daſs eine Pyramide auf einer breiten Basis ruhen muſs, von der sie immer sich verengernd zur Spite sich erhebt, und wie es ein Ding der Unmöglichkeit wäre eine Pyramide auf die Spitze zu stellen und die Basis in der

---

[1]) Auch der Raubzug begründet eine Herrschaft doch nur über die geraubten Personen und Sachen. Der Krieg bezweckt dagegen eine dauernde Abhängigkeit der besiegten Menschengruppe, des besiegten Volkes.

Luft ſchweben zu laſſen: ebenſo liegt es in der Natur der Herrſchaft, daſs ſie nur beſtehen kann als eine Machtübung einer Minderheit über eine Mehrheit. Dieſe Natur ſchöpft die Herrſchaft aus der Natur der Menſchen — daher iſt ſie überall die gleiche und waren und ſind immer und überall die Herrſchaften nach denſelben Prinzipien organiſirt.

In dieſer ihrer Modalität zeigt ſich auch die innere weſentliche Verwandtſchaft der Herrſchaft mit dem Kriege. Denn auch der Krieg kann ſeiner Natur nach nur unter Anführung eines Einzelnen oder ſehr Weniger unternommen werden; und dieſem dringenden Gebote ſeiner Natur unterliegen die Kriegszüge immer und überall auch bei den wildeſten Horden — ja ſogar bei den Thieren. Wie aber die Herrſchaft nur das Reſultat eines Krieges ſein kann, ein weiteres Stadium und friedlicher Schluſs desſelben, ſo geht meiſt die Organiſation des Krieges unmittelbar in die Organiſation der Herrſchaft über. Daraus erklärt ſich das gleiche Vorkommen der Einherrſchaft, welche Namen und Formen ſie auch hat, und der Herrſchaftshierarchie, in allen Zeiten und bei allen Völkern.

Nun hat es oft Lehrmeinungen gegeben, daſs die Herrſchaft nicht durchaus mittelſt des Krieges und kriegsähnlicher Organiſation einer Minderheit gegenüber einer Mehrheit, ſondern auch durch freiwillige Uebereinkunft zwiſchen den Mitgliedern eines Gemeinweſens begründet werden könnte — ja, und was noch mehr, man wollte ſogar aus der Geſchichte Thatſachen zur Unterſtützung dieſer Meinung beigebracht haben. Als auf eine eclatante Thatſache berief man ſich insbeſondere auf die Gründung der Nordamerikaniſchen Staaten. Dieſe Meinungen ſind eben ſo falſch wie die angeführten Thatſachen; bleiben wir um dieſelben noch einmal zu widerlegen bei der Gründung der Nordamerikaniſchen Union. Sehen wir ganz davon

Digitized by Google

ab, daſs die europäiſchen Einwanderer die amerikaniſchen Völkerſchaften ſyſtematiſch ausbeuteten um ſich im neuen Lande Subſiſtenzmittel zu verſchaffen; ſehen wir davon ab, daſs, als ſich die amerikaniſchen Völkerſchaften zur ſtabilen Beherrſchung nicht eigneten, ſie von den Europäern verdrängt und ausgerottet wurden; ſehen wir endlich davon ab, daſs man, in Folge deſſen um eine arbeitende Bevölkerung zu haben (als Baſis der Pyramide) ſeit 1620 ſich Negerſklaven aus Afrika importiren muſste. Betrachten wir nur unter welchen Modalitäten denn die Coloniſation und Beſiedlung des neuen Continent's durch die Europäer vor ſich gieng?

Die Europäer übertrugen einfach ihre heimiſchen Herrſchafts-Organiſationen auf den neuen Continent; ſie kamen bereits hin als Befehlende und Abhängige, als Herrſchende und Beherrſchte — und nur auf dieſe Weiſe konntèn ſie dort eine dauernde Herrſchaft gründen. Ja! die Formen in denen ſie dort die neuen Herrſchaften gründeten unterſchieden ſich im Weſen gar nicht von denjenigen in denen überhaupt bei Eroberungen und Landnahmen Herrſchaft begründet wurde [1]) und in denen einige Jahrhunderte früher die Normanen ihre Herrſchaft in England gründeten — nur daſs die neuen Herrſchaftsbegründer in Amerika ſich ihre Untergebenen nicht mit dem Degen in der Hand erſt unterwarfen, ſondern dieſelben als bereits kraft der heimiſchen Herrſchaftsorganiſation von ihnen Abhängige, und zwar als Schuldner, mit hinüber brachten und daſs ſtatt der mittelalterlichen Ritter mächtige Kaufherren nnd Verwaltungsräthe der von den engliſchen Königen conceſſionirten Geſellſchaften an der Spitze dieſer Herrſchaftsorganiſation ſtanden.

Hören wir z. B. wie Friedrich Ratzel dieſe erſte

---

[1]) Vrgl. »Rechtsſtaat und Socialiſmus« §§. 12—30.

Herrſchaftsbegründung und Organiſation in Amerika ſchildert: »Die Conceſſion für Ausbeutung und Beſiedlung Virginiens erhielt eine Londoner Geſellſchaft, an deren Spitze unter anderen der bekannte Geograph Richard Hakluyt ſtand . . . Dieſe Conceſſion ſchuf übrigens weiter nichts als eine Geſellſchaft für Handel, Pflanzung und Fiſcherei, die das Land das ſie in Beſitz nahm, vom König zu Lehen hatte, der ein Director und ein Rath der Actionäre in London und ein Präſident nebſt Rath am Ort der Anſiedlung vorſtand und welche vollkommen freie Hand hatte in allem, was nicht den Geſetzen des Mutterlandes widerſprach; ſie hatte das Recht alle Unterthanen des Königs, die auswandern wollten, als Anſiedler aufzunehmen und dieſelben ſollten derſelben Freiheiten ſich erfreuen wie die Engländer des Mutterlandes; ſchwere Vergehen durften nicht an Ort und Stelle ſondern mußten in England abgeurtheilt werden; aber die politiſchen Rechte waren den Anſiedlern vorenthalten, ſie hatten keinen Einfluſs auf die Zuſammenſetzung weder des Colonial- noch des obern Rathes . . . Auch zahlreiche weiſse Einwanderer kamen nach Virginien, welche nicht die Mittel hatten, ihre Ueberfahrt zu zahlen und daher bis zur Tilgung der für dieſelbe eingegangenen Schuld in einer zeitlichen, der Sklaverei übrigens ſehr ähnlichen Gebundenheit (indented servants nannte man ſie) für einen Herrn arbeiten muſsten und es geſchah auf dieſe Weiſe, daſs eine ſtarke Arbeiterbevölkerung ſich in der Colonie anſammelte, aus welcher verhältniſsmäſsig wenig gröſsere Landbeſitzer ſich hervorhoben. Unter dieſen letzteren waren jüngere Angehörige engliſcher Adelshäuſer nicht ſelten und der reiche Pflanzer der auf ſeiner weiten Domäne ſaſs, wo er nur Diener und Sklaven um ſich ſah, während Tagreiſen ihn von ſeinesgleichen

Digitized by Google

trennten, faſt ſelbſtverſtändlich Vertreter in der Legislatur, Friedensrichter, Führer der Miliz ſeines Bezirkes wurde das Ebenbild des altengliſchen Squire.« [1])

Wir ſehen alſo wie die Natur der Herrſchaft ſich immer gleich bleibt und wie die letztere, in welch verſchiedenen Formen ſie auch gewonnen, erworben und begründet wird, im weſentlichen immer und überall diejenige Geſtalt und Organiſation erlangt, die ihrem innerſten Weſen entſprechend iſt.

Anders wie ſie hier geſchildert iſt, konnte auch bei gewaltſamer Eroberung und Landnahme keine Herrſchaft ſich geſtalten, und welche »conſtitutionellen« und »republikaniſchen« Formen auch die nordamerikaniſchen Gemeinweſen ſpäter annahmen, es wäre naiv zu glauben, daſs unter dieſen Formen das Weſen der Herrſchaft ſich je und bis heutzutage im mindeſten änderte.

Aus dieſem überall gleichen Weſen der Herrſchaft als einer Abhängigkeit Vieler von Wenigen erklärt ſich die im Princip und in den Grundzügen überall gleiche Art und Weiſe der Einrichtung, die Organiſation derſelben. Ueberall nämlich erfordert es die Natur der Sache, daſs zwiſchen den oberſten Wenigen und der unterſten Maſſe ſich eine Mittelſchichte ſolcher herausbildet die im Intereſſe der Oberſten, die Unterſten in den Cadres der Organiſation feſthalten und nach oben und unten vermittelnd die kräftigſte Stütze des ganzen Baues werden. Möge ſich ein ſolcher »Mittelſtand« auf welche Art und Weiſe immer nach wechſelnden Verhältniſſen und Umſtänden herausbilden, aus inneren oder äuſseren Elementen, aus einheimiſchen oder heterogenen, in welch letzterem Falle er ſich oft in mehrere Stände und Berufe criſtalliſirt, immer wird er dieſelbe für die ganze Organiſation heilſame Aufgabe

[1]) Ratzel, Amerika II 53.

Digitized by Google

erfüllen; der Mangel aber dieser heilsamen Zwischenbildung würde sich durch häufige Erschütterungen, durch eine gewisse Gebrechlichkeit und Gefährlichkeit des ganzen Baues kundgeben und oft den allzufrühen Zusammensturz desselben verschulden.

Denn der schwächste Punkt jeder Organisation der Herrschaft besteht eben darin, daſs der nothwendige Gegensatz zwischen Herrschenden und Beherrschten auch abgesehen von jedem coincidirenden ethnischen, wirthschaftlichen, intellectuellen, sittlichen oder sonst welchen Gegensatz sehr leicht zu jeder Zeit den Krieg, dem die Herrschaft seinerzeit ein Ende machte, wieder entzündet und die ganze Herrschaftsorganisation wieder in Frage stellt.

Diese in der Natur der Sache liegende und sie stets bedrohende Gefahr ist den Herrschenden instinctiv immer mehr oder weniger bekannt und dieses instinctive Gefühl der drohenden Gefahr führt die Herrschenden immer und überall zu einer so zu sagen reflexiven Handlungsweise, welche dieser Gefahr vorzubeugen bestimmt ist und die den Inhalt all und jeder Regierungspolitik der herrschenden Minorität gegenüber der beherrschten Majorität bildet.

So wie aber diese ganze Handlungsweise und die Gesammtheit der zu derselben gehörenden Maſsregeln im Groſsen und Ganzen reflexivisch erfolgt, d. h. in der Art von Reflexivbewegungen, so ist es klar, daſs dieselbe uns immer und überall ein und denselben eigenartigen Naturprozeſs darstellt, der den Gegenstand eines besonderen Theiles der Staatswissenschaft und zwar die Verwaltungswissenschaft bildet. In diesem Sinne haben wir das Wesen und den Character dieses Theiles des groſsen socialen Naturprozesses in einem besonderen Buche darzustellen uns bemüht auf das wir hier nur verweisen,[1]) indem wir uns begnügen

[1]) S. unsere »Verwaltungslehre etc.« Innsbruck, Wagner 1882.

Digitized by Google

zur Characterisirung der Tendenz dieser »Verwaltung« einiges hervorzuheben, was ihren Zusammenhang mit dem grossen socialen Naturprozess in besseres Licht setzen soll.

Wenn man häufig den Satz wiederholt, dass jede Herrschaft durch dieselben Mittel erhalten wird, durch die sie gegründet wurde so ist daran so viel richtig, dass keine Herrschaft ihre wahre Abstammung, die Gewalt, verläugnen darf und dass sie durch fortwährende Pflege uud Aufrechthaltung und eventuell Geltendmachung ihrer Macht dieser ihrer Herkunft und ihrem Ursprunge immer treu bleiben muss. Andererseits aber besagt obiger Satz zu wenig in so ferne die Anwendung bloss materieller Gewalt keineswegs hinreicht eine gewonnene Herrschaft auch zu erhalten und dazu vielmehr ein System von Massregeln und die Entwicklung einer Thätigkeit erforderlich ist von der bei der Gründung der Herrschaft nicht die Rede sein konnte. Und damit werden wir bei dem Punkte angelangt sein, wo der Strom jeder einzelnen Herrschaftsentwicklung durch das von ihm hervorgebrachte ihm eigenthümliche Culturgebiet hindurchfliessend in das Meer der Geschichte mündet.

Die Tendenz nämlich jener Massregeln und Thätigkeit der die Herrschaft Uebenden geht ganz reflexivisch dahin, den ursprünglichen ethnischen Gegensatz zwischen ihnen und den Beherrschten zu mindern und dadurch jene ewige Gefahr des wiederausbrechenden Krieges zu beseitigen. Am handgreiflichsten und erkennbarsten tritt aber dieser Gegensatz in der Verschiedenheit der Sprache auf. Die Sieger sprechen eine andere als die Besiegten. Diese Verschiedenheit muss weichen, wenn die Last der Herrschaft nicht unnöthigerweise durch den auf jedem Schritt und Tritt sich entgegendrängenden ethnischen Gegensatz noch vergrössert und verbittert werden soll. Eine der Sprachen muss der andern den Platz räumen und Herrscher und Be-

herrſchte müſſen im Intereſſe der erſteren in einer Sprache verkehren, und durch die Gemeinſamkeit der Sprache verbunden werden. Welche Sprache ſiegt nun ob? die der herrſchenden Minderheit oder die der beherrſchten Mehrheit? Nach vielen Beiſpielen zu urtheilen, ſcheint das Letztere der Fall zu ſein. So haben um nur einige Fälle zu citiren die erobernden Warägen die Sprache des unterjochten ruſſiſchen Volkes; die erobernden germaniſchen Longobarden die des unterjochten italieniſchen Volkes; die erobernden Normanen zuerſt die Sprache der unterjochten Franzoſen, ſodann die der unterjochten Angelſachſen angenommen. Dieſer Vorgang iſt auch ſonſt am leichteſten zu erklären. Denn erſtens iſt es begreiflich, daſs die Minorität die Sprache der Majorität annimmt insbeſondere da die Organiſation der Herrſchaft es mit ſich bringt, daſs die einzelnen Familien aus der herrſchenden Klaſſe im täglichen Leben räumlich weit von einander entfernt in ſtetem Contact und in der Umgebung ihrer andersſprachigen Untergebenen ſich befinden, und daſs ſie auf dieſe Weiſe in ihrer angeſtammten Sprache wenig, in derjenigen ihrer Untergebenen viel verkehren. So geräth langſam die angeſtammte Sprache der herrſchenden Minorität außer Uebung und in Vergeſſenheit und die Sprache der beherrſchten Majorität ſiegt ob. Und noch ein zweiter Grund trägt dazu bei. Die Herrſchenden kennen nur ein Intereſſe — das der Erhaltung ihrer Herrſchaft. Dieſes geht ihnen über alles. Daſs ſie practiſche, geiſtig überlegene Leute ſind, das bewieſen ſie durch die That. Sie kennen in der Politik keine Sentimentalität; die überlaſſen ſie den Beherrſchten und haben an derſelben ihre Freude. Sprache iſt ihnen nur ein Mittel der Verſtändigung — ſie erlernten leicht die Sprache des unterjochten Volkes und ihrer geiſtigen Ueberlegenheit kommt es auf die Formen des Ausdrucks in denen ſie ſich offenbart, nicht an. Die

Digitized by Google

practifchen Intereffen alfo des täglichen Lebens und das Intereffe der Herrfchaft einerfeits; eine überlegene nonchalance die das Gefühlsmoment der Anhänglichkeit an die angeftammte Sprache überwindet — führen zur Annahme der Sprache der beherrfchten Majorität.

Es gibt aber auch Beifpiele des umgekehrten Vorganges, wo eine fiegreiche Minorität der unterworfenen Majorität ihre Sprache aufoctroyirte.

Ebenfo inftinctiv und reflexivifch wie die Befeitigung der Verfchiedenheit der Sprache, erfolgt, wenn auch in längerem auf zäheren Widerftand ftofsenden Prozeffe die Befeitigung der Verfchiedenheit der Religion.

Während der Menfch an der Sprache feiner Gemeinfchaft als an etwas Liebgewordenem hängt, woran ihn nur das Gefühlsmoment der Anhänglichkeit fefthält: ift es mit den angeftammten Religionsvorftellungen fchon etwas ganz anders. Das Fefthalten an der Religion wird durch Momente der Furcht und des Aberglaubens unterftützt. Den Abfall von den angeftammten Göttern betrachtet man als fchwere Verfündigung die nicht ohne Strafe bleiben kann. Gegen die neuen Götter hegt man tiefes Mifstrauen. Da geht nun die Verfchmelzung fchwerer vor fich. Doch ift auch hier die herrfchende Minorität zu Compromiffen geneigter,[1]) läfst auch wohl dem unterworfenen Volke feine

[1]) Diefen gefunden Herrfchaftsinftinct findet man nicht nur bei Herrfchenden unter Culturvölkern, fondern auch unter Halbwilden. So erzählt Holub von dem König des Bakwenaftammes Sefehele: Derfelbe wurde in feiner Jugendzeit Chrift, »als er aber bemerkte, dafs die Mehrzahl feines Stammes am Heidenthum hielt, fein Bruder Khofilintfchi von dem Volke fehr geachtet wurde und durch feine (Sefcheles) Bekehrung die von ihm aufgegebenen heidnifchen Gebräuche, deren Leitung dem jeweiligen Könige zufielen und mit dem Genufs der erften Feldfrüchte und der Regenmacherei etc. verbunden waren, nunmehr von feinem Bruder geleitet und vollftrekt wurden und diefer in der Gunft des Volkes

Götter als untergeordnete Mächte und begnügt sich mit der Proclamirung der eigenen als der oberen und mächtigeren. So entsteht denn langsam eine gemeinsame Religion in der man noch lange die ursprünglichen Elemente unterscheiden kann. Und auch die mit den religiösen Vorstellungen in Verbindung stehenden Sitten und Gebräuche vermischen sich zu einem gemeinsamen Complex. Das Ende aber dieses Prozesses ist meist das Schwinden der Verschiedenheit der Religion zwischen Herrschenden und Beherrschten und nur da wo dieß erfolgt, können die ersteren ihre Herrschaft auch an die festen Pfeiler der Religion anlehnen — was immer für jede Herrschaft ein mächtiges Element der Erhaltung, eine starke Gewähr des Bestandes bildet.

Die Gemeinsamkeit dieser zwei Momente, der Sprache und der Religion, ist die unerläßlichste Vorbedingung jedes weitern gedeihlichen Ausbaues und immer größerer Befestigung der Herrschaft — erst auf diesen Grundlagen können ein einheitliches Recht, eine gewisse Gemeinsamkeit wirthschaftlicher, politischer und nationaler Interessen sich entwickeln und die ursprünglichen heterogenen ethnischen Elemente die sich in dem Gegensatz von Herrschenden und Beherrschten fortsetzten, sich in eine bis zu einem gewissen Punkte nicht nur scheinbare Einheit verwandeln, die als solche ihre in der Natur der menschlichen Gemeinschaften tief wurzelnden Bedürfnisse der kriegerischen und ausbeutenden Bewegung nach auswärts auf Kosten anderer ähnlicher und auch ähnlich zu Stande gekommener Einheiten zu befriedigen sucht.

---

stieg, entschloss sich Seschele wohl bis zu einem gewissen Punkte, so z. B. den Besuch der Kirche, der Taufe seiner Kinder u. s. w. Christ zu bleiben sonst aber, soweit dies mit seiner Macht als Herrscher zusammenhieng, die heidnischen Gebräuche auszuüben und theilweise auch zu leiten.» (Afrika I 405.)

Damit will offenbar nicht gesagt sein, dass mit der Beseitigung dieser zwei wichtigsten trennenden Momente, mit der Herstellung politischer, sprachlicher und religiöser Einheit jene Gefahr der innern Kriegsausbrüche und Erschütterungen für immer beseitigt ist; es bleiben der trennenden Gegensätze zwischen Herrschenden und Beherrschten noch immer genug, Gegensätze die nicht nur in der Thatsache der Herrschaft selbst, sondern in unvermeidlichen, wirthschaftlichen, gesellschaftlichen, intellectuellen und culturellen Unterschieden wurzeln: doch ist ohne jene sprachliche und religiöse Einheit der feste Ausbau der Herrschaft und die ruhige Entwicklung des Staates noch viel schwieriger, wenn nicht vielleicht ganz unmöglich.[1])

---

[1]) Wenn es eines Beispieles bedarf, dass auch in den ausgesprochensten »Nationalstaaten« der einstige tiefe, auf ethnischer Heterogeneität beruhende Gegensatz gleichsam unter der Asche fortglimmt und noch immer nicht aufgehört hat ein Element der Gefahr zu sein das bei socialen Umwälzungen und Revolutionen immer noch mächtig hervorbrechen kann, so möge das höchst interessante Zeugniss Gobineaus über das Verhältniss des französischen Landvolkes zum französichen Adel und Bürgerthum hier Platz finden. Nachdem Gobineau den weiten Abstand zwischen den »civilisirten« Ständen Frankreichs und dem Landvolke hervorgehoben, von der tiefen Kluft gesprochen die zwischen den obern 10 Millionen und den untern 26 Millionen in Frankreich herrscht, von dieser »tacurnité qui dans toutes nos provinces, est le caractère le plus marqué du paysan vis-a-vis de ce qu'il appelle le bourgeois« und von der »ligne de demarcation si infranchissable eutre lui el les propriètaires les plus aimés de son canton« fährt er fort: »Et enfin avec quelle ténacité ils continuent à regarder tout ce qui n'est pas, comme eux, paysan, sous le même aspect que les hommes de la plus lointaine antiquité consideraient l'etranger! A la vérité, ils ne les tuent pas, grâce à la terreur, même singulière et mystérieuse, que leur inspirent des lois qu'ils n'ont point faites; mais ils le haïssent franchement, s'en défient, et, quant à ce qui est de le rançonner, s'en donnent à coeur joie, lorsqu'ils le peuvent sans trop de risques. Sont ils donc méchants? Non, pas entre eux; on les voit échanger de bons procédés et des complaisances. Seulement ils se regar-

Digitized by Google

Nur diese von uns als Vorbedingung jeder gedeihlichen staatlichen Entwicklung hingestellte sprachliche und religiöse Gemeinsamkeit zwischen Herrschenden und Beherrschten gibt die Möglichkeit einer Entwicklung der Gesammtheit zu nationaler Einheit — ein Factor, der von unberechenbarer moralischer Tragweite ist, zum Zwecke der

---

dent comme une autre espèce, espèce, à les en croire, opprimée, faible, qui doit avoir son recours à la ruse, mais qui garde aussi son orgueil très-tenace, très-meprisant. Dans quelques-unes de nos provinces, le laboureur s'estime de beaucoup meilleur sang et de plus vielle souche que son ancien seigneur . . . Qu'on n'en doute pas, le fond de la population française n'a que peu de points communs avec sa surface; c'est un abîme au-dessus du quel la civilisation est suspendue et les eaux profondes et immobiles, dormant au fond du gouffre, se montreront quelque jour, irrésistiblement dissolvantes. Les événements les plus tragiques ont ensanglauté le pays, sans que la nation agricole y ait cherché une autre part que celle qu'on la forçait d'y prendre. Là, où son intérêt personnel et direct ne s'est pas trouvé en jeu, elle a laissé passer les orages sans s'y méler, même par la sympathie. Effrayées et scandalisées à ce spectacle, beaucoup de personnes ont prononcé que les paysans étaient essentiellement pervers; c'est tout à la fois une injustice et une très-fausse appréciation. Les paysans nous regardent presque comme des ennemis. Ils n'entendent rien à notre civilisation, ils n'y contribuent pas de leur gré, et, en tant quils le peuvent, ils se croient autorisés à profiter de ses desastres. Si on les considère en dehors de cet antagonisme, quelque fois activ, le plus souvent inerte, on ne revoque plus en doute que de hautes qualités morales, quoique souvent très-singulièrement appliquées ne résident chez eux. J'applique à toute Europe ce que je viens de dire de la France . . (Gobineau l. c. I 165 ff.) Wir stimmen in Letzterem Gobineau vollkommen bei und wenn er seine obigen Behauptungen auf eigene Beobachtungen in den westlichen Ländern Europas stützt, so können wir aus unsern Beobachtungen im Osten Europas denselben vollkommen beitreten. Doch glauben wir noch mehr sagen zu können; wir glauben, dass es nur genauer Beobachtungen in den Staaten der andern Welttheile bedürfte, um diese Verhältnisse als die überall gleichen zu constatiren. Es sind das eben Verhältnisse die aus der überall gleichen Natur des socialen Prozesses entspringen.

Digitized by Google

Erhaltung der einheitlichen Herrſchafts-Organiſation und zur moraliſchen Kräftigung derſelben für die unvermeidlichen und jedem politiſchen Gemeinweſen auch nothwendigen Kämpfe nach Auſsen, ſei es in Angriff oder Vertheidigung.

In weiterer Linie ſcheint aber eine ſolche Einigung und Herſtellung einer groſsen auf Gemeinſamkeit der Cultur gegründeten Nationalität in dem Zuge des menſchlichen Geſchichtsprozeſſes zu liegen der auf dieſem Wege, und wie es ſcheint nur auf dieſem Wege, zur Herſtellung eines eigenartigen groſsen Culturgebietes gelangen kann.

---

35. Herrſchaftsorganiſation und Cultur.

Wir haben ſchon oben (S. 179) darauf hingewieſen, daſs die Entwicklung des Staates und aller der durch ihn geſetzten Verhältniſſe zur Cultur führen. Auch ſahen wir, daſs uns im Laufe der Geſchichte als Producte des ſocialen Naturprozeſſes Culturerſcheinungen entgegentreten, die auf gewiſſen territorialen Gebieten ſich entwickeln und als deren Subſtrate oder Subjecte wir Culturvölker oder Culturnationen anerkennen müſſen, die im Laufe dieſer Culturentwicklung zum mindeſten einmal in einem politiſchen Gemeinweſen, in einem Staat ihren politiſchen Einigungspunkt gefunden haben.[1] Cultur iſt nun vorwiegend eine ſogenannte geiſtige Erſcheinung. Sie beſteht nämlich in einem Complex von durch Erkenntniſſe gewonnenen Auſchauungen und in einer dieſen Anſchauungen gemäſs geſtalteten Lebensordnung zu welch letzterer auch die entſprechende Anwendung der Wiſſenſchaften und Künſte zur Verbeſſerung und Verſchönerung des geſammten Lebenswandels gehört.

---

[1]) Vrgl. unſer »Recht der Nationalitäten etc.« S. 289.

Digitized by Google

Solcher Culturen hat es ſeit bekannter Geſchichte viele gegeben und gibt es noch heutzutage viele. Da keine derſelben ſich je über den ganzen Erdball ausbreitete noch auch heutzutage ausbreitet, ſondern jede immer nur ein gewiſſes territoriales Gebiet und die auf demſelben wohnenden Menſchen (in höherem oder geringerem Grade) umfaſst, ſo ſprechen wir mit Recht von verſchiedenen Culturgebieten. Eine hohe Cultur iſt der Qualität nach das Höchſte was die ſociale Entwicklung hervorbringt. Die Beſchreibung der verſchiedenen auf einander folgenden oder neben einander beſtehenden Culturen hat ſich in neueſter Zeit die Culturgeſchichte zum Gegenſtand genommen. Aber Sache der Sociologie iſt es das Weſen und die Beſtandtheile dieſer Culturen zu unterſuchen, zu erforſchen auf welche Weiſe, durch Wirkung welcher Factoren im ſocialen Leben die Entſtehung der Culturen und Culturgebieten vor ſich geht, ſodann wie ſich die einzelnen Culturen zu einander verhalten, ob in ihrem Auf- und Niedergang welche Wechſelwirkung und welcher Zuſammenhang ſtattfindet?

Das Eſſentielle der Cultur liegt keineswegs in der Ausbildung einer einzigen geiſtigen Richtung, ſondern die Geſammtheit der geiſtigen Gebiete die ein Volk bei ſich entwickelt hat, bildet deſſen Cultur. Solche Gebiete ſind, wie wir ſchon erwähnten, Volkswirthſchaft, Wiſſenſchaft, Kunſt, Recht, Sitte u. ſ. w.

Je nachdem ein Volk einige oder mehrere dieſer Gebiete vorwiegend bearbeitet und pflegt, je nachdem es auf einem oder mehreren oder auch auf allen dieſen Gebieten Gröſseres oder minder Bedeutendes leiſtet oder geleiſtet hat, ſpricht man von einer bedeutenden oder minder bedeutenden, von einer hohen oder ſehr hohen Cultur und wie dieſe Gradbeſtimmungen ſonſt noch lauten mögen.

Wie bei all und jeder natürlichen Entwicklung iſt man

Digitized by Google

auch bei der Cultur nicht im Stande und nicht berechtigt, einen genauen Punkt anzugeben, eine beftimmte Grenze zu fetzen, wo Cultur anfängt und jenfeits welcher Culturlofigkeit herrfcht.

Denn auch überall da wo wir von gänzlichem Mangel einer Cultur fprechen, liegen gewifs fchon Keime, ja gewiffe Anfänge derfelben vor — die fchliesflich auch fchon Cultur find, wenn auch eine fehr primitive. Eines aber darf wohl mit Recht behauptet werden, dafs jede Cultur ein Zufammenleben einer gröfseren Anzahl von Menfchen, eine wenn auch noch fo geringe fociale Gemeinfchaft zur Vorausfetzung haben müffe. Ohne Vergefellfchaftung keine Cultur!

Während aber eine Vergefellfchaftung überhaupt, fei es auch die primitivfte, die nothwendigfte Vorausfetzung, die conditio sine qua non jeder Cultur bildet: fo wirkt andererfeits die Cultur in höherem Sinne vergefellfchaftend, und zwar nationalifirend und raffebildend auf ihre Träger und Erzeuger zurück. So fehen wir denn in jedem mächtig entwickelten Staatswefen durch die Mitwirkung all der Factoren politifcher Zufammengehörigkeit und focialer Gemeinfamkeit eine immer gröfsere Culturgemeinfchaft fich entwickeln, welche die einft heterogenen Elemente der urfprünglichen Vergefellfchaftung einer immer gröfseren nationalen Homogeneität entgegenführt. [1])

---

[1]) Mit Recht daher fetzt fich Niebuhr in feiner römifchen Gefchichte (Seite 9) die Aufgabe, zu zeigen, »wie römifche Herrfchaft die Nation fchuf.« Gobineau fchildert diefen Entwicklungsprozefs im allgemeinen folgendermafsen: »Mais certaines autres (agrégations d'hommes) de beaucoup plus imaginatives et plus énergiques comprennent quelques choses de mieux que le simple maraudages; elles font la conquête d'une vaste terre, et prennent en propriété non plus les habitants seulement, mais le sol avec eux. Une véritable nation est dès lors formée. Souvent

Ist es nun aber der Staat, also die Herrschaftsorganisation, welche auf Entstehung und Entwicklung der Culturen den mächtigsten Einfluss übt: so frägt es sich, ob zwischen diesen zwei Thatsachen, zwischen Staat und Cultur, ein Causalnexus obwaltet? Denn würden diese zwei Thatsachen nicht zusammen gehören, so könnten sie nicht als Momente eines Naturprozesses aufgefasst werden. Dieses hat nur dann eine Berechtigung, wenn wir zwischen diesen zwei Thatsachen einen wirklichen und nothwendigen Causalnexus nachweisen können. Letzteres ist nun allerdings der Fall.

Der wichtigste Unterschied nämlich zwischen den meisten Thieren und dem Menschen ist der, dass die ersteren es nicht verstehen, andere Wesen oder ihresgleichen zu ihren Diensten zu verwenden; mit andern Worten, dass sie zur Herrschaft unfähig sind. So lange nun ein syngenetischer Menschenschwarm nur auf sich selbst angewiesen ist (wobei er seine Genossen, seine Stammverwandten

---

alors, pendant un temps, les deux races continuent à vivre côte à côte sans se mêler; et cependant, comme elles sont devenues indispensables l'une à l'autre, que la communauté de traveaux et d'intérêts s'est à la longue établies, que les rancunes de la conquête et son orgueil s'émoussent que, tandis que ceux qui sont dessous tendent naturellement à monter au niveau de leurs maîtres, les maîtres rencontrent aussi mille motifs de tolérer et quelquefois de servir cette tendence, le mélange du sang finit par s'opérer et les hommes des deux origines, cessant de se rattacher à des tribus distinctes, se confondent de plus eu plus« l. c. I 45. Ranke (Weltgeschichte S. IX) gibt nur zu, dass »nicht durchaus naturwüchsig sind die Nationen. Nationalitäten von so grosser Macht und so eigenthümlichem Gepräge wie die englische, französische, die italienische sind nicht wohl Schöpfungen des Landes und der Rasse als der grossen Abwandlungen der Begebenheiten.« Wir sehen nicht ein, warum das was von französischer, englischer und italienischer Nationalität gilt, nicht ebenfalls von Assirischer, Babylonischer, Persischer, Egyptischer, Chinesischer Nationalität gelten sollte — und auch von griechischer, römischer und deutscher?

Digitized by Google

doch nicht benützt), so lange der ursprüngliche Menschenschwarm aus vollkommen gleichen und gleich freien Individuen besteht, von denen jedes der Befriedigung seiner eigenen Bedürfnisse, sei es vereinzelt oder gemeinschaftlich nachgeht: so lange kann von einer Cultur keine Rede sein. Denn auch die geringste Cultur, die ersten und primitivsten Entwicklungsphasen derselben sind durch eine Theilung der Arbeit bedingt, kraft deren dem Einen die niedrigeren und schwereren, dem Andern die höheren und leichteren Arbeiten (zu denen auch das Befehlen gehört) zufallen.

Das Wesen einer solchen Theilung der Arbeit liegt aber darin, dass die Einen für die Andern arbeiten; nur eine solche Theilung der Arbeit setzt diejenigen für die gearbeitet wird in die Lage, ihren Geist höheren Gegenständen zuzuwenden, über höhere Dinge nachzudenken und einem »menschenwürdigen« Dasein nachzustreben.

Würden alle Menschen, gleich den Thieren, nur darauf angewiesen sein, ihres Lebens Nothdurft sich selbst zu besorgen: sie würden ewig in thierähnlichem Zustande verbleiben. Sollen sie sich über denselben erheben, so müssen die Einen von ihnen den drückendsten Arbeiten und Sorgen durch die Arbeit der Andern enthoben werden.

Nun wissen wir (s. ob. S. 217), dass Niemand freiwillig sich in das Joch des andern spannt; dass niemand freiwillig die drückenden und niedern Arbeiten auf sich nimmt, um dem andern Bequemlichkeit, ja oft geradezu Möglichkeit des Müssiganges zu verschaffen. Wäre dieser erste Schritt auf der Bahn des Fortschrittes und der Cultur von der Opferwilligkeit der Einen für die Andern, etwa vom Comte'schen »Altruismus« abhängig: er würde nie gemacht worden sein. Weder eine solche Opferwilligkeit für unbekannte höhere Zwecke, noch weniger aber eine prophetische Einsicht und Voraussicht künftigen gemeinsamen Wohlergehens

kann von dem Menſchen überhaupt und den rohen Naturmenſchen insbeſondere erwartet werden. Nur auf den unmittelbaren Vortheil, auf die unmittelbare Befriedigung ſeiner Bedürfniſſe auf die unmittelbare Bequemlichkeit bedacht; würde jeder immer die Rolle des Herrn und Niemand die Rolle des Arbeiters und des Sklaven wählen. Hienge es von der Einſicht und dem guten Willen der Menſchen ab, wir ſtünden heute noch auf der Stufe auf der wir die Feuerländer an der Südſpitze Südamerika's finden.

Glücklicherweiſe hängt der Naturprozeſs der Geſchichte nicht vom Belieben der Einzelnen ab; die Natur ſcheint ſich, wie in vielen andern Dingen, ſo auch in dieſem Punkte vorgeſehen zu haben. In die Bruſt der Menſchen legte ſie gewaltige, unwiderſtehliche Triebe, die dieſen Prozeſs ebenſo unterhalten und ſeine Entwichlung ohne Unterlaſs fördern, wie die verſchiedenen phiſiſchen Kräfte die ſyderiſchen, chemiſchen vegetabiliſchen und animaliſchen Prozeſſe unterhalten und fördern.

Nachdem die Menſchheit in unzähligen ſyngenetiſchen Schwärmen die Erde bevölkerte, brachte der Selbſterhaltungstrieb und der Egoiſmus der einzelnen Schwärme einerſeits und der tiefe Abſcheu und mitleidsloſe Haſs gegen die heterogenen Schwärme andererſeits, jenen groſsen Naturprozeſs der Geſchichte in's Rollen. Die Frage: wer für den andern arbeiten, wer dem andern Dienſte leiſten, wer die Unterſtufe bilden ſolle, damit die Anderen eine höhere Staffel cultureller Entwicklung beſteigen können, brauchte nicht vom freien Willen, von einverſtändlicher Wahl abzuhängen. Dieſe Frage war mit Naturnothwendigkeit bald entſchieden. Im »Raſſenkampf« um Herrſchaft entſchied der ſtärkere Schwarm dieſe Frage zu ſeinen Gunſten.

Digitized by Google

Dafs diefer Vorgang auf einem Naturgefetze beruht, das können wir ebenfogut aus dem ganzen Verlauf bekannter Gefchichte und den Begebenheiten der Gegenwart erweifen wie der Chemiker das vor Aeonen Jahren vor fich gegangene Verdampfen des Waffers unter dem Einflufs der Sonne aus der täglichen Anfchauung der Gegenwart erweifen kann.

Auch dafs Selbfterhaltungstrieb und Egoifmus der einen focialen Gruppe mittelft Gewalt und Uebermacht die fchwächere Gruppe ihren Zwecken dienftbar macht, ihrer Herrfchaft unterwirft und gewaltfam eine Theilung der Arbeit dictirt und regelt, ift ein Vorgang, deffen Ausnahmslofigkeit und Naturgefetzmäfsigkeit wir immer und überall zur Genüge beobachten können.

Denn fchliefslich ift Herrfchaft nichts anderes als eine durch Uebermacht geregelte Theilung der Arbeit bei der den Beherrfchten die niedrigeren und fchwereren, den Herrfchenden die höheren und leichteren (oft nur das Befehlen und Verwalten) zufällt. Wie aber ohne Theilung der Arbeit keinerlei Cultur denkbar ift, fo ift ohne Herrfchaft keine gedeihliche Theilung der Arbeit möglich, weil fich, wie gefagt, freiwillig niemand zur Leiftung der niedrigeren und fchwereren Arbeiten hergeben wird.

Und nun gelangen wir zu einem Punkt wo wir, wenn wir die Natur teleologifch auffaffen wollen, ihre grofse »Weisheit« in der Ergreifung der richtigften und entfprechendften Mittel zu ihren Zwecken, bewundern können.

Wenn nämlich fchon heutzutage, inmitten unferer fo fehr vorgefchrittenen Cultur zur Anordnung und Regelung der Theilung der Arbeit eine gewiffe Strenge und Hartherzigkeit unumgänglich find, wenn man oft die eckelhafteften und fchwierigften Arbeiten von Menfchen ausführen laffen mufs: wie viel mehr mufste das in jenen Ur-

Digitized by Google

zeiten der Fall ſein, wo der Menſch den rohen Gewalten der Natur gegenüber ſo ſchutz- und wehrlos, ohne paſſende und entſprechende Werkzeuge und Maſchinen, ohne Mittel die Thierwelt zu beherrſchen, daſtand. Welcher Grauſamkeit und welch herzloſer Aufopferung von Menſchen bedurfte es in den Urzeiten der Menſchheit um ſo manches Werk ausführen zu laſſen, das heutzutage mittelſt kunſtvoll erſonnener Maſchinen leicht hergeſtellt wird. Würden die Menſchen »menſchlich« fühlen, würden ſie in jedem Menſchen einen »Bruder« ſehen, ſo manches groſse Culturwerk würde gar nicht in Angriff genommen, geſchweige denn ausgeführt werden können.

Dieſe Klippe nun, die ein »menſchliches« Fühlen jeder Culturentwicklung entgegenſtellen würde, hat die Natur gar klug und weiſe umſchifft. — Wohl begabte ſie auch den Urmenſchen mit »menſchlichem« Fühlen doch nur gegenüber den Mitgliedern ſeines eigenen Schwarmes. Dieſes ſyngenetiſche Gefühl, oder um es mit einem Worte zu bezeichnen, der Syngeniſmus, iſt wieder eines jener ewigen ſocialen Naturgeſetze, deren Exiſtenz uns Geſchichte und Erfahrung immer und überall wenn auch in den verſchiedenſten Culturſtufen und ſocialen Geſtaltungen angepaſsten Formen nachweiſt. Aber neben dieſem Syngeniſmus wurzelte tief in der Natur des Menſchen der Fremdenhaſs, der Abſcheu gegen das fremde Blut, die vollkommene Gefühlloſigkeit gegen die Leiden der heterogenen ſocialen Gruppe. Und nur dieſer Fremdenhaſs ermöglichte die Anbahnung der Cultur durch gewaltſame Regelung der Arbeitstheilung, wobei den Fremden, nachdem man geiſtig ſo weit vorgeſchritten war, daſs man ſie nicht mehr verſpeiſte, all die ſchweren Arbeiten, welche zur Anbahnung eines Culturlebens und zur Herſtellung von Culturwerken nöthig ſind, auferlegt wurden.

Auf diese Weise nun erleichterte und ermöglichte die Natur durch die ursprüngliche Heterogeneität der ethnischen Elemente und die zwischen diesen Elementen obwaltenden feindlichen Gefühle die Organisation der Herrschaft der Einen über die Anderen, welche eine conditio sine qua non einer gedeihlichen Arbeitstheilung war, welche letztere wieder den Causalnexus herstellt, zwischen den Herrschaftsorganisationen und der Entwicklung menschlicher Cultur.

Betrachten wir nun etwas näher das Wesen der gewaltsamen Arbeitstheilung, so stellt sich uns dieselbe allerdings als eine »Ausbeutung« der Einen durch die Andern dar und zwar als eine Ausbeutung der Arbeitenden und Beherrschten durch die Befehlenden und Herrschenden jedoch nicht ohne eine gewisse Gegenleistung der Letzteren an die Ersteren. Diese Gegenleistung besteht in der Aufrechthaltung der herrschaftlichen oder staatlichen Ordnung deren fortschrittliche Entwicklung schließlich auch den scheinbar Ausgebeuteten gewisse Vortheile bringt, indem sie denselben mannigfach an den durch diese Ordnung und deren Entwicklung erlangten Culturgütern und Wohlthaten theilhaftig werden läßt.

Neben der gewaltsamen Arbeitstheilung läuft aber paralell durch die geschichtliche Entwicklung eine zweite, nicht gewaltsame Arbeitstheilung die man eine freiwillige nennen könnte, wenn sie nicht ebenfalls gleich der ersteren beim Zusammentreffen gewisser hiezu passenden heterogenen ethnischen Elemente mit Naturnothwendigkeit sich vollziehen würde.

Es ist das diejenige Arbeitstheilung, vermöge welcher die einen ursprünglich ebenfalls heterogenen ethnischen Elemente die andern, wenn auch nicht mit Gewaltmaßregeln zwingen, ihnen im Tausch und Handel Dienste zu leisten, oder für ihre freiwillig angebotenen Dienste andere Güter

als Lohn zu geben — mit andern Worten, es iſt der *Handel*, das Gewerbe, die Induſtrie. Und ſo wie jene gewaltſame Arbeitstheilung einerſeits ſich uns als Ausbeutung darſtellt, ebenſo das Gewerbe, die Induſtrie und der Handel, (ob. S. 213) trotzdem auch dieſe den ſcheinbar Ausgebeuteten ſchlieſslich gewiſſe Vortheile bieten und ſie in gewiſſem Maaſse an den Gütern und Wohlthaten ſteigender Cultur theilnehmen laſſen.

---

36. Syngeniſmus.

Wir betrachteten bis jetzt vorwiegend die ſocialen Gruppen in ihrem *gegenſeitigen Verhältniſs*; wir ſahen wie der durch natürliche Gefühle der *Fremdheit*, des *Haſſes* und *Abſcheus* geſchürte und immer rege erhaltene Raſſenkampf um Herrſchaft jene ganze ſociale Entwicklung zu Wege brachte, die wiederum durch die mannigfaltigſten ſocialen Gemeinſchaften und Herrſchaftsordnungen hindurchgehend auf den verſchiedenſten Punkten der Erde und in den verſchiedenſten Zeitaltern die groſsartigſten Culturerſcheinungen erzeugte.

Dabei haben wir aber vorwiegend ſo zu ſagen die *auswärtigen* Verhältniſſe dieſer ſocialen Gruppen und Gemeinſchaften ins Auge gefaſst; wir ſahen nur ihr gegenſeitiges Einwirken aufeinander — nur *die* Kräfte und Strebungen, die ſie in ihrem wechſeitigen Verkehr untereinander geltend machen.

Nun wollen wir aber in das Innere dieſer Gruppen eindringen; wir wollen jetzt *jene* Kraft näher betrachten, die wir Syngeniſmus nannten, und von der wir gelegentlich bemerkten, daſs ſie je die einzelne Gruppe zu einer ſolchen macht, d. h. daſs ſie dieſelbe zu einer *Einheit*, zu einer »Raſſe« zuſammenſchlieſst.

Dabei wollen wir uns ebenfalls der erprobten Methode bedienen, zuerst Thatsachen der Geschichte und des wirklichen Lebens zu beobachten und aus der Regelmäßigkeit und Stetigkeit ihres Erscheinens und ihrer Wiederkehr auf das ihnen zu Grunde liegende Gesetz oder Princip zu schließen. Wenn wir nun die politischen und gesellschaftlichen Zustände und Vorgänge der Gegenwart in welchem Lande immer genau betrachten, so werden wir bemerken, daß alle Handlungen der Einzelnen immer den Gesinnungen gewisser, ihnen nahestehender Kreise und Gruppen entsprechen, daß die Einzelnen quasi immer nur Vollstrecker und Executoren der Absichten dieser Kreise und Gruppen sind; daß diese Einzelnen bei ihren Handlungen die Interessen dieser Kreise und Gruppen, in deren Mitte sie stehen und zu denen sie gehören, in Schutz nehmen und fördern. Was immer im öffentlichen Leben geschieht, empfängt seinen Impuls und entspringt aus den Interessen, Gefühlen und Gesinnungen solcher socialen Kreise und Gruppen. Und wenn das öffentliche Leben einen fortwährenden Kampf der entgegengesetzten Interessen und Strömungen darstellt, so können wir bei genauer Betrachtung konstatiren, daß diese Interessen und Strömungen ihre Quell- und Springpunkte in solchen socialen Kreisen und Gruppen haben. Diese letzteren sind nun verschiedenartig, sowohl was Umfang und Größe, als auch was die sie bildenden Grundlagen und sie zusammenhaltenden Interessen betrifft. So sehen wir die mannigfachsten Abstufungen von kleinen Coterien und Familienkreisen, die, sei es an Höfen von Machthabern, sei es in Städten und Dörfern das eigentliche Regime führen, ihre Angehörigen poussiren und beschützen, die ihnen Fremden von jedem Einfluß und jeder Bedeutung fern zu halten suchen. Wir sehen sodann ganze Geburtsstände, die anderen Ständen und Classen gegenüber, gewisse eigene Sitten und Anschauungen haben,

Digitized by Google

ſich anderen Ständen und Claſſen gegenüber einer gewiſſen Gemeinſamkeit der ſocialen Stellung und gewiſſer Intereſſen bewuſst ſind, und ſich womöglich auch ihren Blutskreis von den Blutskreiſen der andern Stände und Claſſen rein zu erhalten beſtreben. An dem öffentlichen Leben nehmen ſodann ſolche ſocialen Kreiſe (Stände, Claſſen etc.) durch ihre Angehörigen Theil, die bei ihnen jederzeit Unterſtützung und Hilfe finden und dagegen in all ihren Handlungen und Thaten das Intereſſe derſelben wahren und fördern. Daſs in Staaten, wo ſeit längerer Zeit ſtabile Zuſtände herrſchen, ſolche Verhältniſſe vorhanden ſind, kann gar keinem Zweifel unterliegen. Muſtern wir die Verhältniſſe an irgend einem europäiſchen Groſsſtaat, der längere Zeit keinen bedeutenderen politiſchen und ſocialen Umwälzungen ausgeſetzt war, z. B. Ruſsland und wir werden finden, daſs die oberſte Macht in gewiſſen ſyngenetiſchen Kreiſen ruht, die ſich um die herrſchende Dynaſtie gruppiren. Einfluſs und Macht geht da im Groſsen und Ganzen von Vater auf den Sohn über, pflanzt ſich in denſelben Familien fort, und ein, enger oder loſer geſchloſſener Kreis von Familien ſteht jederzeit an der Spitze der Regierung. Nun ſind ſolche Verhältniſſe aber keineswegs etwa Desſpotien oder abſoluten Monarchieen eigenthümlich: auch in Republiken die längere Zeit ſich einer Stabilität der öffentlichen Zuſtände erfreuen, finden wir ganz dieſelben Verhältniſſe. Neben dem nordiſchen Coloſs möge die Zwergrepublik in den Pyrenäen, Andorra, uns als Gegenſtück die Wahrheit unſerer Behauptung bekräftigen. In einem Zeitungsberichte über dieſe Republik leſen wir: »Sämmtlicher Beſitz befindet ſich in Andorra in den Händen einiger weniger Patrizierfamilien, deren Mitglieder auch zu allen Ehrenſtellen berufen werden. Die Regierung wird durch einen auf Lebenszeit gewählten Syndicus ausgeübt, dem ein aus 24 Mitglieder caps grossos

(Grofsschädel) d. h. aus den erften Familien auf 4 Jahre gewählter Gemeinderath zur Seite fteht.« Die Verhältniffe liegen aber nicht anders, man möge die ganze Stufenleiter kleinerer und gröfserer Staaten zwifchen Andorra und Rufsland noch fo genau muftern. Nur dort, wo eine plötzliche Umwälzung, eine politifche oder fociale Kataftrophe den normalen Entwicklungsgang unterbrochen hat, fehen wir freilich auch diefe fyngenetifchen Kreife zerftört und zerriffen. Wir können aber ganz ficher fein, dafs hier überall diefe fyngenetifche Tendenz fich bald zeigen, und wenn der neue Zuftand fich erhält, auch fiegreich zur Geltung gelangen wird. Eine Revolution brachte Napoleon I. zur Herrfchaft: doch kaum ftabilifirten fich die Zuftände einige Zeit, fo war der Emporkömmling bald mit dem ganzen fyngenetifchen Kreife feiner nähern und weitern Verwandten umgeben und geleitet vom richtigen Inftinct, bemüht, fich felbft in den fyngenetifchen Kreis der europäifchen Herrfcher einzufpinnen.

Doch haben wir es gewifs nicht nöthig, Beifpiele für den Syngenifmus als wirkende Kraft in der Gefchichte und im politifchen Leben anzuführen. Braucht man doch nur diefe Thatfache zu nennen und jedem nur einigermafsen mit Gefchichte und Politik vertrauten werden fich unzählige Beifpiele aus Vergangenheit und Gegenwart von febft in den Sinn drängen.

Etwas anderes aber ift's was uns dabei intereffirt.

Ift die Gefchichte ein Naturprozefs, entfprechen die in ihr immer und überall fich wiederholenden Erfcheinungen feften unabänderlichen Gefetzen, fo mufs auch der Syngenifmus d. i. die Erfcheinung, dafs fich überall im focialen Leben gewiffe Menfchengruppen, die unter einander eine nähere Zufammengehörigkeit fühlen, als einheitlicher Factor im Kampfe um die Herrfchaft geltend zu machen fuchen, fo mufs, fagen wir, auch diefe immer und überall fich wie-

Digitized by Google

derholende Erſcheinung einem ſolchen ewigen unabänderlichen Naturgeſetze entſprechen.

Wollen wir dieſes letztere kennen lernen, ſo müſſen wir zuerſt die Erſcheinung ſelbſt ihrem Weſen nach genau unterſuchen, wir müſſeu trachten dieſelbe auf ihren naturgeſchichtlichen Grund zurückzuführen, ihre natürlichen Wurzelfaſern die ſich in die einzelnen Individuen verzweigen oder vielmehr die dieſe Individuen umklammern und feſthalten, dieſe Wurzelfaſern des Syngeniſmus müſſen wir blos zu legen trachten.

Was kann nun der Grund des Syngeniſmus als einer objectiven im Leben und Geſchichte uns entgegentretenden Erſcheinung ſein? Offenbar nur ein Gefühl der Einzelnen, vermöge deſſen dieſelben ſich an die eine Menſchengruppe enger angeſchloſſen und näher angezogen fühlen als an andere Menſchengruppen. Es kann nun keinem Zweifel unterliegen, daſs dieſes Gefühl, wie alle menſchlichen Gefühle, irgend eine Urſache, eine Vorausſetzung haben muſs, als deren Folge es auftritt, eine Quelle aus der es flieſst. Denn ein ſolches Gefühl kann unmöglich ein angebornes, es kann nur ein anerzogenes, ein angewöhntes ſein, das uns freilich durch Erziehung und Gewohnheit, (zweite Natur!) als ein natürliches und ſogar angeborenes erſcheint.

Suchen wir nun in Erfahrung und Geſchichte die reale Grundlage, ſozuſagen die phiſiſche Unterlage dieſes Gefühles. Das primitivſte gewiſs vor aller ſocialen Entwicklung ſchon vorhandene Gefühl das den Syngeniſmus erzeugt hat, iſt das der Zuſammengehörigkeit des Schwarmes. Es iſt nicht gerade Blutsverwandtſchaft, die aus gemeinſamer Abſtammung entſteht, es iſt einfach das Bewuſstſein der gemeinſamen Schwarmangehörigkeit. Auf der unterſten Stufe der Entwicklung iſt dieſelbe gewiſs nicht viel von dem Gefühl oder Bewuſstſein verſchieden,

welches die Mitglieder einer Elephantenheerde haben und welche ſie unter einander enger verbindet als einem Rudel anderer Thiere. Auf dieſer unterſten Stufe iſt dieſes Gefühl ein Gefühl der Gleichheit der Mitglieder der einen Gruppe im Gegenſatz zu den Mitgliedern der andern Gruppe. Ein ſolches Gefühl beſeelt überall die menſchlichen Horden, und feſtigt und erhält ihre Einheit im Gegenſatz zu andern Horden und Stämmen. Dieſes urſprüngliche, ſyngenetiſche Gefühl hat ſich in ſeiner ganzen Natürlichkeit und Kraft bis heutzutage erhalten. Es verbindet die Glieder blutsgemeinſchaftlicher Kreiſe und ſolche Menſchengruppen, die ein Bewuſtſein oder doch ein Glaube an eine gemeinſame Abſtammung erfüllt. Seiner Natur nach iſt es ein Gefühl natürlicher Gleichheit, ein Gefühl der Identität des Weſens, welches von jeher und Kraft eines natürlichen Triebes, einer natürlichen Sympathie, alle andern menſchlichen, ſocialen Gefühle an Stärke übertrifft. Die Unterlage dieſes Gefühles iſt die wahrgenommene Thatſache der phiſiſchen und auch geiſtigen Aehnlichkeit und die daraus ſich entwickelnde Idee der Gleichheit.

Im Laufe der ſocialen Entwicklung der Menſchheit haben wir jedoch Gelegenheit, ähnliche Gefühle des nähern Zuſammengehörens, der wärmeren Sympathie zwiſchen den einen Menſchengruppen als Gegenſatz zu anderen zu beobachten, Gefühle, die ſchon eine andere als die ſoeben angedeutete phiſiſche Unterlage haben. Wir bemerken nämlich, daſs verſchiedene Momente, mehr geiſtiger als phiſiſcher, mehr cultureller als blutsverwandtſchaftlicher Natur die einen Menſchengruppen im Gegenſatz zu den andern mehr mit einander verbinden, näher aneinander ſchlieſsen. So iſt es eine ſehr allgemeine Erſcheinung, daſs ſich die Mitglieder eines Staatsweſens anderen Völkern gegenüber mehr ſolidariſch fühlen, und daſs ſie dieſe Solidarität durch

irgend welche gleichen höhern Eigenſchaften zu begründen ſuchen. Dieſe Begründung entſpricht dem natürlichen Drange für jede Erſcheinung eine Erklärung zu ſuchen. So pflegten ſich die meiſten Völker als beſonders edle, ausgezeichnete, als »auserwählte« den andern Völkern gegenüber zu ſetzen und durch dieſe höhere Eigenſchaft die gröſsere Solidarität ihrer Volksgenoſſen untereinander, ihre ſyngenetiſchen Gefühle für die Mitglieder ihrer Volksgemeinſchaft zu begründen; ſo ſetzten ſich die Juden als auserwähltes Volk den Nichtjuden, die Griechen als höher begabte und edlere Menſchen den Barbaren der ganzen Welt ſolidariſch entgegen; ähnlich verfuhren die Römer, die das »römiſche Bürgerthum« enger mit einander verknüpfte; das Chriſtenthum endlich ſetzte ſeine des Seelenheils theilhaftig werdenden Gläubigen den Ungläubigen entgegen, was übrigens die Mohamedaner und andere Religionsgenoſſenſchaften ganz ebenſo thaten. Kurz wir ſehen, es gibt auſser den uns als natürliche erſcheinenden, auch gewiſſe culturelle Momente, die eine den uns als urſprünglich erſcheinenden ſyngenetiſchen Gefühlen ähnliche und analoge Solidarität gewiſſer kleinerer und gröſserer Menſchengruppen erzeugen, welche Solidarität dann in der Geſchichte der ſocialen Entwicklung durch das Zuſammenſchlieſsen der einen Menſchengruppen gegen die andern im Raſſenkampfe um Herrſchaft eine ähnliche Rolle ſpielt, wie jener urſprüngliche Syngeniſmus der uns auf rein natürlicher Grundlage der Blutsgemeinſchaft ſich entwickelt zu haben ſcheint.

Wir ſehen alſo den Syngeniſmus überall — doch in den mannigfaltigſten Abſtufungen, Formen und Arten — worüber nur noch einige Worte.

Wenn es immer und überall irgend ein Grund iſt, der eine gröſsere Anzahl von Menſchen enger aneinander ſchlieſst, im Gegenſatz und im ewigen Kampfe gegen andere

Digitized by Google

Menſchen, ſo muſs es nach der Verſchiedenheit dieſes Grundes verſchiedene Arten und Formen des Syngeniſmus geben.

Von dieſen Gründen erſcheinen uns die einen, wie wir das ſoeben ausführten, als mehr oder minder natürlich andere als mehr oder minder hiſtoriſch oder culturell. Tritt uns eine Gruppe entgegen, die ſich irgend einer näheren Verwandtſchaft, einer Blutsverwandtſchaft bewuſst iſt, ſo ſcheint uns das durch ein ſolches Bewuſstſein, oder einen ſolchen Glauben erzeugte ſyngenetiſche Gefühl ein natürliches.

Sehen wir ſociale Gemeinſchaften, die durch irgend welches höhere geiſtige Intereſſe z. B. eine gemeinſame Religion, oder gemeinſame Cultur verbunden ſind, ſo erſcheint uns das aus einem ſolchen Intereſſe entſpringende Zuſammengehörigkeitsgefühl als ein höheres, moraliſches, culturelles.

Eines aber haben alle dieſe ſyngenetiſchen Gefühle gemeinſam, nämlich daſs ſie die Menſchen zu ſocialen Gruppen verbinden. Je nach der Art nun, der Zahl und Stärke jener Gründe iſt das ſyngenetiſche Gefühl ſchwächer oder ſtärker, verbindet bald eine gröſsere oder geringere Anzahl loſer oder enger mit einander und bildet ſo die mannigfachſten ſocialen Gemeinſchaften, die Stämme, Völker, Nationen und Raſſen, welche, wie wir ſahen, die Träger, Subjecte und Subtrate des ſocialen Naturprozeſſes ſind.[1])

[1]) Von dieſem Punkte unſerer Erörterungen aus zweigt ſich ein Seitenweg ab, den wir heute nicht betreten wollen, da wir uns denſelben für eine ſpätere Zeit vorbehalten. Es iſt der ſo einladende Weg der Durchforſchung des Verhältniſſes des Einzelnen zu ſeiner ſyngenetiſchen Gruppe — ein Weg der unſerer Anſicht nach für die Individualpſychologie eine ſehr bedeutende Ausbeute liefern kann. Die bisherige Pſychologie baut meiſt auf der Natur des Individuums und auf ſein Verhältniſs zum »Nebenmenſchen«, zum »Mitmenſchen«, zum »Nächſten«, wie man das nennt. Aber dieſer »Nebenmenſch«, »Mitmenſch« und »Nächſter« ſcheint uns eine idealiſtiſche Abſtraction. In der Wirklichkeit

37. Materielle und moralifche Unterlage des Syngenifmus.

Betrachten wir nun etwas genauer, erftens die verfchiedenen Gründe oder fo zu fagen die materiellen und moralifchen Unterlagen diefer fyngenetifchen Gefühle und zweitens die ihnen entfprechenden focialen Gemeinfchaftsbildungen. Als folche Gründe treten uns aus Leben und Gefchichte die mannigfaltigften Momente entgegen, von denen wir als die wichtigften folgende bezeichnen können: 1) der gemeinfchaftliche Blutsumlauf der durch ungehindertes Connubium vermittelt wird (Blutsgemeinfchaft); 2) Sprachgemeinfchaft; 3) Religionsgemeinfchaft mitfammt der an diefelbe fich knüpfenden Gemeinfchaft der Sitten und Gebräuche; 4) Cultur- und Bildungsgemeinfchaft; 5) Gemeinfchaft der materiellen Intereffen. Jedes diefer Momente an und für fich befitzt die Kraft mittelft eines fyngenetifchen Gefühles eine fociale Gruppe zu bilden. Nun ift es aber klar, dafs je nach der Anzahl diefer Momente eine fociale Gruppe durch ftärkere oder minder ftarke fyngenetifche Gefühle mit einander verbunden fein kann. Denn es gibt Gemeinfchaften und Gruppen die bald durch das eine, bald durch das andere, bald durch mehrere diefer und auch anderer Momente und zwar in den verfchiedenften Combinationen verbunden find. Im Allgemeinen

---

ift er nicht da. In der Wirklichkeit gehört jeder Menfch irgend einer fyngenetifchen Gruppe an und wenn die Pfychologie nur jenes »Nebenmenfch«-Abftractum in Betracht zieht fo rechnet fie mit einer ganz unbeftimmten Gröfse und kann zu keinen pofitiven Refultaten gelangen.

Hingegen würde unferer Anficht nach die Betrachtung des Verhältniffes des Einzelnen zu feiner Gruppe und zu den fremden Gruppen die Grundlage für Erkenntniffe liefern die einen wichtigen Theil einer pofitiven Individual-Pfychologie bilden könnten. Doch davon ein andermal.

Digitized by Google

läſst ſich aber der Satz anfſtellen, daſs die Gröſse und Ausdehnung der Gruppen im umgekehrten Verhältniſs ſteht zu der Zahl der ihnen gemeinſamen ſyngenetiſchen Momente, ſo daſs je gröſer an Menſehenzahl die Gruppe iſt, deſto weniger ſyngenetiſche Gefühle ihr gemeinſam ſind. Die ſtärkſten, ſo zu ſagen concentrirteſten ſyngenetiſchen Gefühle, die auf der gröſsten Anzahſ gemeinſamer ſyngenetiſcher Momente beruhen, verbinden die kleinſten Gruppen — je gröſser die Gruppen werden, deſto ſchwächer werden dieſe Gefühle da ſie auf einer immer geringeren Anzahl ſolcher ſyngenetiſchen Momente beruhen.

Am ſtärkſten ſind alſo jene primitivſten Menſchengemeinſchaften ſyngenetiſch miteinander verbunden, die neben gemeinſamem Blutsumlauf, gemeinſame Sprache, Religion und alles was damit zuſammenhängt, alſo Sitten, Gebräuche, Lebensweiſe, beſitzen. Je ſtärker ſie aber untereinander verbunden ſind, deſto gröſser wird ihr Haſs und Abſcheu gegen jede fremde Gruppe ſein, mit der ſie keines dieſer Momente gemeinſam haben und die daher naturnothwendig ihr nicht als Menſchen, ſondern als »Geſchöpfe« erſcheinen, die eben nur dazu gut ſind bei der erſten ſich darbietenden Gelegenheit ausgerottet zu werden. Und dieſes Verhältniſs iſt im gegebenen Falle ſo naturnothwendig, daſs keine Religion, nicht einmal das Chriſtenthum (der Maſſen) hier eine Aenderung hervorbringen kann. Die chriſtlichen Boers in Südafrika betrachteten die Buſchmänner und Hottentotten, da ſie mit ihnen eben kein einziges der erwähnten ſyngenetiſchen Momente gemeinſam hatten als »Geſchöpfe« die man wie das Wild des Waldes ausrotten darf.

Nicht beſſer verfuhr die allerchriſtlichſte Nation der Spanier mit den Eingebornen Amerikas. Die Maſſen ſtehen eben unter der Herrſchaft der ſocialen Naturgeſetze und nicht unter dem der »Moralgeſetze« — und es macht

Digitized by Google

in dieser Beziehung keinen Unterschied ob es heidnische, oder »gläubige« Massen sind.[1])

Dieser ursprüngliche Gegensatz zweier heterogenen ethnischen Elemente erleidet nun aber eine langsame Wandlung von dem Augenblicke an, wo der offene Kampf auf Tod und Leben in einen latenten friedlichen Kampf der Interessen mittelst der Organisation der Herrschaft übergeht. Der Contact der Sieger und Herren mit den Sklaven an denen sie ein Interesse haben, macht nothwendigerweise im Laufe der Zeit die frühere unüberbrückbar geschienene Kluft zwischen den heterogenen Elementen immer kleiner und läßt sie am Ende vielleicht ganz verschwinden. Das erste was dem gemeinsamen Interesse der Herren und Sklaven zum Opfer fällt, ist die Besonderheit der Sprache. Jener in den Uranfängen der Menschheit schon wirkende spracherzeugende Trieb der gegenseitigen Verständigung macht sich nun zwischen Herren und Sklaven geltend — und hat eine Verständigung zur Folge, die auf irgend eine Weise immer zu einer gemeinsamen Sprache führt — meist durch das Verschwinden der einen und Obsiegen der andern Sprache.

Damit ist aber zur Vermenschlichung des Verhält-

---

[1]) Bei griechischen Dichtern und Prosaikern finden wir oft Aeusserungen, dass Hellenen mit Barbaren nie Freundschaft schliessen können. Rocholl l. c. 17. Von den Türken sagt Lepsius: »Sie haben eine angeborne Verachtung gegen alles was nicht zu ihrer Nation gehört.« (Briefe über Aegypten 72.) Die Eingebornen Australiens im Innern des Landes werden von den Weissen gefürchtet, »denn sie sollen die Lagerfeuer derselben, namentlich in der Nähe der Goldfelder beschleichen und die Schlafenden tödten. Auf der andern Seite sind aber die bewaffneten Goldsucher auch sofort mit Büchse und Revolver bei der Hand, wenn sie einen dunkelfärbigen Menschen in den Büschen gewahr werden, so dass dort ein Vernichtungskrieg der ärgsten Art sich abspielt, dem die Eingebornen in nicht gar zu langer Zeit völlig zum Opfer fallen werden.« (Ausland 1882 S. 1037.)

Digitized by Google

nisses zwischen diesen ethnisch-heterogenen Elementen ein unendlich wichtiger Schritt gethan. Denn gemeinsame Sprache nähert die Menschen einander, und erst die gegenseitige Verständigung läſst die Menschen sich gegenseitig als Menschen erscheinen. Dieses Verhältniſs bleibt sich immer und überall dasselbe und wir können es in tausendfachen Formen noch im Leben der Gegenwart, auch unter civilisirten Völkern beobachten.

Das zweitnächste Moment, dessen Verschiedenheit die socialen Gruppen trennt und dessen Vergemeinsamung sie einander näher bringt ist die Religion und alles was damit in Zusammenhang ist (Sitten, Gebräuche, Lebensweise etc.) Dieses Moment hat nun aber eine viel gröſsere Zähigkeit als das erstere. Denn die Besonderheit liegt hier in den Vorstellungen der Menschen die sich in den einzelnen Gruppen von Generation auf Generation mittelst Erziehung und gemeinschaftlichen Lebens fortpflanzen.

Zudem fehlt es hier an dem so mächtigen zur Vergemeinsamung zwingenden Trieb des Sich-Verständigens und hängen auch die Menschen mit gröſserer Hartnäckigkeit an dieser mit ihrem innersten geistigen Wesen eng verknüpften Welt der »wahrsten Vorstellungen«. Erfolgt aber einmal die Vergemeinsamung der Religion, dann ist wieder eine gewaltige Scheidewand zwischen Mensch und Mensch gefallen, ja, die gemeinsame Religion ist ein Mittel, groſse Völkermassen, auch verschiedensprachige, zu gemeinsamen geschichtlichen und culturellen Actionen zu verbinden.

Das dritte Moment, der gemeinsame Blutsumlauf ist seiner Natur nach so zu sagen das conservativste. Denn wenn auch die Vergemeinsamung der Religion meistens das formal-rechtliche Hinderniſs des gemeinsamen Blutumlaufs aus dem Wege räumt, so überdauert doch die Tendenz der Abschlieſsung desselben in kleinere Kreise alle

Digitized by Google

anderen Vergemeinſamungstendenzen und liegt in dieſem dritten Momente ſo zu ſagen die Gewähr, daſs die Bäume der Menſchheitsverbrüderung nicht in den Himmel wachſen.

Dieſes iſt um ſo mehr der Fall, da auf die Abſchlieſsung der Blutskreiſe eine Menge anderer materieller und Machtintereſſen von beſtimmendem Einfluſſe ſind, wie denn überhaupt dieſe letzteren Intereſſen die Sorge dafür übernehmen, daſs die Menſchheit in die mannigfachſten ſyngenetiſchen und ſocialen Kreiſe geſpalten bleibt, daſs der ewige Kampf aus dieſen mannigfaltigen Spaltungen immer neue Nahrung zieht, und daſs der oft geträumte und prophezeite Verbrüderungsprozeſs der Geſammtheit (wenn ein ſolcher im Plane der Natur liegt, was wir nicht wiſſen können) noch lange, lange ein unrealiſirbares Ideal bleibt.

Wir haben hier in kurzen Zügen Prozeſſe angedeutet, deren Verlauf Jahrhunderte und Jahrtauſende in Anſpruch nimmt; Prozeſſe, deren Darſtellung Aufgabe einer Wiſſenſchaft iſt die erſt im Entſtehen begriffen; nenne man ſie Geſchichtswiſſenſchaft, Sociologie oder Naturgeſchichte der Menſchheit. Material für dieſe Wiſſenſchaft liefert wohl in Fülle die bisherige Geſchichtsſchreibung und Ethnographie. Doch iſt dieſes Material bisher unſeres Erachtens nicht nach den richtigen Geſichtspunkten geordnet, nicht auf die wahren Zielpunkte der Wiſſenſchaft angelegt und gerichtet.

Zumeiſt wird bisher alle Geſchichtsſchreibung von beſchränkten ethnocentriſchen Geſichtspunkten beherrſcht. Jeder Hiſtoriker will etwas verherrlichen und meiſt dasjenige, was ihm am nächſten ſteht, alſo ſeine Partei, ſein Volk, ſeinen Staat, ſeine Claſſe u. ſ. w. Man kann getroſt ſagen, daſs der gröſste Theil der Geſchichtsſchreibung bisher überhaupt nur dieſem ſubjectiven Bedürfniſſe der Menſchen entſprang, ihr Eigenes und Nächſtes zu verherrlichen und dabei das Fremde und Fernſtehende

zu erniedrigen und zu verunglimpfen. Daher kommt es, dafs die europäifche Gefchichtsfchreibung Europa als die Krone der Schöpfung und den Gipfelpunkt der gefchichtlichen Entwicklung bezeichnet — die chinefifche Gefchichtsfchreibung dasfelbe von China behauptet, die amerikanifche von Amerika — und dasfelbe thut im Bereiche von Europa wieder jede Nation in Bezug auf fich felbft, und fofort jedes Volk, Völkchen und Stämmchen. Aber für die objective Darftellung der Gefetze des gefchichtlichen Naturprozeffes ift bisher von der Gefchichtsfchreibung blutwenig gethan.

---

38. Wie die Amalgamirung vor fich geht.

Wir haben die Einzelvorgänge des gefchichtlichen Naturprozeffes in ihren Umriffen kennen gelernt; wir haben den Kampf der ethnifchen Elemente der zum Staate führt, und im Staate unter veränderten Formen fich fortfetzt, gefehen; wir haben auf jene, die einzelnen focialen Beftandtheile zufammenhaltende Kraft, den Syngenifmus hingewiefen, der in diefem Kampfe fo zu fageu die verfchiedenen Heerkörper bildet, die Schlachtreihen ordnet und zufammenhält; wir haben endlich als letztes Refultat der Staatsentwicklung die Bildung von Culturgebieten conftatirt.

Nun haben wir noch ein wichtiges Mittelglied in diefem ganzen Prozefs etwas eingehender zu betrachten, eine Erfcheinung, die von fehr complicirter Natur ift.

Wir haben nämlich bei der Betrachtung der heutigen Staaten fociale Beftandtheile conftatirt, von denen keines eine wirkliche ethnifche, etwa auf gleicher Abftammung beruhende Einheit darftellt. Aus dem ganzen Gange unferer Unterfuchungen vielmehr hat es fich ergeben, dafs

Digitized by Google

jedes dieſer ſocialen Beſtandtheile bereits das Reſultat eines vorhergegangenen Amalgamirungsprozeſſes iſt. Und dasſelbe was von den heutigen Staaten gilt, gilt wie wir wiſſen auch von den Staaten der hiſtoriſchen Vergangenheit, ſo weit unſer forſchender Blick nur in das Dunkel vergangener Jahrhunderte vordringen kann. Sowohl die uns in den hentigen Staaten, als auch die in den Staaten der hiſtoriſchen Vergangenheit uns entgegentretenden ethniſchen und ſocialen Beſtandtheile ſind immer bereits höhere Einheiten, die in ſich früher einfache heterogene Elemente zuſammenſchlieſsen und ſo geht es fort bis ſich unſer Blick in undurchdringliches Dunkel vorhiſtoriſcher Zeiten verliert.

Auf Grund dieſer Beobachtungen und Thatſachen conſtatirten wir es daher ſchon oben, daſs ſich durch die ganze Geſchichte der Menſchheit ein fortwährender Amalgamirungsprozeſs hindurchzieht, der von den kleinſten primitiven ſyngenetiſchen Gruppen ausgehend, nach irgend einem uns unbekannten raſſebildenden Geſetz dle einen heterogenen Gruppen immer mehr zu groſsen Geſammtheiten, zu Völkern, Nationen und Raſſen zuſammenſchlieſst und amalgamirt und ſie immer gegen andere ebenſo zuſammengeſchloſſene und amalgamirte Völker, Nationen und Raſſen in den Kampf und d u r c h denſelben zu immer neuen Herrſchafts- und Culturgebieten führt, die wieder das Heterogene zuſammenſchmelzen und amalgamiren. [1])

---

[1]) »Durch den immer mehr vervielfältigten Contact der Raſſen und Nationen wird eine immer vollſtändigere Miſchung des Blutes herbeigeführt und es werden gewiſſe Erfindungen, Werkzeuge und Sitten nach und nach allgemein bekannt und über die ganze Erde verbreitet; die Nationen erhalten ein immer mehr übereinſtimmendes Gepräge, wie ein ſolches ſchon jetzt den ſämmtlichen Culturvölkern der weiſsen Raſſe aufgedrückt iſt, welche ſo viele Aehnlichkeiten in ihren Sitten und Einrichtungen und eine gewiſſe allgemeine Form der Bildung bei aller Verſchie-

Digitized by Google

Dabei können wir die Beobachtung machen, dafs anscheinend ethnische Einheiten, die sich vor einigen Jahrhundert als fremd gegenüberstanden und bis aufs Blut befehdeten: nach einigen Jahrhunderten als einheitliche ethnische Gemeinschaften im Kampfe gegen neu aufgetretene andere ethnische Gemeinschaften zusammenstehen. Man denke nur an die Kämpfe der Römer mit italischen Völkerschaften und dann an ihre nationale Verschmelzung und gemeinsamen Kampf gegen Gallier oder Germanen; man denke an die Kämpfe zwischen Franken und Sachsen unter Karl dem Grofsen und einige Jahrhunderte später an ihren gemeinsamen Kampf als Deutsche gegen Franzosen; oder an die Kämpfe der Angelsachsen gegen die Normanen und einige Jahrhunderte später an ihre gemeinsamen Kämpfe als Engländer gegen andere Nationen.

Nun gelangen wir zur allerwichtigsten Frage: was ist es, das die zuvor heterogenen ethnischen Elemente immer wieder zu homogenen umwandelt, oder, da man diese homogenen ethnischen Elemente kurzweg Rassen nennt, (z. B. germanische Rasse, slavische Rasse, romanische Rasse) was ist es, das die historische Rasse constituirt? was ist es, das die Rassengegensätze der Vergangenheit in Rasseneinheit der Gegenwart umwandelt und das nach demselben immer gleich wirkenden Gesetz die Rassengegensätze von heute in die Rasseneinheit der Zukunft unter Umständen umwandeln kann?

Die Antwort auf diese Frage die uns den wichtigsten Schlüssel zur Lösung des Problems des geschichtlichen Naturprozesses in die Hand gibt, haben wir bereits durch das im vorigen Abschnitt über Syngenismus und die natürlichen und politischen Unterlagen desselben Gesagte vor-

---

denheit erkennen lassen, die historische Verhältnisse und Klima bedingen mögen.« Perty Ethnographie 1859 S. 299.

Digitized by Google

bereitet. Daſs es nicht einheitliche Abſtammung, etwa von einem oder mehreren Urpaaren iſt, welches das Bindemittel der in der Geſchichte auftretenden ethniſchen Einheiten iſt, und ihrer Einigung zu Grunde liegt, darüber belehrt ein nach welcher Richtung immer geworfener Blick auf die hiſtoriſchen und gegenwärtigen Raſſenkämpfe. Niemand wird die gegen die Deutſchen im Jahre 1870 kämpfenden Franzoſen in dieſer Bedeutung als ethniſche Einheit auffaſſen — noch die im Kampfe gegen die Oeſterreicher im Jahre 1859 geeinigten Italiener — und ebenſo wenig die Römer die gegen die Carthager oder die Griechen die gegen die Perſer kämpften.

Worin aber das ideale Moment das dieſe ethniſchen Einheiten zuſammenhält und ſie uns als Raſſen erſcheinen läſst liegt, das wiſſen wir bereits.

Wir haben es ſchon kennen gelernt was denn eigentlich den urſprünglichen Menſchenſchwarm oder auch den primitiven Stamm eines Naturvolkes wie wir ſie z. B. in Amerika oder Afrika finden, als ethniſche Einheit conſtituirt. Wir ſahen, daſs es in erſter Linie der freie Kreislauf des Blutes innerhalb dieſer Gemeinſchaft iſt, welcher ſie von jedem fremden Schwarm oder Stamm ſondert und die Grundlage der natürlichen ſyngenetiſchen Gefühle im Gegenſatz zu dem ebenſo natürlichen Fremdenhaſs bildet.

Wir haben geſehen, daſs es ferner die Gemeinſamkeit jener ſinnlich-geiſtigen Erzeugniſſe die wir als Ausfluſs der natürlichen ſocial ſich vollziehenden Function des menſchlichen Organiſmus kennen lernten, alſo der Sprache, der Religion mit allem was daran hängt, alſo der Sitten und Gebräuche u. ſ. w. iſt, welche dieſe Einheit conſtituirt.

Wo immer nun alle dieſe Momente (Blutumlauf, Sprache, Religion, Sitten nnd Gebräuche) zuſammentreffen, da haben wir eine ethniſche Einheit vor uns der man meiſtens die

Digitized by Google

Bezeichnung Raſſe gibt und für welche wir dieſe Bezeichnung gerne acceptiren.

Nun iſt aber nach allen unſeren vorhergehenden Ausführungen klar, daſs wir es bei dieſen natürlichen Merkmalen der Raſſe mit lauter Momenten zu thun haben die alle natürlich und geſchichtlich oder mit einem Wort, naturgeſchichtlich geworden ſind. Daher iſt die oft wiederholte Behauptung vollkommen richtig, daſs es heutzutage keine Raſſe auf der Welt gibt in jener (allerdings naiven) Bedeutung der einheitlichen Abſtammung. Solche Raſſen hat es aber vielleicht nur einmal, und in hiſtoriſchen Zeiten gewiſs nie gegeben.

Dagegen beſteht aber in der Raſſenbildung d. h. in der Bildung ethniſcher Einheiten in dem von uns oben erwähnten Sinne der wichtigſte Inhalt der Geſchichte der Menſchheit — dieſe Raſſenbildung mit allen ihren Begleiterſcheinungen iſt der weſentlichſte Kern der ſogenannten Weltgeſchichte der aber freilich von der ſo ſich nennenden Wiſſenſchaft ganz überſehen wird, wie wohl ſie unbewuſst und andern Geſichtspunkten folgend, vieles behandelt was zu dieſer eigentlichen Weltgeſchichte gehört.

Wenn nun aber dieſe Raſſenbildung der weſentlichſte Kern der »Weltgeſchichte« iſt, ſo liegt es uns ob die Grundzüge dieſes Bildungsprozeſſes darzulegen, um unſere Behauptung zu rechtfertigen, daſs die Darſtellung desſelben Beruf und Aufgabe der Geſchichtswiſſenſchaft zu bilden habe. Das wollen wir auch weiter unten verſuchen.

Zu jeder ſolchen Raſſenbildung gehören als Vorausſetzung vor allem mindeſtens zwei heterogene Beſtandtheile oder wenn man will, zwei frühere Raſſen — die dann in der neuen aufgehen ſollen.

Es frägt ſich nun, wie geſchieht dieſe Bildung — d. h. dieſe Amalgamirung zweier Raſſen zu einer?

Diese Frage ist die interessanteste von allen, denn sie bezieht sich unmittelbar auf die Art und Weise wie die Natur bei dem wichtigsten Act des socialen Prozesses vorgeht, auf die Mittel deren sie sich dabei bedient, auf die Politik die sie dabei beobachtet. Und wir werden sehen, daſs diese letztere sehr schlau ist — in so ferne es sich um Erreichung gewisser Zwecke handelt (wenn man sich dieses Ausdruckes bedienen darf) aber auch sehr grausam und rücksichtslos gegenüber den Menschen, die als Mittel und Werkzeuge zu der Erreichung jener Zwecke dienen müssen.

Denn der zukünftigen Amalgamirung der heterogenen Rassen, die die Natur offenbar anzustreben scheint (da sie es in sehr vielen Fällen bereits erreichte), steht der uns schon bekannte natürliche Antagonismus, die natürliche Antipathie der heterogenen Rassen im Wege.

Auf welche Weise kommt nun diese Amalgamirung zu Stande? Von friedlichen Mitteln kann hier vorerst nicht die Rede sein. Denn der Einzelne wurzelt ja mit seinem ganzen Wesen tief im Wesen seiner Rasse. Er ist sich des gemeinsamen Blutumlaufs bewuſst — er fühlt sich daher als ein Tropfen im gemeinsamen Kreislauf des Blutes: und scheut »von Natur« die Vermischung mit dem fremden Blute. An seiner eigenen Rasse hängt der Einzelne durch das Band der gemeinsamen Sprache; und es ist ein theures Band. Angeboren fast und von Kindheit angelernt scheint ihm die Sprache sein geistiges Blut — sein geistiges Wesen. Seine ganze geistige Natur hängt daran, die theuersten Erinnerungen seines Lebens. An ihr rankte von niederem Keime sein Geist immer höher sich empor — was wäre er ohne diese Stütze? Und ist's ein Wunder, wenn man denen die diese Sprache sprechen einen höheren Grad von Sympathie entgegenbringt, gewisse wärmere Gefühle für sie hegt als für jene »Barbaren« denen diese schönste aller Sprachen fremd, ja die diese Sprache gar verachten!

Digitized by Google

Und nun Religion, Sitten nnd Gebräuche! Wie muſs man diejenigen haſſen, die das Theuerſte was man im Gemüthe bewahrt, den Glauben an den »Gott der Väter« nicht theilen. Sind denn das auch noch Menſchen — die kein moraliſches beſſeres »Ich« beſitzen — die an ſelbſterdachte »falſche« Götzen glauben — deren Sitten und Gebräuche abſcheulich, unvernünftig und eckelhaft ſind?

Das ſind die natürlichſten, einfachſten Geſinnungen und Gefühle die der naive und gläubige Einzelne in der Religion, den Sitten und Gebräuchen ſeiner Raſſe wurzelnde Menſch den Menſchen — nein! den »niedern Geſchöpfen« der fremden, andersgearteten Raſſe entgegenbringt.

Und all dieſe natürlichen und naturnothwendigen, aus der Thatſache und dem Bewuſstſein abgeſonderten Blutumlaufs, eigener Sprache, Religion, eigener Sitten und Gebräuche ſtammenden Gefühle bilden das, was wir ſchon oben als Thatſache kennen gelernt haben — den Raſſenhaſs, den Abſcheu gegen das heterogene ethniſche Element. Und ſo beſchaffen, mit ſolchen gegenſeitigen Antipathien ausgeſtattet, treffen dieſe heterogenen Elemente immer wieder und immer wieder aufeinander um — entweder ſich zu amalgamiren oder das ſchwächere, nicht amalgamirungsfähige Element vom Erdboden zu vertilgen. Sprechen wir von der erſten Eventualität.

Würde man es beim erſten feindlichen Zuſammenſtoſs den Mitgliedern der einen Raſſe ſagen worauf die Natur es abgeſehen hat, auf ihr Verſchmelzen mit ihren Feinden — alle edleren Gefühle in ihnen würden ſich hoch aufbäumen, ihr ganzes beſſeres Ich würde laut gegen eine ſolche Zumuthung proteſtiren. Denn nur aus der Gebundenheit an ihre Raſſe entſpringen ihre edelſten Gefühle. Das Einſtehen für ihren eigenen Blutskreis iſt ja der Patriotiſmus — der Cultus der eigenen Sprache, der eigenen

Religion und was damit zusammenhängt (Sitten und Gebräuche) ist die edelste Erhebung ihres Geistes, der Aufschwung zum Ideal — was wären sie ohne dieses? Das alles stempelt sie ja zu Menschen in der höchsten Bedeutung dieses Wortes — das erhebt sie über das Thier.

Und doch — so ist's beschlossen im Rath der Götter! Wie kommt nun aber diese Amalgamirung zu Stande?

Nur im ewigen Rassenkampfe, in Krieg und »Frieden« — es geht nicht anders. Der Mensch müsste aufhören Mensch zu sein — er müsste — wenn er es überhaupt könnte — sich dessen entäussern wozu ihn die Natur machte: wenn er freiwillig verzichten sollte auf die »höchsten Güter« die er auf die Welt mit sich brachte — auf sein »edelstes Blut«, auf seine »schönste Sprache«, auf seine »wahrste Religion«, auf seine »vernünftigsten ehrwürdigsten Sitten und Gebräuche«. Und doch sind sie auf einander angewiesen, und müssen eins werden — so will es der Plan der Natur.

Und so beginnt denn der Kampf — der seine friedliche und rechtlich-werdende Form in der Organisation der Herrschaft, im Staate findet. Der Prozess ist ein langer, jahrhunderte-langer. Der Antagonismus zweier Naturgesetze, von denen das eine den Menschen, das andere die Menschheit beherrscht liefert den Boden für die Tragödie des Lebens, für das blutige Drama der Geschichte — liefert den köstlichsten Stoff für den Dichter, Künstler und »Geschichts-« oder eigentlich Geschichtenschreiber.

Wir erwähnten es schon, dass in diesem Kampfe der Rassen um Herrschaft, das was zuerst der künftigen einheitlichen Rassenbildung zum Opfer fällt, die Sprache ist.

Welcher allgewaltige Factor dabei bestimmend ist, das haben wir oben gesehen. Nur die im offenen Kriege be-

Digitized by Google

findlichen Raſſen können jedes gemeinſamen Verſtändigungsmittels entbehren. Sobald aber der friedliche Kampf, die Herrſchaft oder der gemeinſame wirthſchaftliche Verkehr beginnt — da ſtellt ſich das Bedürfniſs einer gegenſeitigen Verſtändigung unvermeidlich ein und eine Sprache muſs Siegerin bleiben. Welche Sprache aber Siegerin bleibt, das hängt von Umſtänden und Verhältniſſen ab in deren Analyſe wir hier nicht eingehen können.

Die obſiegende Sprache verhilft ſodann leicht den mit ihr organiſch zuſammenhängenden Sitten, Gebräuchen und religiöſen Vorſtellungen zum Sieg, ſo daſs man annehmen kann, daſs der Annahme der Sprache nicht lange die der Sitten, Gebräuche nnd Religion folgen muſs.

Dann iſt aber auch, wie wir geſehen haben, die tiefe Kluft zwiſchen den heterogenen Raſſen ſchon überbrückt, und nun kann durch das thatſächlich geübte oder wenigſtens rechtlich und ſittlich mögliche Connubium ihre endliche Ausfüllung erfolgen. Auch dieſe letzte Phaſe hat ihre ſchweren Geburtswehen. Zahlloſe Tragödien des Lebens legen den Grund. Die Dichter wiſſen davon viel zu ſingen und zu ſagen. Gebrochene Herzen, perſönliches Miſsgeſchick, verfehlte Lebensläufe, traurige Schickſale, zu Grunde gerichtetes Erdenglück — alles das muſs hoch ſich aufthürmen, ehe dieſe Kluft ausgefüllt wird.

Doch endlich geſchiehts und der Blutumlauf iſt hergeſtellt — der letzte Ring, das letzte Glied in der Kette iſt angefügt — die Raſſe iſt gebildet.

Iſt ſie aber einmal gebildet, dann muſs ſie ja der Natur der Sache nach all diejenigen Eigenſchaften haben, jene ganze Beſchaffenheit und Qualität die jedes ihrer Beſtandtheile in ſeinem früheren einheitlichen Zuſtande hatte. Denn dieſe Beſchaffenheit iſt ja bedingt durch den freien ungehemmten Blutumlauf, durch die Gemeinſchaft der Sprache, Religion und Cultur. Hat aber die neue Raſſe

Digitized by Google

diese Beschaffenheit, so muss naturnothwendig und unausbleiblich zwischen ihr und jeder andern mit der sie in Berührung kommt derselbe Kampf beginnen der einst zwischen ihren eigenen Elementen wüthete.

Nun könnte man meinen die Entwicklung der Menschheit müsste zu einem Punkte gelangen, wo die einzelnen Rassen auf ihren tellurischen Standorten sich consolidiren und in keine weiteren näheren Berührungen mit einander kommen, daher die Kämpfe aufhören müssen.

Einer solchen Stagnation steht aber ein ewiges Bewegungsgesetz entgegen, vermöge dessen die Rassen in fortwährendem Kreisen um den Erdball begriffen sind und vermöge dessen die consolidirte Rasse von dem Punkte auf dem sie sich befindet auf die oder jene Weise in Strömung geräth und den Standort der fremden Rasse aufsucht um mit derselben in neue Berührung zu kommen und den Kampf der zu erlöschen und in Stagnation zu gerathen drohte von neuem wieder zu beginnen. Dieses ewige Kreisen der Rassen und diess ewige Suchen der fremden Rassen mag in verschiedenen Zeiten in etwas veränderten Formen vor sich gehen. Einst und örtlich wohl auch noch heute spielt es sich ab in Form von Wanderzügen nomadischer Stämme — sodann in Kriegszügen und Eroberungen mit Landnahmen, endlich in Colonisationen und langsamen Migrationen wie heutzutage z. B. aus Europa nach Amerika, Asien und Australien. Aber die Sache bleibt dieselbe; es duldet die einheitlich gewordenen Rassen nicht am Orte wo der Rassenkampf in Stagnation zu verfallen droht — es treibt sie fort zu neuen Berührungen mit fremden Rassen und zu neuen Kämpfen.

Dieses Bewegungsgesetz mit allen seinen Consequenzen ist die eigentliche Seele der Geschichte — denn in immer neuem Kreislauf bringt es Rassenkampf, Sprachen-

Digitized by Google

einheit, gemeinſame Cultur und breitet die lebensfahigen Elemente immer weiterhin aus unter fortwährender Verdrängung vom Erdboden der nicht lebensfähigen.

Nun muſs man freilich, wenn man dieſe Tendenz der Geſchichtsbewegung in's Auge faſst zum Schluſſe kommen, daſs es einſt »nur eine Heerde« geben wird: doch liegt nach dem bisherigen Gang der Geſchichte in dieſer Beziehung, ein ſolcher Zeitpunkt in ſo unabſehbarer Ferne, daſs wir heutzutage noch füglich den »ewigen« Raſſenkampf als das Geſetz der Geſchichte und den »ewigen« Frieden« als den Traum der Idealiſten bezeichnen können ohne zu fürchten je durch Thatſachen widerlegt zu werden.

V.

Geschichtliche Hinweisungen.

39. Aegypten.

Wir haben bisher die Geſchichte der Menſchheit als Naturprozeſs, die Art und Weiſe wie ſich derſelbe abſpielt, die Geſetze nach denen er verläuft, die Formen in denen dieſer Verlauf in Erſcheinung tritt und die Vorgänge aus denen er ſich zuſammenſetzt, darzuſtellen verſucht. Wir wollen nun unſere obige Darſtellung ſozuſagen illuſtriren indem wir es unternehmen an einigen Beiſpielen zu zeigen, daſs die uns bekannte »Weltgeſchichte« in der That nichts anderes zur Erſcheinung bringt, als die von uns behaupteten natürlichen und naturnothwendigen immer und überall nach denſelben Geſetzen ſich abſpielenden Vorgänge.

Freilich können dieſe unſere Hinweiſungen nicht die ganze Weltgeſchichte in ihrer uns bekannten Vollſtändigkeit umfaſſen — denn wir müſsten eben eine »Weltgeſchichte« ſchreiben was hier nicht unſere Abſicht ſein kann; vielmehr müſſen wir uns auf einige Hauptzüge der geſchichtlichen Vorgänge beſchränken, und dieſelben ſozuſagen nur als Stichproben vorführen.

Nach den gangbaren Vorſtellungen, wonach die Menſchheit von einem Schöpfungscentrum ihren Ausgang genommen haben ſollte, dachte man ſich auch die Entwicklung der Geſchichte als von einer einzigen »Wiege« der Cultur ausgehend — und alle Geſchichtsdarſtellungen begannen daher immer von einer ſolchen vermeintlichen

Digitized by Google

Wiege die man nach Umſtänden in das Binnenland am Ganges oder was öfter geſchah an die Ufer des Nil ſetzte. Sodann war man beſtrebt, womöglich den einheitlichen Entwicklungsſtrom menſchlicher Geſchichte von dieſem ſeinem Urſprunge, an in ſeinen Verzweigungen und Veräſtelungen bis zu unſern Zeiten darzuſtellen.

In Wahrheit kennen wir keinen Zeitpunkt, und wenn wir auch unſern Blick noch ſo weit zurückwenden, wo die Geſchichte der Menſchheit an einem Punkte hervorbrechen würde: vielmehr leuchten uns durch das Dunkel des graueſten Alterthums bereits von vielen Punkten her zugleich viele Culturcentren entgegen — eine Thatſache die gewiſs mit dem polygenetiſchen Anfang des Menſchengeſchlechts in allen Theilen der bewohnbaren Erde im Zuſammenhange ſteht.

Wenn man jedoch die uns erhaltenen oder beſſer geſagt die bis heute aufgefundenen hiſtoriſchen Denkmäler nach ihrem Alter ordnet, ſo dürften vielleicht die älteſten ſich auf Aegypten beziehen und das Voranſtellen dieſes Landes in den chronologiſch geordneten Geſchichtsdarſtellungen rechtfertigen.

Aber dieſe erſten hiſtoriſchen Denkmäler zeigen uns noch immer keinerlei Anfang — ſondern führen uns offenbar in medias res — denn ſie zeigen uns Aegypten bereits als ein von vielen heterogenen Menſchenſtämmen umſtrittenes Land wo offenbar alte Staatenordnungen bereits den Verſuch machen, den Kampf der heterogenen ethniſchen Elemente in friedlichen Bahnen zu erhalten. [1])

---

[1]) Vrgl. Duncker Geſchichte des Alterthums 3. Aufl. I 28. Treffend gibt Perrot den Eindruck wieder den man empfängt, wenn man mit unbefangenem Blicke in die immer weiter und tiefer vor der geſchichtlichen Forſchung ſich aufthuende Vergangenheit ſich verſenkt. Indem er die neueſten egyptologiſchen Entdeckungen beſpricht die uns das älteſte Aegypten bereits als auf einer hohen Culturſtufe befindlich erſcheinen

Digitized by Google

»Das reiche, ſich ſelbſt genügende Aegypten, erzählt Ranke, reizte die Habgier benachbarter Stämme, welche andern Göttern dienten. Unter dem Namen der Hirtenvölker haben fremde Dynaſten und Stämme Aegypten Jahrhunderte lang beherſcht.«

Fürwahr, die Darſtellung der »Weltgeſchichte« konnte mit keinen characteriſtiſcheren Worten begonnen werden, als es hier Ranke thut. Denn in dieſen vom älteſten Aegypten ausgeſagten Worten ſpiegelt ſich ſozuſagen die Quinteſſenz der ganzen Menſchheitsgeſchichte. Wir fragen, wo und wann im Laufe der Geſchichte könnten dieſe Worte nicht zur Anwendung kommen? Immer waren es doch nur reiche und geſegnete Fluren um die man kämpfte — und immer waren es »benachbarte Stämme, welche andern Göttern dienten« d. h. fremde Stämme, die um ſolche Länder ſtritten. Ob wir chineſiſche, indiſche, griechiſche, italieniſche Geſchichte erzählen immer und überall werden wir uns obiger Worte Ranke's bedienen können — es iſt dieſelbe Situation die ſich immer und überall wiederholt.

Und zugleich mit den Jahrtauſende alten Staatsordnungen, die uns ſchon beim erſten Dämmerlicht egyptiſcher Geſchichte durch die Kaſten eben ſo wohl, wie durch die Pyramiden bezeugt werden: tritt uns im Nillande ein unentwirrbares ethniſches Problem entgegen, an deſſen Löſung alle Verſuche moderner Wiſſenſchaft ſcheitern müſſen. Nur ſo viel ſteht feſt, daſs wir es da ſchon in dem graueſten Alterthum mit einem Völkergemiſch zu thun

---

laſſen, bemerkt er: Quelque haut que l'on remonte dans le passé dont les profondeurs comme celle d'un gouffre béant, donnent le vertige à l'imagination, toujours on trouve l'Egypte déja formée, adulte déja et pourvue des tous ses organes, maitresse des pensées quelle developpera et penetrée des croyances dont elle vivra durant tant des siècles.« Rev. d. d. M. 1879.

Digitized by Google

haben, welches Jahrtaufende alte Kämpfe und Amalgamirungsprozeffe vorausfetzt.

Und auch diefes fcheint ficher zu fein, dafs in diefen Jahrtaufende langen Kämpfen und Amalgamirungsprozeffen die einftigen Urbewohner des Landes theils verfchwunden theils durch andere Volkstämme aufgefaugt wurden — denn darüber gibt es unter den Gelehrten keinen Streit mehr, dafs auch die älteften von der Forfchung im Nillande nachgewiefenen Bewohner nicht mehr Autochtonen des Landes find. [1])

Von diefen erften hiftorifch nachweisbaren Bewohnern des Landes rühren die grofsartigen Baudenkmale her die noch heute das Staunen der Reifenden erwecken. Diefe Denkmale laffen einen Schlufs ziehen auf die Beherrfchung grofser geknechteter Maffen durch eine ebenfo hochgebildete wie prunkliebende und kunftfinnige Minorität. Aber die Stunde diefer ftolzen Pyramidenbauer fchlug einft — ihre Herrfchaft wurde von Nomadenftämmen, die von

---

[1]) »Nun find aber die Aegypter keine Antochtonen des Nillandes, fondern find wie fich beweifen läfst, aus Afien dort eingewandert.« Friedrich Müller Ethnographie I 31. Aber auch andere »chamitifche Stämme« welche alle den Norden und Nordoften Afrikas bewohnen, find nach Müller lange vor den Aegyptern dort eingewandert. l. c. 32. »Die egyptifche Bevölkerung . . . war durch die fyrifche Wüfte aus Afien gekommen, um fich hier im Nilthale niederzulaffen.« Lenormant der diefe Thatfache als eine wiffenfchaftlich entfchiedene hinftellt, glaubt, dafs man die frühere Annahme »das egyptifche Volk ftamme von einer afrikanifchen Raffe ab« mit derfelben nur auf diefe Art in Uebereinftimmung bringen kann, wenn man annimmt: die civilifirte Raffe, welche von Afien her in das Nilthal kam, mufste hier eine afrikanifche, noch ganz im Zuftande der Barbarei lebende Bevölkerung vorfinden, die fich unterwarf, aber deren Blut fich nur bis zu einem gewiffen Grade mit dem der neuen Ankömmlinge vermifchte.« Das halten wir allerdings für das Wahrfcheinlichfte. Vrgl. Lenormant Anfänge der Cultur I 121 (Jena 1875) vrgl. auch Duncker Gefchichte des Alterthums I S. 11.

Osten über Aegypten hereinbrachen, gestürzt. »Unerwartet zogen aus den östlichen Gegenden von Geschlecht unangesehene Menschen mit kühnem Entschluss heran und nahmen das Land mit Gewalt und ohne grosse Mühe. Sie bemächtigten sich der Herrschenden, verbrannten grausam die Städte und zerstörten die Heiligthümer der Götter. Gegen die gesammte Einwohnerschaft handelten sie auf das Feindseligste (wahrscheinlich aber nicht anders als einst die Vorfahren der Pyramidenerbauer gegen die Autochtonen oder sonstigen in Aegypten angetroffenen Insassen?) indem sie die einen niedermachten, die Weiber und Kinder der Andern in die Knechtschaft führten. Endlich machten sie auch einen aus ihrer Mitte zum Könige, dessen Namen Salatis war. Dieser nahm seinen Sitz zu Memphis, erhob Tribut aus dem obern und untern Lande und legte Besatzungen an die geeignetsten Orte . . . Salatis starb nachdem er 19 Jahre regiert hatte. Ihm folgten (hier folgen fünf Namen).

Diese sechs waren die ersten Herrscher; sie führten Krieg und suchten die Wurzel Aegytens immer mehr auszurotten . . .«

So schildert Manetho eine der frühesten historisch bekannt gewordenen Episoden dieses ewig sich gleichenden Prozesses. Wahrlich, auf welchen Krieg des Mittelalters und der Neuzeit könnte man nicht Manetho's Schilderung anwenden? Wie oft ist seit der Zeit, blühenden Culturen nicht der Garaus gemacht worden von politischen Parvenu's von »Barbaren« oder wie Manetho sie nennt von »Menschen unangesehen von Geschlecht doch mit kühnem Entschlusse!«

Und auch der Umstand ist charakteristisch, dass diese Barbaren der Wüste die soeben eine blühende Cultur zu Boden traten, nichtsdestoweniger die Kunst zu herrschen bald gewiss in nicht minderem Grade sich aneigneten, als es je bei ihren Vorgängern im Nilthale der Fall war.

Digitized by Google

»Sie erhoben Tribut, befeſtigten die Städte und legten Beſatzungen in die geeignetſten Orte.« Wir ſagen, auch das iſt für den ganzen Naturprozeſs der Geſchichte charakteriſtiſch; denn ſo wie bekanntlich »mit dem Amt« meiſtens der Verſtand kommt, ſo haben es immer noch die culturloſeſten Barbaren verſtanden, wenn ſie einmal Sieger wurden auch Herrſcher zu ſein.[1]) Freilich, ewig dieſe Herrſchaft zu erhalten war ihnen ebenſowenig gegeben wie ihren Vorgängern — das brachten aber im Laufe der Geſchichte auch die civiliſirteſten und tapferſten Völker nicht zu Stande — denn das ſcheint gegen das Naturgeſetz der Geſchichte zu verſtoſsen. Rund tauſend Jahre herrſchten ſie — und ihre Zeit war um. Für den Amalgamirungsprozeſs aber mit dem Stamm ihrer Vorgänger, der geſtürzten Pyramidenerbauer, mit den »alten« Aegyptern die ihrerzeit im Nillande nicht weniger neu und fremd waren, für dieſen Amalgamirungsprozeſs der bei all dieſen Herrſchaftsumwälzungen, der Natur das Wichtigſte zu ſein ſcheint, ſorgten nach Ausrottung der wehrhaften Männer des vordem herrſchenden

---

[1]) Es mag hier daran erinnert werden, was Lepsius von den modernen Beherrſchern Aegyptens, den Türken ſagt: »Dieſe Kawas, welche ein eigenes Chor von Unteroffizieren des Paſcha bilden, ſind hier zu Lande (in Aegypten) eine ganz beſondere und wichtige Claſſe von Leuten. Nur Türken werden dazu genommen und dieſe beſitzen ſchon durch ihre Nationalität ein angebornes Uebergewicht über jeden Araber. Es mag wenig Völker geben die ſo viel Anlage zum Herrſchen haben, wie die Türken, die wir uns doch oft als halbe Barbaren, roh und formlos zu denken pflegen . . . Ein türkiſcher Kawas jagt ein ganzes Dorf Fellah's oder Araber vor ſich her und imponirt entſchieden ſelbſt noch den ſtolzern Beduinen. Der Paſcha gebraucht das Corps dieſer Kawas zu beſonderen Sendungen und Commiſſionen im ganzen Lande. Sie ſind die oberſten ausführenden Diener des Paſcha und der Gouverneure der Provinzen . . .« So werden auch die Hykſos einſt über Aegypten geherrſcht haben und ſo herrſchen immer und überall die ſiegenden Minoritäten über die beſiegten Maſſen.

Digitized by Google

Volkes jene »Kinder und Weiber der Andern die in die Knechtſchaft geführt wurden« wie Manetho berichtet. Auch dieſer Vorgang iſt typiſch — und ſpeziell ſcheinen es immer in erſter Reihe die Weiber zu ſein die das Blut des beſiegten Stammes in das der Siegenden hinüber leiten.

War die Herrſchaft der »alten« Aegypter von Oſten her geſtürzt worden, ſo ereilte die Herrſchaft der Hykſos ihr Schickſal von Süden her. Dort oben am Oberlauf und an den Quellen des Nil's wimmelte es und wimmelt bis heute von den verſchiedenartigſten Stämmen. Einer derſelben unter König Raskenen gab den Hykſos den erſten tödtlichen Stoſs; ſeine Nachfolger vollendeten das Werk und gründeten wieder ein »neues« Reich. Und wenn auch berichtet wird, daſs die Hykſos den Boden Aegyptens verlieſsen und gen Oſten zogen und zwar angeblich 240.000 Mann, ſo iſt das gewiſs nur ein Häuflein von »Intranſingenten« wie ſie immer und überall zu finden ſind, und die im ſchlimmſten Falle es vorziehen »Emigranten« zu ſein als ſich der neuen Ordnung der Dinge zu fügen. Der Auszug dieſes Häufleins hat aber gewiſs wie nie und nirgends auch damals in Aegypten die Thatſache nicht ändern können, daſs das »neue« Volk alle ethniſchen Elemente des vorhergegangenen Geſchichtsprozeſſes, die Hykſos nicht ausgenommen, in ſich vereinigte und ſo mit vermehrten und nun neu belebten ethniſchen Impulſen ausgeſtattet, einem neuen Amalgamirungsprozeſſe und neuer Culturentwicklung entgegengieng.

Und zwar iſt es dieſsmal die »glänzendſte Periode« der egyptiſchen Geſchichte die durch den Einbruch eines friſchen Stromes »äthiopiſchen« Blutes in das bisherige Völkergemiſch Aegyptens angebahnt wurde und es iſt gewiſs bedeutſam für den Charakter dieſes ganzen Umſchwunges, daſs der eigentliche Beſieger der Hykſos und

Digitized by Google

der entſcheidende Begründer des »neuen« Reiches ſeinen Thron mit einer »ſchwarzen« Ehehälfte theilte.

Spielte ſich die bisherige Geſchichte Aegyptens, ſo viel ſie uns bekannt iſt dadurch ab, daſs auswärtige ethniſche Elemente in's Land einbrachen und mit den hier angeſeſſenen den Kampf um Herrſchaft unterhielten: ſo iſt das »neue« Reich vielleicht in Folge des langen Amalgamirungsprozeſſes in ſo weit kraftvoll in ſich ſelbſt, daſs es für eine geraume Zeit kein neues Eindringen fremder Elemente duldet, hingegen aber mächtig nach auswärts ſtrebt und ſeine überſprudelnde Kraft in gewaltigen Eroberungszügen nach allen Weltgegenden geltend macht und auf dieſe Weiſe den weitern Geſchichtsprozeſs fördert. Denn, um es hier gleich einzuſchalten, für das geſchichtliche Leben eines Landes kann es nur zwei Möglichkeiten geben — entweder es erhält die ethniſchen Impulſe durch das Eindringen fremder Elemente von auſsen oder es holt ſich dieſelben durch Expanſionsbewegungen nach auſsen. Entweder erobert werden oder erobern, das iſt die unvermeidliche Alternative die jedem Staatsweſen geſtellt iſt; iſt es kräftig ſo tritt es erobernd auf, ermangelt es der genügenden Kraft zu Eroberungen, ſo muſs es fremder erobernder Kraft unterliegen. Denn der allgewaltige Naturprozeſs der ethniſchen Amalgamirung bricht ſich Bahn für jeden Fall — ob es die Völker wollen oder nicht — ja in der Regel ſogar gegen ihren Willen. Und ſo duldete es die neuen Herrſcher Aegyptens nicht ruhig in ihrem Lande — die friedliche Arbeit im Nillande mit all den unſinnigen Rieſentempelbauten erſchöpfte noch immer nicht ihre Thatkraft. Hinaus ſtrebten ſie, immer fremde Völker zu beherrſchen, Gefangene zu machen, in Form von Tribut fremden Schweiſs und fremdes Blut zu trinken und last not least ſchöne Sklavinnen aus der Fremde heimzuführen.

Digitized by Google

Die blinden Werkzeuge eines allgewalltigen Naturgesetzes! — mögen sie wüthen und »große Thaten« vollbringen — auch ihre Stunde kommt wo sie die Rolle des Hammers wieder mit der des Amboß vertauschen müssen.

Weit hinaus über die Grenzen Aegyptens und Afrikas trugen die Herrscher der nun folgenden Dynastien ihre siegreichen Waffen. Der eine von ihnen (Thutmosis III.) unterwarf sich die asiatischen Länder und Völker bis an den Euphrat, bis wohin er die Grenzen seines Reiches erweiterte; ja, eine Inschrift erwähnt sogar, daß ihm ein Volksstamm des östlichen Mesopotamiens Tribut zahlen mußte — während eine andere Inschrift bezeugt, daß ihm sein Statthalter in Gold, Ebenholz und Elfenbein den Tribut von Völkern Aetiopiens und Nubiens einschickte. Diese großen Thaten zusammenfassend preist ihn eine gleichzeitige Hyeroglypheninschrift als denjenigen, der die »ganze Erde gezüchtigt.«[1])

Lange noch dauerte diese Eroberungspolitik. Sie feierte große Triumphe unter Sethos I., Ramses II. und III. Assyrer, Meder, Perser, Baktrer und die fernen bereits europäisches Land bewohnenden Skythen fühlten die schwere Hand der ägyptischen Eroberer — ebenso die Libyer im Westen und die Aethiopier im Süden Aegyptens.

Diese siegreichen Eroberungszüge, die Tribute der besiegten Völker und die Schaaren heimgeführter Gefangenen setzten die Herrscher Aegyptens in den Stand, neue Riesenbauten zu vollführen die ihren Ruhm verewigen, ihre Kriegsthaten späten Jahrtausenden überliefern sollten. Der Palast von Luxor, die Sphynxenallee von Luxor bis Karnak, das »Haus des Amenophis« und zahlreiche ähnliche Denkmale zeugen noch heute von dem Reichthum und der

---

[1]) Duncker I 107.

Digitized by Google

Macht, welche diese ägyptischen Eroberer auf ihren weiten Zügen in drei Welttheilen erwarben und von den Schätzen die sie da zusammenraubten und nach Aegypten brachten.

Doch der langen Periode des Aufschwunges und der Macht folgte naturnothwendig wieder eine Zeit der Erschlaffung und des Niederganges, während zugleich die Reichthümer Aegyptens fremde Völker anlockten, die theils als friedliche Colonisten wie die kleinasiatischen Griechen, theils als Eroberer wie Perser und Macedonier das Land der Pharaonen zum Gegenstand ihrer Ausbeutung wählten. Nun ward Aegypten nacheinander persische, macedonische und schließlich römische Provinz und das Land das einst unter kräftigen Herrschern so viele fremde Nationen zu seinem Vortheil ausbeutete, ward nun die Beute fremder Eroberer und nacheinander von persischen, macedonischen und römischen Satrapen, Consuln und ihren Helfershelfern ausgesogen. Und auch der Fall des römischen Reiches brachte Aegypten noch immer keine Erlösung.

Arabische Herrschaft im Mittelalter, türkische in der Neuzeit setzten das Werk der Perser, Macedonier und Römer fort. Und kaum neigt sich die türkische Herrschaft in unsern Tagen zum Fall, so streckt schon England seine gewinnsüchtige Hand nach dem Nillande aus und englische Lords berechnen bereits, welchen Gewinn sie aus dem Besitze dieses fruchtbaren uud so günstig gelegenen Landes ziehen können.

Als bewegendes Princip aber durch diese vieltausendjährige Geschichte zieht sich der ewige Kampf um Herrschaft von Rasse gegen Rasse und zugleich vollzieht sich ein fortwährender Umschmelzungs- und Amalgamirungsprozeß aus dem schon heute ein neues Aegyptervolk hervorzugehen scheint. — Was für die fremden Eroberer und Colonisten eine solche neue Rassenbildung bedeutet, das haben wir an den Massacres von Alexandrien im Sommer 1882

Digitized by Google

schaudernd miterlebt. Die »Fremden« wurden wie die Hunde mit Knütteln todtgeschlagen und es ertönte der Schlachtruf »Aegypten den Aegyptern«. Aber auch die siegenden Engländer machten mit den »ägyptischen Hunden« kurzen Prozeſs. Und so geht es mit Grazie fort — Rasse gegen Rasse, Kampf um Herrschaft — doch stehen sich immer neue Rassen entgegen von denen jede ein tausendfaches ethnisches Amalgam ist; der ewige Kampf aber vermindert die Zahl der Rassen und schafft den siegenden immer gröſsere Verbreitung. Ein ewiges Naturgesetz scheint ganz andere Ziele zu verfolgen als die kurzsichtigen Bestrebungen der Menschen; jene scheinen auf dem Gebiete der Völkeramalgamirung zu liegen, während diese um kleinliche Besitz- und Herrschaftsinteressen sich drehend schlieſslich dem groſsen Naturgesetze dienen müssen.

---

40. Babylon.

Als das zweitälteste Culturcentrum das uns aus grauestem Alterthum entgegenleuchtet dürfte wohl dasjenige bezeichnet werden, das sich in den Niederungen des Euphrat und Tigris entwickelte. Für uns beginnt die Geschichte dieser Landschaften selbstverständlich von dem Zeitpunkte, bis zu welchem die erhaltenen oder neuentdeckten Denkmäler hinaufreichen. Was die diesem Zeitpunkte vorhergehende Geschichte anbelangt, sind wir auch hier nur auf Ausdeutung und Enträthselung dunkler Sagen und auf Analogieschlüsse angewiesen.

Das uns erhaltene Bruchstück einer einheimischen Quelle, das Fragment des Berosus leitet die Geschichte Babyloniens mit einer Darstellung der Menschenschöpfung ein, die nach alten Sagen im Gegensatz zur Bibel eine poly-

Digitized by Google

genetifche Vorftellung enthält. Darnach bildete einer der Götter aus dem mit Erde gemengten Blute des höchften Gottes Bel, Menfchen.

Gleich darauf zur Schilderung hiftorifcher Begebenheiten übergehend erzählt Berofus, dafs es »eine grofse Menge von Menfchen verfchiedenen Stammes« gab die Chaldäa bewohnten. Diefe »Menfchen verfchiedenen Stammes« aber lebten »ohne Ordnung wie die Thiere« bis fie von einem »Meerungeheuer« Namens »Oan« in allen Künften des Friedens unterrichtet und zu Zucht und Ordnung angeleitet wurden.[1])

Es ift durchaus keine gewagte Interpretation, fondern entfpricht vollkommen der in demfelben Sinne auch anderwärts vorkommenden Sage und ihrer hiftorifch erwiefenen Bedeutung, wenn man unter diefem Meerungeheuer, das hier wie auch anderwärts die Rolle des Staatsgründers fpielt, einen überfeeifchen Erobererftamm verfteht, der fich die an den Niederungen des Euphrat und Tigris wohnenden Stämme unterwarf und unter fein Herrfchaftsjoch beugte.[2])

---

[1]) Duncker Alterthum I 195. »Diodor berichtet, dafs Belos eine Colonie aus Aegypten nach Babylonien geführt, dafs er fich am Ufer des Euphrat niedergelaffen und die Priefter, welche die Babylonier Chaldäer nannten, ähnlich wie in Aegypten, von allen Steuern und öffentlichen Leiftungen befreit habe . .« (Dafelbft.) Wenn auch diefe Erzählung nicht wörtlich richtig zu fein braucht fo ift fie doch ein genügendes Zeugnifs für die fremde Herkunft der herrfchenden Claffe in Babylon, deren Beftandtheil jedenfalls diefe »chaldäifchen Priefter« waren.

[2]) Aehnlich fchreibt die altmexikanifche Tradition die Einführung höherer Cultur und Civilifation einem grofsen Propheten Quetzalcoatl zu, der zu Schiffe an der Küfte von Panuco ankam. Er ward Priefter, Gefetzgeber und König im Reich der Tolteken. Er fchaffte die Menfchenopfer ab, lehrte Himmelskunde, ordnete die Jahresfefte u. dgl. Nach einer langen Wirkfamkeit im Toltekenreiche kehrt er zu feinem von Schlangen umwundenen Schiffe zurück und verläfst fpurlos das Land.

Digitized by Google

Aber diese erste nur durch die Sage uns vermittelte Eroberung und Staatsgründung fällt in vorhistorische Zeiten — dagegen muss diejenige staatliche Ordnung die wir beim Lichte der ersten historischen Ueberlieferung an den Niederungen des Euphrat und Tigris erblicken, auf eine andere Eroberung zurückgeführt werden und zwar auf die, der von Norden her eingewanderten Chaldäer; denn diese sind es die wir in dem Anfange der Geschichte Babyloniens daselbst als »herrschenden Stamm« antreffen.[1])

Andererseits dagegen wird uns wieder von einer Eroberung Babylons durch die Meder berichtet, die zu einer Zeit vor sich gieng als in Sinear (so nannte man diese Gegend) bereits ein Culturleben existirte. Denn mit Recht bemerkt Duncker, dass »zu einem Angriff auf das Niederland am Euphrat und Tigris, die Hirtenstämme des iranischen Hochlandes doch erst Veranlassung hatten, wenn das Leben in Sinear zu einiger Blüthe gediehen war, wenn das Land gut angebaut war und den Hirten Aussicht auf Beute und Ueberfluss gewährte.«[2])

Wenn man sodann von der blühenden Cultur Babylons vernimmt, und von der hohen Entwicklung dieses Staatswesens, dabei immer von dem Stamm der Chaldäer als dem Priester- und Gelehrtenstand der aber auch gelegentlich Herrscher auf den Thron setzte und stürzte: so liegt die Vermuthung nahe, dass sich Chaldäer und Meder auf diese Weise in die Herrschaft theilten, dass die ersteren

---

Bastian geogr. und ethnol. Bilder S. 36. Uebrigens sei hier noch daran erinnert, dass die Sage sehr oft Menschen mit Thieren vergleichend verschiedene Thiere nennt, wo sie an Menschen denkt und von Menschen spricht. So hat es Szainocha zur Evidenz bewiesen, dass in den Chroniken des europäischen Continents zwischen dem 9 und 12 Jahrhundert von Mäusen die Rede ist wo man an Seeräuber denkt und von Seeräubern spricht. Vrgl. Szainocha Szkice historyczne B. II S. 165.

[1]) Duncker I 203. [2]) Duncker l. c. 205.

Digitized by Google

die Priester- die letzteren die Kriegerkaste in diesem Staate bildeten. Diese Vermuthung ist um so mehr berechtiget, da wir auch abwechselnd von einer medischen und chaldäischen Dynastie Kunde haben. Characteristisch aber für die Stellung der »Meder« als Kriegerkaste in Babylon darf wohl der Umstand angesehen werden, dass der einzige expansive und nach Aussen stark aggressive Aufschwung der uns aus der bekannten Geschichte Babyloniens überliefert ist (Nabopolassar) auf ein Bündniss mit den Medern unter deren König Kyaxares zurückgeführt wird. Ein solches Bündniss wird verständlich, wenn man an einen stammverwandtschaftlichen Zusammenhang der in Babylon herrschenden medischen Kriegerkaste und dem in ihrer einstigen Heimat blühenden medischen Reiche denkt.

Im Ganzen aber scheint es, dass uns die geschichtlichen Daten über Babylon nur aus der Zeit des Niederganges des Babylonischen Reiches bekannt sind, und dass der Aufschwung desselben unter Nabopolassar nur ein letztes Aufflackern des einst viel mächtigeren Staatswesens darstellt, nach welchem es bald in gänzlichen Verfall geräth. Denn während es Thatsache ist, dass von Babylon aus die Gründung Assurs erfolgte, dass Babylon die ältere, Assur die jüngere Culturwelt ist [1]): so fällt doch bald nach dem ersten Zeitpunkt bekannter Geschichte das einst tonangebende und vorherrschende Babel unter die Botmässigkeit Assurs und kommt seit der Zeit nur noch als Provinz, welche die wechselnden Geschicke des Assirischen Reiches theilte, in Betracht.

---

[1]) »Die Inschriften, welche die Trümmer Niniveh's uns erhalten haben, zeigen mit geringen Abweichungen dieselbe Schrift und lassen dieselbe Sprache erkennen, welche in Babylon geschrieben und gesprochen wurde. Hier wie dort gilt dieselbe Art der Zeitrechnung, dieselbe Technik und Kunst« etc. Duncker l. c. 436. Vrgl. auch daselbst S. 437.

Digitized by Google

41. Affur.

Aus Anlafs der Urgefchichte Affur's macht Ranke die treffliche, nach unfern Ausführungen felbftverftändliche Bemerkung, dafs fich der »allgemeinen Gefchichte« »..überhaupt Anfangs nicht grofse Monarchien, fondern kleine Stammesbezirke oder ftaatenähnliche Genoffenfchaften darftellen, welche eigenartig und unabhängig neben einander beftehen.« Demgemäfs conftatirt Ranke, dafs »im 10. und 9. Jahrhundert vor unferer Aera diesfeits und jenfeits des Euphrat und des Tigris fowie in dem Quellenlande der beiden Ströme eine grofse Anzahl unabhängiger kleiner Reiche beftanden« die alle »in gegenfeitigen Feindfeligkeiten und kleinen Kriegen befchäftigt« waren.[1]) Erinnern wir uns hier daran, was Berofus von der »Menge Menfchen verfchiedenen Stammes« die Chaldäa bewohnten erzählt und an ähnliche uns überall in der Urzeit entgegentretende Verhältniffe, fo wird der Analogiefchlufs geftattet fein, dafs diefe grofse Anzahl kleiner Reiche mindeftens eine ebenfolche Vielheit heterogener ethnifcher Elemente darftellte.

Wenn wir dann plötzlich von einem gewaltigen Herrfchaftscentrum eines grofsen Affyrifchen Reiches hören, von mächtigen Herrfchern die Riefenbauten aufführen, deren Ruinen wir heute noch anftaunen: fo ift es einleuchtend, dafs diefe Monarchie wie fo viele andere fpäter (man denke an Rom) durch ein kräftiges Zufammenfaffen jener Anzahl von Stämmen unter der Führung und Herrfchaft des mächtigften und glückllchften unter ihnen entftand, der fich zum »herrfchenden Stamme« aufwarf.

---

[1]) Ranke l. c. I 88, 89.

Damit hätte ſich in Aſſur nur ein Prozeſs vollzogen, wie ihn Niebuhr als characteriſtiſch für das ſtaatliche und politiſche Leben des Orients hinſtellt und wie er unſerer Anſicht nach immer und überall vor ſich geht. »Ueberall finden wir in der Geſchichte des Orients, ſagt nämlich Marcus Niebuhr, ein herrſchendes Volk. Dieſes Volk mag ſeinen Fürſten gegenüber noch ſo unfrei ſein, ſo iſt es den Unterworfenen gegenüber doch herrſchend; der Fürſt gebietet über die unterthänigen Völker gewiſſermaſsen durch das Mittel ſeines Stammes ex titulo ſeiner Herrſchaft über dieſen.« [1])

Daſs die Bildung des aſſyriſchen Staates auf dieſe Weiſe, d. i. durch die Uebermacht eines Stammes über eine Anzahl anderer benachbarter vor ſich ging, dafür läſst ſich auch ein Beweis ex post ſchöpfen, wenn man die immer ſteigende Entwicklung des aſſyriſchen Reiches beobachtet und dabei an die ewige Weſensgleichheit der Vorgänge des geſchichtlichen Prozeſſes denkt. Denn nicht anders als durch fortwährende Eroberungen und Unterjochungen aller, erſt der näheren und dann der immer ferneren in allen Richtungen der Windroſe es umgebenden Völker und Staaten geht die Entwicklung des aſſyriſchen Reiches vor ſich. Und auf die Kraft und Energie mit der einſt der am Mittellauf des Tigris auftretende aſſyriſche Stamm die rund um ihn her anſäſsigen oder, was wahrſcheinlicher herumſchweifenden Stämme ſich unterworfen haben mochte: kann aus der Kraft und Energie geſchloſſen werden mit der das immer wachſende aſſyriſche Reich ſeine kriegeriſchen und meiſt ſiegreichen Unternehmungen nach allen vier Weltgegenden ausführte. In der That iſt Aſſur eine der erſten »Weltmonarchieen« die wir kennen lernen. Ein unaufhörliches, unerſättliches Streben nach Weltherrſchaft beſeelt die aſſyriſchen Monarchen.

---

[1]) Marcus Niebuhr: Assur und Babel S. 18.

Digitized by Google

Ihre Eroberungszüge reichen im Nordweſten bis an das ägäiſche Meer, ſüdweſtlich bis nach Phönicien [1]) und Paläſtina; nach Aegypten, ja ſogar bis nach Aethiopien ſollen ſie gelangt ſein — Syrien, Arabien und Meſopotamien waren ihnen lange unterthan — die Völker und Stämme des armeniſchen Hochlandes zahlen ihnen Tribut und über das iraniſche Hochland, wo ſie die Meder unterwarfen gelangten ſie bis nach Indien. Im Süden aber überwältigten ſie jenen älteren Culturſtaat, dem ſie ihre Bildung, ihre Kunſt, ihre ganze Civiliſation verdankten. Als Barbaren fielen ſie über Babylon her und es dauerte lange bis es letzterem gelang ſich zeitweiſe dem aſſyriſchen Joche zu entwinden.

Hand in Hand mit dieſen groſsen Eroberungszügen Aſſyriens (ebenſo wie mit den früheren und ſpäteren Babyloniens) geht eine ſtaunenerregende Thätigkeit im Aufführen von Prachtbauten die, Jahrtauſende in tiefem Schutt begraben, in unſerer Zeit neu entdeckt wurden. Sowohl dieſe Bauten wie die auf ihnen erhaltenen hiſtoriſchen Zeugniſſe geben uns eine Idee von der hohen Cultur dieſer Völker. Und wenn wir nach den Factoren fragen die eine ſo hohe Cultur erzeugen konnten ſo müſſen wir neben jenen groſsartigen ſiegreichen Eroberungszügen noch auf ein anderes Moment unſere Aufmerkſamkeit lenken, welches gewiſs zum geiſtigen Aufſchwung dieſer Völker das ſeine nicht minder beigetragen hat — wir meinen die groſsartigen Völkerverpflanzungen und Ueberſiedlungen die jedesmal jenen ſiegreichen Eroberungszügen auf dem Fuſse folgten.

So rühmt ein aſſyriſcher Herrſcher des achten Jahrhunderts (Sargon II) von ſich, daſs er nach der Einnahme Samarias »27,280 ihrer Einwohner in die Gefangenſchaft

[1]) Vrgl. Movers Die Phönizier II. 1. S. 257 — 297.

Digitized by Google

führte« worauf er gleich erklärend hinzufügt »die Menschen, welche meine Hand bezwungen, ließs ich inmitten meiner Unterthanen wohnen.« Derselbe Sargon verpflanzte aus Gaza 9000 Einwohner nach Assyrien. Einer seiner Nachfolger, Assarhadon, verpflanzt Elamiten aus dem unterworfenen Babylonien nach dem eroberten Paläſtina — nachdem die Juden aus Paläſtina nach Babylon, Assyrien und Medien übersiedelt worden waren.

Gewiſs sind solche gewaltsame Völkerwanderungen und Uebersiedlungen von den Herrschern Assyriens und Babyloniens nur in ihrem unmittelbaren Herrscherinteresse vorgenommen worden, so wie das etwa in neuester Zeit vielfach in Ruſsland geschah; man betrachtete solche gewaltsame Uebersiedlungen als die beste Vorsichtsmaſsregel gegen etwaige Empörungen und Abfallsversuche: nichtsdestoweniger aber dienten die Herrscher Assyriens und Babyloniens dadurch dem groſsen Gesetze der ethnischen Amalgamirung der Völker und förderten mächtig den weltgeschichtlichen Zug zur Völkermischung. So hat immer und überall in der Geschichte der Drang des Eigeninteresses der Verwirklichung groſser historischer Gesetze Vorschub geleistet — und die einzelne historische Handlung bewuſst zu unmittelbaren persönlichen oder »Staatszwecken« unternommen, hat unbewuſst höheren geschichtlichen Gesetzen Geltung verschafft und ihnen zum Durchbruch verholfen.

Wir können von Babel und Assur nicht scheiden ohne auf diese Erscheinung aufmerksam zu machen die uns hinfort durch die ganze Geschichte der Menschheit begleiten wird d. i. auf die regelmäſsige Aufeinanderfolge starker Völkergemische und groſser Culturentwicklung. Ob zwischen diesen beiden Umständen ein Causalzusammenhang besteht wollen wir vorerst nicht entscheiden. Nur auf die Thatsache müssen wir hindeuten, daſs während wir noch heutzutage Na-

Digitized by Google

turvölker finden, die offenbar unvermischt zugleich aber im primitivsten thierähnlichsten Zustande leben: wir andererseits nirgends eine blühende Cultur constatiren können, wo wir nicht zugleich eine vorhergegangene starke ethnische Amalgamirung nachweisen könnten.[1]) Wie gesagt, wir ziehen keine voreiligen Schlüsse — aber sehr frappant ist doch der Umstand, dass sich diese zwei Erscheinungen, ethnische Amalgamirung und Culturentwicklung, so regelmässig in der Geschichte folgen, während unvermischte Naturvölkerhorden culturlos bis in die Gegenwart hineinvegetiren. — Für einen causalen Zusammenhang dieser zwei Erscheinungen spricht aber das was wir oben (S. 231. ff.) über Herrschaftsorganisation, Arbeitstheilung und Cultur sagten.

Jedenfalls darf als sicher angenommen werden, dass eine grosse Heterogeneität der Volksbestandtheile die wirksamste Förderung, ja die natürliche Grundlage einer weitgehenden volkswirthschaftlichen Arbeitstheilung ist, aus der sich die Entwicklung einer bedeutenden Cultur leicht erklärt. Schwieriger allerdings ist das Problem, warum jede hochentwickelte Cultur wenn sie bis zu einem gewissen Höhepunkte gediehen, weder weiter sich entwickelt noch auf

---

[1]) Dass eine solche Amalgamirung nie freiwillg vor sich geht, sondern immer nur durch Krieg und Gewalt zu Wege gebracht wird, haben wir schon oft erwähnt. Daraus folgt allerdings, dass Krieg und Gewalt ein nothwendiges Moment in der Culturentwicklung der Menschheit bilden. Diese Wahrheit gesteht Ranke mit Widerstreben zu wie aus folgender Stelle ersichtlich: »Es könnte als ein Missbrauch des Wortes (?) erscheinen, wenn man ein durch die mannigfaltigsten Gewaltsamkeiten zusammengebrachtes Reich wie das Assyrische als ein wesentliches Moment in der Cultur des Menschengeschlechts betrachtet. Aber so verhält es sich doch!« (Weltgeschichte I 120.) Das Gesetzmässige und Nothwendige dieser zusammenhängenden Erscheinungen scheint Ranke jedoch nicht anzuerkennen und stellt den Einzelfall vielmehr als Ausnahme dar.

Digitized by Google

der erlangten Höhe ſich erhalten kann, ſondern wie von innerer Schwäche befallen, zu ſinken beginnt und meiſtens unter den Todesſtreichen auswärtiger Barbaren verendet. Und doch kehrt dieſe Erſcheinung in der Geſchichte mit derſelben Regelmäſsigkeit wieder mit der dem Zuſammenfaſſen ethniſcher Beſtandtheile im Staate das Aufblühen menſchlicher Cultur auf dem Fuſse zu folgen pflegt.

Dasſelbe Schauſpiel des Unterganges und Verfalles das uns Aegypten und Babel darbot wiederholte ſich bei Aſſur.

---

42. Meder.

Während in den Niederungen des Euphrat und Tigris die aſſyriſche Groſsmacht ihre eigenartige Cultur begründete, trieben ſich in dem Nordweſten des iraniſchen Hochlandes Völkerſtämme umher, unter denen die Meder als die kriegeriſcheſten hervorragen und ſich bereits als ſolche den Babyloniern bekannt gemacht haben. Wenn auch über die heimiſche Vorgeſchichte der Meder wenig bekannt iſt ſo deutet doch ihr ausgebildetes Religionsweſen, ihre reiche Sagenliteratur, und der Umſtand, daſs ſie mit groſser Macht aus ihrem Hochgebirge Kriegszüge und Einfälle nach dem mächtigen Babel wagten darauf hin: daſs dieſer kriegeriſche Stamm lange bevor er gegen Aſſur auftrat, eine Herrſchaft über die vielen Völkerſtämme des nordweſtlichen Iran begründet haben muſste. So lange aber Aſſur ein mächtig aufſtrebender Staat war, wagten es die Meder nicht aus ihren Bergen hervorzubrechen. So lange die Aſſyrer »nach allen Seiten hin die Gewalt an ſich brachten, ſchützten ſie zugleich die gebildete Welt vor dem Eindringen fremder Elemente« ſagt mit Recht Ranke und

Digitized by Google

unter diesen fremden Elementen müssen wir in erster Reihe an die Meder denken.

Der Zeitpunkt in dem die Meder gegen das assyrische Reich anstürmten war, wie es in der Natur der Sache liegt und wie es seither immer und überall der Fall war, durch die beiderseitigen Verhältnisse gegeben. Einerseits ein roher und naturkräftiger Stamm, vom nomadischen Hirtenleben zu kriegerischem Handwerk übergehend, in letzterem erstarkt und durch Unterwerfung nachbarlich herumschwärmender Stämme zu einer Macht gelangt: andererseitts ein alter Culturstaat in Behaglichkeit und Bequemlichkeit auf seinen Lorbern ruhend, friedlichen Genüssen sich hingebend und in der Anspannung seiner Kräfte nachlassend: zugleich aber durch seinen Reichthum, Pracht und Luxus den Neid und die Habsucht der wilden Horden anstachelnd — wie oft hat seither dieselbe Situtation, naturnothwendig müssen wir sagen, dieselben Folgen erzeugt! Und wie es immer und überäll später sich wiederholte, wie es vordem zwischen Babel und Assur sich zugetragen — so musste es auch zwischen Assyrern und Medern kommen und so kam es auch!

Nachdem die Meder sich die meisten Stämme des nordwestlichen Irans unterworfen und viele den Assyrern unterthänige Völker und Gebiete bis weit nach Kleinasien hinein unter ihre Botmässigkeit brachten, endlich um sicherer vorzugehen mit den im südöstlichen Iran herrschenden Persern und den das assyrische Joch unwillig tragenden Babyloniern verbündet hatten, erfolgte der entscheidende Schlag gegen Niniveh, die Hauptstadt Assurs. Und heute noch zeugen die blossgelegten Trümmer der assyrischen Residenz deutliche Spuren der durch Feuersbrunst erfolgten Verwüstung und Zerstörung — und mit scheuer Ehrfurcht sammeln jetzt eifrige Forscherhände die verkohlten Reste einer grossartigen Culturwelt die hier von barbarischen Horden

Digitized by Google

in ſrevelhaſtem Uebermuthe zu Grunde gerichtet wurde — ein Loos, wie es bis heutzutage noch keiner Culturwelt erſpart worden iſt.

---

43. Perſer.

Doch war es den Bezwingern Aſſur's nicht lange beſchieden, ſich der Früchte ihres barbariſchen Sieges zu freuen. Der ihnen verbündete Stamm der Perſer, der ihnen zum Siege verhalf, forderte bald den Lohn für dieſe Hülfe. Auch ſcheint es, daſs die Meder zum Zerſtören mehr geeignet waren, als zum Aufbau und zur Erhaltung. Nach kurzer Dauer ihrer Herrſchaft über Aſſur wurden ſie von den Perſern beſiegt die auf den noch friſchen Trümmern des aſſyriſchen Weltreiches ihr eigenes aufrichteten.

Die Perſer verſtanden es beſſer als die Meder eine dauernde Weltmacht zu gründen. Den ganzen Witz der Staatskunſt: die mannigfachſten ethniſchen Elemente in eine einheitliche Intereſſengemeinſchaft zu verbinden, die Eigenthümlichkeiten der einzelnen Elemente ſo weit zu ſchonen, ſo weit dieſelben dem Beſtande des Ganzen nicht im Wege ſtehen — das alles haben die Perſer vorzüglich begriffen. Ja, ſie übertrafen darin bei weitem die Aſſyrer.

Nachdem ſie die Grenzen ihres Reiches einerſeits bis an die Weſtküſte Kleinaſiens, andererſeits bis an den Indus erweiterten und vom Jaxartes, Kaukaſus und Iſter (Donau) im Norden bis nach Aethiopien herrſchten: bildeten ſie im Innern ein Verwaltungsſyſtem aus, welches man als muſtergiltig bezeichnen muſs. Das Reich war in Satrapien getheilt, denen Perſer oder gut perſiſch geſinnte Beamte anderer Nationalität als Satrapen vorſtanden — das Com-

Digitized by Google

municationswesen war überaus sinnreich organisirt — ein grosses stehendes Herr bildete die Kraft des Reiches.

Dieser grossartige Saugapparat functionirte vortrefflich über 200 Jahre (550 — 330 v. Chr.) Die Lebenssäfte unzähliger Stämme und Völker wurden in Form von Tributen und Abgaben durch ein Netz von Satrapen aufgenommen nach deren Abmästung der Ueberschuss an den Hof des Machthabers, des Königs der Könige, abgeführt wurde. Dort aber brachte der Zusammenfluss der Reichthümer und Schätze eine »Blüthe« hervor, wie sie die staunende Welt gesehen zu haben sich nicht erinnerte. Alle Pracht und aller Glanz des raffinirtesten »orientalischen« Luxus entfaltete sich am Hofe der Perserkönige — und die zwei schöngeistig-literarischen Völker des Alterthums, Griechen und Juden, posaunten in die Welt hinein die Grösse der persischen Machthaber. Denn immer und überall ist es die Eigenthümlichkeit der Poesie und der »schönen Geister«, dass sie die Leiden der Massen übersehen und nur Augen haben für den Glanz der Höfe und der Machthaber. Dem Xenophon war Cyrus ein Vater seiner Völker — den jüdischen Dichtern »an den Wassern Babels« ein »Gesalbter Gottes«. Nur jener »wilden« Massagetenkönigin war er ein grausamer Tyrann, dessen abgehauenen Kopf sie in einem blutgefüllten Napf tauchte damit er sich daran sättige wornach er sein Leben lang immer dürstete.

Und wenn auch diese That der Tomiris nicht historisch ist — so ist es doch die echte, von falschen Idealen nicht angekränkelte Volkspoesie, die Sinn für die Leiden der Menschen hat, die mit dieser Sage ihr Verdict fällte über den, von höfischer Poesie der Griechen und Juden zum Himmel erhobenen Tyrannen.

---

44. Indien.

Wohl ſagten wir es oben (S. 179), daſs das Reſultat des ſtaatlichen Lebensprozeſſes wo derſelbe normal verläuft und nicht vorzeitig untergeht immer eine Cultur ſei die aus der Organiſation der Herrſchaft und der auf derſelben baſirten Theilung der Arbeit oder wenn man will, aus der dadurch ermöglichten Organiſirung der Volkswirthſchaft hervorgeht. Doch haben wir bei Aegypten und den vorderaſiatiſchen Staaten und Nationen dieſe aus dem ſtaatlichen Entwicklungsprozeſſe hervorgegangenen Civiliſationen und Culturen nur angedeutet ohne auf ihr Weſen und ihren Zuſammenhang mit dem ſtaatlichen Leben näher einzugehen. Dieſes zu thun behielten wir uns bei Indien vor und zwar aus doppeltem Grunde. Denn erſtens tritt uns in Indien eine Nationalität und ein Staatencomplex entgegen, die ſich voll und ganz auslebten; eine ſtaatliche und nationale Entwicklung die wir von den erſten Stadien des Naturlebens bis zu den letzten Conſequenzen eines durch und durch raffinirten Culturlebens verfolgen können und zweitens ſind wir bei Indien ſo glücklich über dieſen ganzen Verlauf des ſtaatlichen und nationalen Lebensprozeſſes genügende Zeugniſſe und Denkmale zu beſitzen und zwar in einer ſolchen Fülle, wie es bei den bisher von uns beſprochenen Staaten und Nationen keineswegs der Fall war.[1])

Zwei Welten von unzähligen Menſchenſtämmen ſind es die uns bei der erſten für uns aufgehenden Dämmerung indiſcher Geſchichte, (ungefähr 3000 v. Chr.) in den weiten, weiten Gebieten vom Pamir-Plateau bis hinab zum Cap

---

[1]) Das Hauptwerk über Indien iſt Chriſtian Laſſen's: Indiſche Alterthumskunde 2. Auflage. Leipzig 1867. Viel Quellenmaterial verarbeitete ferner Heinrich Zimmer: Altindiſches Leben, Berlin 1879. In beiden dieſen Werken findet man reichliche Literaturangaben.

Digitized by Google

Comorin und der Insel Ceylon entgegentreten. Wenn man nach einem gemeinsamen Merkmal für jede dieser Welten von Menschenstämmen sucht um sie von einander zu unterscheiden, so kann man die eine die von Norden her in Bewegung gerathene die der weissen, die andere die vom Fünfstromland und dem Ganges südwärts ansässigen die der dunklen Stämme nennen.

Der feindliche Zusammenstoss nun dieser zwei Welten ist das erste grosse Ereigniss, das uns an der Schwelle der uns bekannten Geschichte Indiens begrüsst.

Was jede dieser grossen Gesammtheiten unzähliger Menschenstämme vor diessem Zusammenstosse, also die »Arier« auf ihrem Hochplateau an den Quellen des Oxus und Indus und die Dravida's im eigentlichen Indien und im Dekhan trieben: darüber sind uns nur wenige und karge Andeutungen erhalten.[1]) Sie genügen jedoch um uns zu belehren, dass die unzähligen Stämme der Arier in fortwährenden Kriegen miteinander begriffen, ihr künftiges Handwerk frühzeitig lernten und darin schon in ihrer Heimath sich übten und vervollkommneten und wir würden nicht fehlgehen, wenn wir aus ihren später sich documentirenden grossen organisatorischen Herrscherfähigkeiten den Schluss ziehen, dass auch ihren Kriegen untereinander die

---

[1]) Von den arischen Jndern in ihrer Urheimat sagt Lassen: Obwohl das Hirtenleben in der ältesten Zeit vorherrschend gewesen sein muss, so darf man bei den alten Indern, wie überhaupt bei den indogermanischen Völkern, nicht ein Nomadenleben im strengeren Sinne des Wortes, wie es von den alten Skythen berichtet wird und bei den türkischen, mongolischen und andern Reitervölkern erscheint, annehmen; sondern ein Wandern mit ihren Heerden und einen Anbau des Landes, wo sie verweilten« (l. c. I 966). Aus letzterer Thatsache darf man den Schluss ziehen, dass diese Stämme bereits dienende und beherrschte Stämme mit sich führten, die sie zum Ackerbau benützten; sich also bereits in ihrer nordischen Heimath auf einer höhern socialen Entwicklungsstufe befanden.

Digitized by Google

mannigfachſten Herrſchaftsverhältniſſe und Organiſationen folgen muſsten. Eines wenigſtens ſteht feſt, daſs ſie zur Zeit da ſie ſich zu einem groſsen Eroberungszuge gegen Süden in Bewegung ſetzten ihre gegenſeitigen ſo zu ſagen völkerrechtlichen Beziehungen in einer Art von Bundesverfaſſung geordnet hatten. Denn nicht eine Armee war es, ein ganzes Staatenſyſtem rückte im dritten Jahrtauſend unſerer Zeitrechnung, dort wo der Indus ſich nach Süden wendend die Gebirgsketten zwiſchen dem Hindukuſch und dem Hymalaia durchbricht, in das Fünfſtromland ein, um ſich von da immer weiter nach Oſten und Süden auszubreiten — und es ſich im fremden Hauſe bequem zu machen.

Und nun begann das groſse, vielbeſungene und hochgefeierte Heroenzeitalter der Inder. Die Einwohner des ſchönen Tropenlandes, die unzähligen »ſchwarzen« Stämme, ſetzten ſich zur Wehre; aber »Indra der groſse Gott der Arier kämpfte« auf Seite der Eindringlinge — und die »ſchwarze Haut« ward theilweiſe ausgerottet, theilweiſe unterworfen. [1])

Das waren nun keineswegs primitive Horden die ſich da ein neues Vaterland erkämpften; ſie waren es ebenſo wenig wie 1000 Jahre ſpäter die Stämme Israels, als ſie

---

[1]) » . . . man darf nicht bezweifeln, ſagt Laſſen, daſs das Gemüth der alten Inder (der ariſchen) von dieſer neuen Welt gewaltig angeregt worden iſt, und wenn man erwägt, daſs die Urbewohner des Landes (Indiens), wo ſie ſich ſelbſt überlaſſen bleiben, noch auf der tiefſten Stufe der Cultur ſtehen und die reichen Schätze von denen ſie umgeben ſind, nicht zu benützen gelernt haben, darf man für die ariſchen Inder jener frühen Zeit das Verdienſt in Anſpruch nehmen, den Werth dieſer Erzeugniſſe entdeckt und ihren Gebrauch ſich angeeignet zu haben. Es dient zur Beſtätigung dieſer Anſicht, daſs die Sage einem ihrer Heroen die Stiftung des Ackerbaues und die Entdeckung der Benützung der Palmen zuſchreibt.« (I 967.)

Digitized by Google

Paläſtina eroberten oder 3000 Jahre ſpäter die germaniſchen Stämme die ſich jenſeits der Alpen und Pyrenäen mit Feuer und Schwert eine neue Heimat gründeten.

Denn ein Eroberungszug an und für ſich zeugt bereits von einer vorhergehenden hohen Entwicklungsſtufe des erobernden Volkes — er zeugt an und für ſich von einer vorhergegangenen Zuſammenfaſſung vieler Stämme in eine geordnete, wenn auch auf der Wanderung begriffene ſtaats- und völkerrechtliche Bundesverfaſſung. In einer ſolchen befanden ſich die Stämme Israels als ſie Paläſtina eroberten, in einer ſolchen die aus vielen Stämmen zuſammengeſetzten Schaaren der Gothen und Lombarden als ſie Spanien und Italien mit ihrer Macht überzogen. In einer ähnlichen Verfaſſung müſſen wir uns die Arier denken als ſie das Fünfſtromland zum erſten Mal betraten. Und wenn man auch die ſpäteren hiſtoriſchen Zeugniſſe, die von ihrem Einbruch erzählen und ſie uns als hoch entwickeltes Kriegervolk darſtellen nur als einen Spiegel ſpäterer Cultur anſehen wollte der auf frühere Zeiten übertragen wurde: ſo beweiſt doch die von den Ariern über die einheimiſche Bevölkerung errichtete Herrſchaft mit der groſsen Complicirtheit ſocial-politiſcher Einrichtungen (Kaſtenweſen) die wir in Indien ſchon ſehr frühe antreffen: daſs dieſes Volk ſich ſelbſt zu organiſiren und über Fremde zu herrſchen verſtand.[1])

---

[1]) »Die Arier bilden das vollkommener organiſirte, unternehmendere und ſchaffendere Volk, es iſt daher das jüngere, wie die Erde erſt ſpäter die vollkommenſten Gattungen der Pflanzen und Thiere zu Stande gebracht hat.« (Laſſen I 614.) Letzterer Gedanke iſt etwas gewagt, denn es ſollte ſcheinen, daſs ältere Stämme und Völker in Folge ihrer längeren Entwicklung jüngeren überlegen geworden ſind. Doch hat auch Laſſen's Gedanke der von der Vorausſetzung eines verſchiedenen kosmiſchen Alters der verſchiedenen Stämme und Völker auszugehen ſcheint, wenigſtens eine unbeſtrittene naturwiſſenſchaftliche Thatſache für ſich. —

Digitized by Google

Freilich beruhte auch diese Organisation der Arier unter sich auf mannigfachen ursprünglichen ethnischen Verschiedenheiten. [1]) Wenigstens treffen wir sie schon im Fünfstromland, ihrer ersten Station in Indien in Kasten getheilt, denen Standesunterschiede zu Grunde lagen.

Schon in jener frühen Zeit und an der Schwelle ihres neu zu erobernden Gebietes finden wir bei ihnen eine Priester- (Brahmanen-), eine Krieger- (Ksatrya-) und eine Ackerbauerkaste (die Vaycyas), eine Eintheilung, welche beweist, daſs den Arias schon in ihrer vorindischen Heimat ethnische Verschiedenheiten die Organisirung der Herrschaft erleichtert hatten. Letzteres war nun in ihrem neu eroberten Lande am Indus und Ganges in noch viel höherem Maaſse der Fall.

Wenn nun auch die Eroberer untereinander aus einer groſsen Zahl von Stämmen bestanden die einst nicht minder in Krieg und Fehde lebten: und andererseits die »Urbewohner« Indiens in eine Unzahl von einander in Sprache, Sitte und Lebensweise wildfremder Stämme zerfielen: [2]) so schuf doch die Thatsache der Eroberung hier wie überall später einen einzigen groſsen Gegensatz der sich im Groſsen und Ganzen an den Unterschied der Hautfarbe anlehnte und zwischen die weiſsen Arja und die dunkelfarbigen Dasyu (auch Mlekha »die Wälschen« genannt) eine anscheinend unübersteigliche Kluft öffnete. Der allergröſste Rassengegensatz den der Naturprozeſs der Geschichte nur aufweisen kann, ein solcher wie er in einem späteren Jahrtausend zwischen den Europäern und den Eingebornen

---

[1]) » . . . die vielen kleinen Stämme, in welche das arische Volk ursprünglich zerfiel . .« Lassen I 258. Daselbst S. 468 ff. Die ethnographische Uebersicht der arischen Inder. Daselbst S. 657. »Als es (das arische Volk) von Nordwesten ankommend mit seinen vielen Stämmen, in welche es getheilt war, das Gebiet der fünf Flüsse erfüllt hatte etc.«

[2]) Daselbst S. 421 ff.

Digitized by Google

Amerikas beſtand und theilweiſe noch beſteht, trennte die Arier von den Daſya. Unverwiſchbare Verſchiedenheit des phyſiſchen Aeuſseren, fremde Sprache, Religion und Sitten machten zwiſchen den Arias und den Daſyu jede menſchliche Rückſicht, jedes menſchliche Mitgefühl verſchwinden. Die Arja's fielen über die Daſyu her, wie über Thiere, wie über böſe Dämonen — erbarmungslos wurde allerorten der Krieg geführt und die beſiegten Daſyu's muſsten in der neu gegründeten und vom eingenommenen Gangesland immer mehr nach Süden ſich ausbreitenden Herrſchaftsorganiſation ſich die niedrigſten Rollen der Sklaven und niedrigſten Arbeiter gefallen laſſen.

Wenn wir nun hören, daſs auch unter dieſen Daſyus ſich ein Unterſchied herausbildete, reſpective von den Arias gemacht wurde, je nachdem die einen von ihnen ſich den ihnen von den Siegern aufgelegten harten Bedingungen unterwarfen und die von ihnen verlangten Dienſte und Arbeiten leiſteten; die andern aber in die Wälder flüchteten und es vorzogen in wilder, wenn auch elender Freiheit zu leben, als ſich in's Joch der Sklaverei einſpannen zu laſſen: ſo drängt ſich uns nach Tauſenden von Analogien der Gedanke auf, daſs dieſer Unterſchied aus einer verſchiedenen Beſchaffenheit und geiſtigen Qualität dieſer verſchiedenen Gruppen der Daſyu's, alſo aus einer Stammesverſchiedenheit derſelben herrührte. Die einen werden eben mehr die Natur von afrikaniſchen Negern, die andern die der amerikaniſchen Rothhäute gehabt haben.

In der brahmaniſchen Staats- und Geſellſchaftstheorie aber fand dieſer Unterſchied innerhalb der unterworfenen Stämme der Eingebornen ſeinen Ausdruck in der Statuirung einerſeits der vierten Kaſte, der Sudra, andererſeits in der Gleichſtellung der Candala und Paria mit den Thieren des Waldes.

So entſtanden im Groſsen und Ganzen fünf Kaſten,

Digitized by Google

denen allen (mit Ausnahme etwa der Brahmanen?) ethnische Unterschiede zu Grunde lagen. Wir sagen im Grossen und Ganzen; denn es wäre eine Täuschung zu glauben, dass jener grossen Zahl ethnischer Gruppen in den Gebieten des Indus und Ganges, und weit hinunter im Dekhan bis nach Ceylon nicht mehr als diese fünf Kasten entsprachen. Die Unzahl der vorstaatlichen Stämme muss sich freilich im Rahmen der Herrschaftsorganisation des Staates in verhältnissmässig wenige Berufsstände theilen: weil die Zahl dieser Berufsstände durch die Natur der volkswirthschaftlichen Arbeit eine sehr beschränkte ist: doch zeigt der Umstand, dass es noch heutzutage in Indien über 40 erbliche Kasten giebt, dass die von der vorstaatlichen Zeit her bestandenen ethnischen Unterschiede sich innerhalb der einzelnen Berufstände der Priester, der Krieger, der Gewerbetreibenden und Sklaven erhielten und in engern socialen Kreisen und Geschlechtsverbänden mit besonderen Sitten, Gebräuchen, Beschäftigungen und Lebensführungen forterbten.

Die auf monogenistischer Anschauung beruhende Geschichtsschreibung sieht die Sache freilich anders an. Da sie jede thatsächliche, in der Wirklichkeit ihr entgegentretende Vielheit und Verschiedenheit von einer ursprünglichen Einheit und Einheitlichkeit ableiten muss: so sieht sie in aller Kastenvielheit ein Zerfallen der ursprünglich einheitlichen Volksgesammtheit und in der noch heutzutage vorgefundenen Rassenvielheit ein Resultat der Kasteneinrichtung![1]) Für diese Anschauungen der Historiker

[1]) Eine solche Anschauung liegt auch den Lassen'schen Untersuchungen durchwegs zu Grunde. Er lässt die »indogermanischen Völker« ihrer »Sprachverwandtschaft« wegen aus »gemeinschaftlichen Ursitzen« hervorgehen wo sie in der Urzeit noch nicht »abgesonderte Völker«, sondern nur erst »Zweige eines Stammes waren«. Erst in Folge des Auseinandergehens nach allen Weltgegenden erwuchsen diese »Zweige

Digitized by Google

mag das Resumé als Beispiel dienen, welches Weber in seiner (grossen) Weltgeschichte darüber giebt: »So wurde, heisst es da, die indische Menschheit sowohl durch den Gang der geschichtlichen Entwicklung und durch die Natur, Sitte und Herkommen, als durch äussere Gesetzgebung im Laufe der Jahre unter das Joch eines Kastenwesens gebeugt worin sich Standes- und Berufsverschiedenheit zu einem Rassenunterschied steigerte und ein unduldsamer Sondergeist alle menschlichen Regungen erstickte, alle Triebe der Humanität niederhielt.« [1] Und ferner: »So konnte denn die Scheidung der indischen Menschheit zu der abenteuerlichen Höhe geführt werden, dass heutzutage über 40 erbliche Kasten neben einander bestehen, im Auseinanderfallen der Menschengattungen, das zuletzt den Blutumlauf völlig zu unterbinden, das pulsirende Leben zu hemmen drohte.« Wie gesagt, Weber giebt in diesem Satze getreulich denjenigen Anschauungen Ausdruck, die wir bei allen »Welthistorikern« und auch in den Fachwerken über Indien, bei Lassen, Zimmer, Haug, etc.

---

eines Stammes« zu besondern Stämmen und Völkern. Mit dieser monogenistischen Anschauung stimmt auch bei Lassen wie überall eine ganz idillische Vorstellung über die Art und Weise dieser ersten Verbreitung jener »Zweige eines Stammes«. »Für die älteste Zeit der Völkerverbreitung, als noch weite Strecken der Erde frei und unbesetzt waren (?) darf man wohl eine friedliche (!) Verbreitung der Völker annehmen. So wie die Nachkommen zahlreicher wurden, die Geschlechter zu Stämme heranwuchsen, wurden Auswanderungen nöthig; diese waren leicht, so lange die Völker vorzüglich vom Ertrage ihrer Heerden lebten, nur wenig Ackerbau hatten und überall wo sie hinkamen, frischen Boden für ihre Aussaat fanden.« (I 656, 640). So idillisch verlief die Sache nicht, schon aus dem einfachen Grunde, weil wie wir das schon oft erwähnten, der Boden allein die Einwanderer nie befriedigt hätte — zum Boden suchten sie vielmehr immer die Knechte die ihn bearbeiten sollten — und desshalb spielte sich die Besitznahme neuen Landes nie so harmlos ab, wie es Lassen und alle Historiker schildern.

[1]) Weber II 257.

Digitized by Google

finden. Dieſe Anſchauungen, nothwendige Conſequenzen der einen monogeniſtiſchen Grundanſchauung, ſind irrthümlich.

Die »indiſche Menſchheit« war in den Urzeiten viel mehr geſpalten als ſie es in ſpäteren Jahrhunderten war, und als ſie es heute iſt; nicht das durch »äuſsere Geſetzgebung« eingeführte Kaſtenweſen hat den »Raſſenunterſchied geſteigert« und ein »Auseinanderfallen der Menſchengattungen« herbeigeführt: ſondern das Kaſtenweſen iſt ein Denkmal einſtiger Raſſenunterſchiede und erhält dieſelben theilweiſe; die Menſchheit aber fällt nicht in Gattungen *auseinander*, ſondern *ſchmilzt immer mehr zuſammen* und die geſchichtliche Entwicklung Indiens, wie jedes andern Staates hat durch jahrtauſendealten ſocialen Amalgamirungsprozeſs nicht das *Auseinanderfallen*, ſondern das *Zuſammenſchmelzen* befördert — freilich hat letzteres eine Grenze und *der Staat* kann im ſtrengen Sinne des Wortes *nie ein einziger ſyngenetiſcher Kreis werden* wie ihn Socialiſten und Communiſten träumen und wie er als ideale Anſchauung den Lehren Buddha's und Chriſti zu Grunde liegt.

Was aber den »unduldſamen Sondergeiſt« anbelangt der angeblich ein Reſultat des Kaſtenweſens ſein ſoll und alle »menſchlichen Regungen erſtickt« ſo war derſelbe in der Urzeit gewiſs viel mächtiger — weil er da zwiſchen den unzähligen menſchlichen Horden und Schwärmen herrſchte und in den Verhältniſſen zwiſchen dieſen einzelnen Gruppen überhaupt keine »menſchlichen« Regungen aufkommen lieſs: man ſah ſich gegenſeitig als Thiere an und behandelte ſich ganz darnach. Das Kaſtenweſen iſt nur noch ein *Reſt* jener Verhällniſſe und der Sondergeiſt der Kaſten die im Staate und in der volkswirthſchaftlichen Arbeit von einander abhängen und aufeinander angewieſen ſind und ihr Kampf mit einander im Staate, ſind himm-

Digitized by Google

lische Harmonie im Vergleiche mit dem einstigen thierischen Hass und Abscheu der einzelnen vorstaatlichen Stämme und dem ewigen thierischen Vernichtungskrieg dieser Rassen gegen einander.

Dass aber diese ursprünglichen Verhältnisse im Staate nicht ganz schwinden können, rührt daher, weil sie eben tief in der Natur der Menschen und der Rassen begründet sind: doch ist der Staat diejenige Institution, welche, so viel diess die Natur der Sache zuläst, jene ursprünglichen thierischen Verhältnisse der Rassen zu einander mildert.

Aber befangen in falschen monogenistischen Anschauungen und den sich aus denselben ergebenden irrthümlichen Auffassungen der staatlichen Institutionen: sind die Historiker Indiens geneigt für das indische Kastenwesen mit all den, die Sonderung der Kasten von einander schützenden Normen und Satzungen, die brahmanische Gesetzgebung verantwortlich zu machen. »Das alles hatten die Brahmanen, das Gesetz Manu's verschuldet.« Nichts ist irrthümlicher als diese Behauptung. Die brahmanische Gesetzgebung, unter dem Schutze der am Ganges gegründeten und zur Blüthe gelangten Herrschaftorganisationen zu Stande gekommen, ist nichts mehr als eine treue Photographie der durch die geschichtliche Entwicklung und die realen Verhältnisse entstandenen Lebensordnungen. Die Brahmanen und Manu haben nichts festgesetzt: sie haben nur das sich festgesetzte aufgezeichnet. Allerdings werden sie ihren Codex der Sitte in eigenem Interesse aufgezeichnet haben, damit sie die gewordene Ordnung, die ihnen günstig war, womöglich stabilisiren: dass sie aber damit die treibenden Mächte des Lebens nicht bannen, dass sie die gewaltige Strömung der Geschichte nicht zurückstauen konnten, das beweist ja am besten erstens die fortwährende Mischung der Kasten, die nach ihrem Gesetz wie vor demselben immer thatsächlich vor sich ging und die

Digitized by Google

gewordenen Ordnungen immer durchbrechend, immer neue Ordnungen schuf; und zweitens das Auftreten Buddha's, eine Erscheinung, welche ihrem Wesen nach für ein gewisses vorgeschrittenes Stadium der Entwicklung jedes Staatswesens und jeder Culturwelt typisch ist, wenn sie auch nach Zeit und Umständen verschiedene Formen annimmt.

Was die fortwährende Mischung der Kasten anbelangt, so sind daraus freilich nach den Satzungen der Brahmanen neue Mischkasten entstanden, deren Verhältnisse zu den andern Kasten minutiös festgesetzt waren: doch ist es leicht einzusehen, dass fortgehende Mischung zwischen den verschiedenen Kasten und Mischkasten schliesslich trotz aller priesterlichen Satzung das grosse Naturgesetz der Amalgamirung zur Geltung bringt und dass, wenn auch die Kastenform und die Scheidung gesetzlich aufrechterhalten wird mit dem immer weitern Kreise und heterogene Elemente durchfliessenden Blutstrome auch ein gemeinsamer Geist neue weitere Kreise beseelt und die Nation mit einer Schichte von Intelligenz bedeckt die so zu sagen das Haupt derselben bildet — für dieselbe denkt und handelt und jene geistigen Werke schafft, die als Nationalwerke das Andenken der Nation verewigen.

Und nun gelangen wir zum Zenith der alten Geschichte Indiens — zu Buddha.

Die höchste Cultur die nur ein Volk in einem geordneten Staatswesen erreichen kann, war erreicht. Gesetz und Recht regelten das Leben der Staatsgenossen. Die Gliederung des Volkes in Kasten zeichnete jedem die Bahn seines Lebens. Den Thron der Fürsten umgab Pracht und Luxus — die Kaste der Priester und die der Krieger standen neben dem Throne und führten ein behagliches Leben, allerdings auf Kosten des Volkes; doch hatten die Kasten der Gewerbe-, Handel- und Ackerbautreibenden

Digitized by Google

ihre gesetzlich ihnen garantirten Rechtskreise, innerhalb welcher sie sich frei bewegen konnten. Wohl gab es zahlreiche niedrige, dienende Kasten, deren Leben ein Arbeiten für Andere war — doch ward auch diesen Kasten ein Trost in religiösen Verheissungen, so dass auf die Noth ihres Lebens hie und da ein Strahl der Hoffnung, ein Götterfunke der Freude fiel.

Was nun in einem solchen Staatswesen nicht ausbleiben kann, trat auch in Indien ein. Immer weitere Kreise ergriff die Erkenntniss der Wahrheit. Der Geist erwachte — die Aufklärung dämmerte. Ihr Schein erhellte die ungleiche Vertheilung der Glücksgüter; sie weckte Aspirationen die nicht erfüllt werden können; sie zeigte den Mächtigen die Eitelkeit und Leerheit ihres Glückes, den Armen die Fruchtlosigkeit ihres Strebens. Eine tiefe Gährung der Unzufriedenheit und des Weltschmerzes bemächtigte sich der Gemüther — ein tiefes Sehnen nach Erlösung ergriff die Fühlenden und Denkenden in Palast und Hütte — es kam jener immer wiederkehrende Moment und jene Stimmung, wo eine geistige Umwälzung, eine Revolution unausbleiblich ist — wo ein Erlöser erscheinen muss, weil alle nach ihm sich sehnen und ihn erwarten, wo eine erlösende Idee auftauchen muss, weil alle Geister sie herbeiwünschen.

Eine solche Stimmung kann zweierlei Erscheinungen hervorbringen, je nach dem der unwiderstehliche Drang nach Erlösung sich mit der optimistischen Anschauung, mit der Hoffnung vereint einen besseren Zustand der »Gesellschaft« herbeiführen zu können, mit der Energie die es unternehmen will ein besseres Dasein hier auf Erden zu gründen und zu stiften; (französische Revolution, Socialismus, Communismus) oder mit der Erkenntniss des wahren Grundes des Uebels, mit der Erkenntniss der Unzulänglichkeit der nothwendigen Bedingungen des menschlichen Lebens be-

Digitized by Google

hufs Erreichung des Glückes und mit der Resignation auf dieses Leben selbst und seine Güter als einzigen Mittels sich Ruhe und Frieden zu verschaffen und das Glück des Lebens leichter entbehren zu können.

Letzteres war in Indien der Fall; und die Verkörperung dieser Erscheinung war Buddha. Ihn und seine Anhänger beseelte »das lebendig gefühlte und in klarem Ausdruck befestigte Bewufstsein, dafs alles irdische Sein voller Leiden ist, und dafs es nur eine Erlösung vom Leiden giebt, Entsagen und ewige Ruhe.« [1])

Dahin hatte es die glänzende Culturentwicklung des indischen Staatswesens gebracht. Alle Gebiete geistigen Lebens waren der Reihe nach durchkostet — hohe Sitte, durchgebildetes Recht, Wissenschaft und Kunst hatten geblüht und abgeblüht — und aus allen diesen Quellen geistiger Erkenntnifs erwuchs die Lehre Buddha's von dem »Erlöschen des Begehrens, vom Aufhören des Verlangens, vom Ende, von Nirvana.«

Diese Lehre war nun in ihren Consequenzen und in ihrer Anwendung eine entschiedene Opposition, eine Verläugnung des brahmanischen Staatswesens; was durch Jahrausende auf blutdurchtränkten Gefilden erbaut, was mit dem »Schweifs der Edelsten« errungen wurde: das sollte nun aufgelöst werden und in Nichts zerfliefsen. Denn also lautet Buddha's Lehre: »Ihr Jünger, wie die grofsen Ströme so viel ihrer sind, die Ganga, die Jamuna, die Aciravati, die Sarabhu, die Mahi, wenn sie den grofsen Ocean erreichen, ihren alten Namen und ihr altes Geschlecht verlieren und nur den einen Namen führen, »der grofse Ocean«, so auch ihr Jünger, diese vier Kasten, Adlige und Brahmanen, Vaycja und Cudra, wenn sie nach der

---

[1]) Hermann Oldenburg: Buddha. Bd. 1881. Einl.

[2]) l. c. S. 122 aus Mahâvagga I 5. 2.

Digitized by Google

Lehre und dem Gefetz das der Vollendete verkündet hat, ihrer Heimath entfagen und in die Heimathlofigkeit gehen, verlieren fie den alten Namen und das alte Gefchlecht und führen nur den einen Namen, Asketen, die dem Sohne des Sakyah anhangen.« [1])

Für eine folche Lehre war der Boden gut vorbereitet — Schaaren von Jüngern ftreuten die Keime über weite Gebiete aus — der Grundfatz der Gleichheit aller Menfchen, der Nächftenliebe und Mildthätigkeit gegen Alle ward gepredigt und überall hin verkündigt; das Rein-Menfchliche, nein! das Rein-Seelifche und Geiftige ward auf den Thron erhoben — die Kraft des indifchen Staates war gebrochen. [2]) Nun begann die

---

[1]) Dafelbft S. 154.

[2]) Wir deuteten es fchon an, dafs folche »Lehren« wie die Buddhas auf einer gewiffen Entwicklungsftufe jeder Nation fich aus den Verhältniffen mit Nothwendigkeit ergeben und daher immer wiederkehren. Solche Verhältniffe waren es, unter denen in Judäa die Lehre Chrifti auftauchte; die arabifche Welt begrüfste in einem ähnlichen Momente ihrer Entwicklung die Lehre Mohameds und Europa die »Prinzipien der grofsen Revolution«. Eine andere Frage freilich ift es ob diefe immer bei gleichen welthiftorifchen Veranlaffungen wiederkehrenden Lehren von der Gleichheit der Menfchen, von der »Einkindfchaft Gottes« u. dgl. wirklich von Dauer und Beftand und nachhaltiger Wirkfamkeit find? Letzteres ift nun keineswegs der Fall und zwar aus dem einfachen Grunde, weil diefe Lehren der thierifchen Natur der Maffen zuwider laufen, daher ihre Herrfchaft im beften Falle nur nominell bleibt — und in der Praxis fich fortwährend zu Conceffionen an die wildeften Inftincte der Maffen verftehen mufs. Diefe letzteren aber find im Grunde für alle »Heilslehren« taub und kehren fie immer in ihr Gegentheil um indem fie aus denfelben nur den Vorwand zur Ausrottung der »Ungläubigen« nehmen. Denn nichts wurzelt fo tief in der Natur der Maffen wie die gegenfeitige Mordluft, und der unfinnigfte Vorwand wird immer als genug ftichhältig und vernünftig anerkannt, wenn er diefem Bedürfniffe der Maffen entgegenkommt. Nichts aber ftachelt die Mordluft fo nachhaltig an, nichts beruhigt dabei fo fehr das Gewiffen der Maffen als die Vorftellung einer Raffenverfchiedenheit in der vulgären, falfchen Bedeutung diefes Wortes

Digitized by Google

innere Auflösung, der politische Niedergang des altindischen Staatswesens, ein Niedergang der sich gewiss schneller vollzogen haben würde, wenn nicht die geschützte geographische Lage Indien für fremde Eroberer so schwer zugänglich gemacht hätte.

---

als einer heterogenen Abstammung, namentlich wenn diese vermeintliche Thatsache gestützt und aufrechterhalten wird durch sociale oder nationale Verschiedenheit. Eine solche Vorstellung liefert daher den Massen immer den besten Vorwand sich gegenseitig todtzuschlagen — und zwar mit bestem und ruhigstem Gewissen. Trotzdem also seit Jahrhunderten bei Juden, Christen und Mohamedanern der Monogenismus und seine ethnischen Consequenzen (Gleichheit, Brüderlichkeit, Nächstenliebe etc.) kirchlich-officiell die herrschende Lehre ist: so ist doch im geschichtlichen Leben der (officiellen) Bekenner dieser Lehren nichts, aber auch gar nichts, von deren Beherzigung und Befolgung zu bemerken. Man betrachte die Dinge unparteiisch und vorurtheilsfrei! Ist nicht jedes Blatt der Geschichte der christlichen Völker Europas eine Besudelung des Evangeliums? — Wird denn nicht Christus täglich und stündlich vor unsern Augen ans Kreuz geschlagen? Erleidet er nicht täglich und stündlich vor unsern Augen einen schlimmern moralischen Märtyrertod als er ihn seinerzeit von einer rohen Masse erlitten?

Und wie kurz fristeten ihr Dasein die evangelisch angehauchten Grundsätze der französischen Revolution von Menschengleichheit — Freiheit und Brüderlichkeit? Und wo sie auch längere Zeit in den obersten Paragraphen der Constitutionen eine scheinbare Geltung bewahrten und bewahren, ist da ihre Herrschaft nicht lediglich nominell? Wer kann das leugnen?

Was aber thatsächlich und dauernd in der Welt die oberste Herrschaft führt, das sind ganz andere Lehren, ganz andere Grundsätze die der thierischen Natur der Massen besser behagen. Nicht Buddha's Lehren, nicht Christi Worte, nicht die »Grundsätze« der französischen Revolution durchhallen das Kampfgetöse der Völker — da tönt es laut: Hie Arier, hie Semite, hie Mongole; hie Europäer, hie Asiate; hie Weisser, hie Färbiger, hie Christ, hie Muselmann, hie Germane, hie Romane, hie Slave und so fort in tausend Variationen. Und unter solchen Schlachtrufen stürzen die Massen blutlechzend aufeinander, unter solchen Schlachtrufen wird Geschichte gemacht, wird Menschenblut in Strömen vergossen — auf das sich ein weltgeschichtliches Naturgesetz vollziehe von dessen Erkenntniss wir noch weit entfernt sind.

Digitized by Google

Es bedurfte der Kühnheit und Waghalsigkeit eines Alexanders des Grossen, auf dass die Ruhe Indiens von aussen gestört werde. Auf einen ernstlichen Widerstand aber im Lande selbst, stiess Alexander nicht — und wenn er nicht weiter als bis zum Hyphasis kam (Vjàsa) so war das nicht das Verdienst indischer Vertheidigungskraft, sondern vielmehr Folge der natürlichen Ueberanstrengung des macedonischen Heeres und der Unmöglichkeit in einem ungewohnten Klima länger zu verbleiben. Doch bahnte Alexanders Eroberungszug dem griechischen Handel einen breiten Weg nach Indien und es begann die friedliche Ausbeutung des Landes, die Besiedlung desselben durch griechische Kaufleute und die Verpflanzung abendländischer Culturelemente an die Ufer des Indus und Ganges.

Aber auch andern Eroberern war nun der Weg gewiesen. Ein Nachfolger Alexanders wiederholte den Eroberungszug nach Indien, drang bis an den Unterlauf des Ganges (bis Patna) vor und erzwang eine Contribution von 500 Elephanten. Baktrische und syrische Herrscher, sodann die Skythen unternahmen Eroberungs- und Plünderungszüge nach Indien. Doch erst den Arabern sollte es als bleibende Beute zufallen.

»Mit den Heeren der mohamedanischen Eroberer zogen Kriegerschaaren von verschiedener Herkunft in Indien ein und gewannen dort bleibenden Besitz; Türken, Perser vorzüglich Afghanen.« [1]) Nun wurde unter mohamedanisch-arabischer Herrschaft die altindische Cultur der Arier völlig erdrückt — an ihre Stelle trat die von Arabien und vom Sitz des Chalifates aus sich nach drei Welttheilen ausbreitende sogenannte »semitische« Cultur.

Nach einem halben Jahrtausend hatte sich aber auch diese auf indischem Boden ausgelebt — Mongolen eroberten

---

[1]) Lassen l. c. I 420.

Indien richteten ihre Herrschaft auf und der »arischen« und »semitischen« folgte nun eine »turanische« Cultur. Ihr Mittelpunkt war die Residenz des Grofsmoguls in Delhi. Diese Herrschaft würde gewifs viel länger gedauert haben als es der Fall war, wenn nicht ein Ereignifs eingetreten wäre, welches die natürlichen Bedingungen der Sicherheit Indiens aufhob — wir meinen die Entdeckung des Seeweges von Europa nach dem stillen Ocean. Damit war einer erobernden »Rasse«, den Europäern der Weg nach dem mit natürlichen Schätzen gesegneten Lande gewiesen. Und nun begann ein neuer Kampf, jahrhundertelang bis heutzutage mit List und Gewalt geführt. Wie einst die »arische« Rasse, die über die nördliche Bergkette nach Indien eindrang, aus vielen Stämmen bestand, von denen mehrere eigene Fürsten hatten und wie diese Erobererstämme die alle gegen die Dasyus zogen, gelegentlich sich auch gegenseitig bekriegten: ganz so war es jetzt mit der »europäischen« Rasse der Fall, die nach Entdeckung des Seeweges auf ihren Flotten Indien von der Seeseite her zu erobern sich anschickte.

Denn auch diese bestehen aus vielen »Völkern« und »Nationen« die von vielen Königen beherrscht werden und n deren Sitten, Gebräuchen, Sprachen, gewisse untergeordnete Unterschiede wahrnehmbar sind. Den Indiern aber, den Einheimischen sind sie alle nur »eine« verhafste, räuberische »Rasse« und wenn, wie es bis in unsere Tage oft der Fall war, der Groll der Einheimischen sich in blutigem Aufstand Luft macht, dann gilt derselbe ohne Unterschied nur dieser einen feindlichen Rasse, den Europäern. Die ersten nun von den Europäern, welche die Eroberung Indiens von der Seeseite in Angriff nahmen, waren die Entdecker des Seeweges dahin, die Portugiesen, (Anfang des 16. Jahrh.) und zwar begannen sie diese Eroberung nach europäischer Weise zuerst auf friedlichem Wege

Digitized by Google

als Kaufleute, indem ſie Factoreien und Colonien anlegten »zu derem Schutz« ſodann Feſtungen erbaut wurden, die man mit europäiſchen Geſchützen und gut bewaffneten Kriegern verſah. Den Portugieſen folgten gegen Ende des 16. Jahrhunderts die Holländer, ſodann die Engländer und auch die Franzoſen. Die befolgte Methode war immer dieſelbe — Handel, Factoreien, Colonien, geſchickte Unterhandlungen, Anlage von Feſtungen und nach langem friedlichen mit aller Liſt einer überlegenen Cultur geführtem ſtillen Kampfe ſchlieſslich offene Gewalt. Auf dieſe Weiſe gelang es endlich den Engländern ſeit der Mitte des vorigen Jahrhunderts ihre Herrſchaft in Indien zu begründen, in deren Gefolge nun »europäiſche Cultur« in Indien immer weitere Verbreitung findet. — Ob aber dieſe Herrſchaft der Europäer in Indien eine dauernde ſein wird, das hängt von dem Verhältniſs dieſer zwei Raſſen, der »Europäer« und der »Hindus« zu einander ab, — und ſpeciell davon, wie ſich der Gegenſatz dieſer beiden Raſſen geſtalten wird. Gelingt es, dieſen Gegenſatz wenigſtens in ſolchem Maaſse auszuſöhnen, daſs die beſten Elemente des Landes geeint der beherrſchten Maſſe gegenüberſtehen, dann kann dieſe Herrſchaft lange dauern; gelingt dieſes nicht, ſo kann der dauernde Raſſengegenſatz, wenn er von intelligenten einheimiſchen Elementen zu einem Raſſenkampfe klug verwerthet und ausgenützt wird, für die herrſchenden Europäer einſt noch verhängniſsvoll werden.

---

45. China.

Je weniger bekannt die Geſchichte China's war, deſto mehr eignete ſich dieſes Land als Object für alle möglichen geſchichtsphiloſophiſchen Conſtructionen. Da man nun von

Digitized by Google

der Anschauung ausgieng, dass das Menschengeschlecht aus einer Familie seinen Ursprung ableite, ferner dass die Urzeiten die Stufe des »patriarchalen« Familienlebens waren; China aber als der älteste Staat gilt: so übertrug man auf dieses alle die geschichtsphilosophischen Vorstellungen von einem patriarchalischen Familienstaat. Und es ist merkwürdig mit welcher Zähigkeit diese grundfalsche Vorstellung festgehalten wurde und noch heutzutage festgehalten wird — wiewohl die heutige Kenntniss der Geschichte China's hinlänglich thatsächliches Material liefert, welches jene Vorstellung als unrichtig erweist. Und trotzdem schon vor hundert Jahren Herder sehr skeptisch die Berichte der Missionäre reproducirt, dass »das ganze Staatsgebäude (China's) in allen Verhältnissen und Pflichten der Stände gegen einander auf Ehrerbietung gebauet ist, die der Sohn dem Vater und alle Unterthanen dem Vater des Landes schuldig sind, der sie durch jede ihrer Obrigkeiten wie Kinder schützt und regieret« und gegen diese idealisirende Darstellung die Thatsachen der chinesischen Geschichte als Zeugen anruft:[1]) hat doch Hegel wieder die falsche Vorstellung, dass der chinesische Staat eine grosse »Familie« sei, auf lange Zeit zu Ehren gebracht.[2]) Und warum sollte übrigens die europäische Menschheit an dieses schöne Ideal nicht glauben, wenn sogar glaubwürdige neuere Reisende, die China aus eigener Anschauung kennen lernten, die Existenz dieses Ideal's in der Mitte Asiens bestätigten? Diess that unter anderen der französische Missionär Huc,

[1]) »Wie oft, schreibt Herder, haben die Kinder des Reiches ihren Vater vom Throne gestossen? wie oft die Väter gegen ihre Kinder gewüthet?«

[2]) »Auf dieser sittlichen Verbindung allein (der Familie) beruht der chinesische Staat uud die objective Familienpietät ist es die ihn bezeichnet.« Hegels Philos. d. Geschichte S. 119. (Nach Vorlesungen aus den 20ger Jahren.)

Digitized by Google

der in den vierziger Jahren China bereiſte. Man urtheile ſelbſt: »Die Idee der Familie, ſchreibt Huc, iſt das Hauptprinzip, welches dem chineſiſchen Staatsverbande als Baſis dient. Die kindliche Liebe immer und ewig der Gegenſtand moraliſcher und philoſophiſcher Abhandlungen, welche immer wieder durch die Proclamationen der Kaiſer und Anſprachen der Mandarinen anempfohlen wird, iſt die Grundtugend geworden, aus welcher alle anderen entſpringen. Dieſes Gefühl, welches man ſorgfältig auf alle Weiſe rühmt und preiſt, das ſich ſogar ſo zu ſagen bis zur Leidenſchaft ſteigert, beſtimmt alle Handlungen im Leben, (!) kleidet alle Formen ein und iſt der Grundpfeiler der Sittlichkeit. Jeder Eingriff in Obrigkeit, Geſetze, Eigenthum und Leben des Nächſten wird als Verbrechen der Kinder gegen den Vater betrachtet. Jede tugendhafte Handlung dagegen, Aufopferung gegen Unglückliche, Ehrlichkeit im Handel, Muth in der Schlacht, alles das ſind Beweiſe der kindlichen Liebe; ein guter oder ſchlechter Bürger zu ſein beſagt daſſelbe wie ein guter oder ſchlechter Sohn ſein.

Der Kaiſer iſt die Perſonification dieſes Grundprincipes, welches die verſchiedenen Schichten dieſer ungeheuren Maſſe von dreihundert Millionen Menſchen beherrſcht und mehr oder weniger tief durchdringt.« [1])

Und obwohl auch bei Huc ſelbſt, noch mehr aber in den ſeither ſo zahlreich veröffentlichten Berichten und Werken über China des Thatſächlichen genug enthalten iſt, um die Vorſtellung von dem patriarchaliſchen Zuſtand des chineſiſchen Staates als eine irrige zu erweiſen: ſo entſpricht es doch ſo ſehr dem Bedürfniſs des menſchlichen Gemüthes ſich doch irgendwo in der Welt einen

---

[1]) Huc, das chineſiſche Reich. Deutſche Ausgabe, Leipzig 1856, Seite 51.

idealen Zuſtand als wirklich exiſtirend zu denken, daſs man noch heutzutage in ernſten geſchichtlichen und geſchichtsphiloſophiſchen und culturhiſtoriſchen Werken immer wieder das alte Lied von der groſsen chineſiſchen Staatsfamilie leiert.

So ſchreibt z. B. ganz neuerdings wieder Dierks (ein Beiſpiel ſtatt unzähliger!):

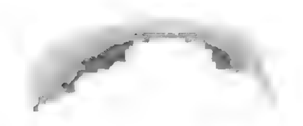
»Der ſtaatliche Organiſmus baſirt bei ihnen allen auf der gleichen natürlichen Grundlage, auf dem einfachſten Ausdruck des Geſellſchaftstriebes, der Familie. Selbſt das ungeheure chineſiſche Reich hat dieſe primäre Geſellſchaftsform beibehalten und iſt nichts anderes als eine einzige groſse Familie. Das patriarchaliſche Staatsleben hat ſich überall rein erhalten.«[1])

Eine zweite allerdings leichter zu rechtfertigende, doch gewiſs nicht minder falſche Vorſtellung in Betreff China's iſt die von der Stabilität und Stagnation ſeiner Cultur, von der Unbeweglichkeit und dem Mangel der Entwicklung des chineſiſchen Staates und Volkes. Auch in dieſem Puncte wird ſeit hundert Jahren dieſelbe Phraſe mit Vorliebe wiederholt. Damals ſchrieb Herder: »Das Reich China iſt eine balſamirte Mumie, mit Hieroglyphen bemalt und mit Seide umwunden; ihr innerer Kreislauf iſt wie das Leben der ſchlafenden Winterthiere.«

Ein halbes Jahrhundert darauf offenbarte Hegel die Urſache dieſer Unbeweglichkeit China's — »denn, meinte er nach ſeiner Weiſe, da der Gegenſatz von objectivem Sein und ſubjectiver Daranbewegung (in China) noch fehlt, ſo iſt jede Veränderlichkeit ausgeſchloſſen, und das Statariſche, das ewig wieder erſcheint, erſetzt das, was wir das Geſchichtliche nennen würden.« An dieſer Erklärung ſcheint

---

[1]) Dierks, Entwicklungsgeſchichte des Geiſtes der Menſchheit, Berlin 1881, Bd. I S. 86.



Digitized by Google

man grofsen Gefallen gefunden zu haben, denn feit der Zeit fpukt die chinefifche »Starrheit« und »Unbeweglichkeit« und der Mangel jeder Entwicklung in allen Gefchichtsbüchern und Culturgefchichten.

Und auch Dierks (um wieder einen neueften zu citiren) glaubt feft daran, »dafs China überhaupt nicht weiter fortgefchritten fei, fondern in dem Zuftand beharrt habe, in dem es fich in den erften Zeiten feiner Exiftenz befand.« (!) [1])

So wird Gefchichte gemacht und fo wird die Anbetung felbftgefchaffener Idole betrieben!

Eine objective und nüchterne Betrachtung hingegen der Thatfachen der chinefifchen Gefchichte läfst in derfelben und auch im chinefifchen Staate nichts wefentlich von der Gefchichte und von ftaatlichen Ordnungen anderer Nationen Verfchiedenes entdecken. Eadem aliter — aber immer eadem! und wie follte es denn auch anders fein — geht die Sonne in China anders auf als in andern Ländern, wachfen die Pflanzen dort anders? ift es nicht derfelbe Naturprozefs der Gefchichte der fich feit den Urzeiten zwifchen den verfchiedenen Horden und Stämmen, die fich dort zufammenfanden und aufeinander trafen, abfpielte — derfelbe wie überall, wenn auch vielleicht in etwas verfchiedener localer Färbung. Denn eine andere Verfchiedenheit als die der localen Färbung kann es zwifchen der Gefchichte der verfchiedenen Staaten gar nicht geben — das Wefen derfelben bleibt fich immer gleich — der Verlauf diefes Prozeffes ift immer derfelbe

---

[1]) Dierks l. c. I 103. Uebrigens haben die »Philofophen« auch vom Orient mit grofser Zähigkeit immer die Phrafe wiederholt, dafs er im Gegenfatz zur »Mannigfaltigkeit uud Beweglichkeit« des Occidents nur »Einheit, Monotonie und Starrheit« fei. Vrgl. Niebuhr Affur und Babel S. 170.

Digitized by Google

und daſs er es auch in China war, das wollen wir in Kürze hier nachweiſen.

Den Anfang des geſchichtlichen Lebens in den Thälern und Niederungen des Wang-ho und Jang-tse-Kiang kennen wir nicht. Für uns beginnt das was wir chineſiſche Geſchichte nennen, mit der Begründung der Herrſchaft der Ur-Chineſen ſo zu ſagen in dieſen Gebieten. Dieſe Herrſchaftsbegründung vollzog ſich am Wang-ho und Jang-tse-Kiang, ſelbſtverſtändlich ganz ebenſo wie auf allen andern Punkten des Erdballs, wo es nur zu einer Herrſchaftsbegründung kam.

Die »Ureinwohner« dieſer Länder, d. h. diejenigen, die nach dem Stande unſerer heutigen Geſchichtskenntniſs uns als die Ureinwohner erſcheinen, waren durch die groſse Fruchtbarkeit dieſer Gebiete zu einem ſeſshaften Leben angeleitet und verſchafften ſich ihren Unterhalt aus einem ganz primitiv betriebenen Ackerbau. Daſs ſie in eine groſse Zahl von Stämmen getheilt waren, die gelegentlich auch gegenſeitig ſich bekämpften, darauf deuten viele Nachrichten hin — auch erklärt dieſer Zuſtand die Beſchaffenheit des Landes, denn die in dem gebirgigen Theil desſelben anſäſsigen Stämme, deren Exiſtenzbedingungen ſchwieriger waren, werden die in den fruchtbaren Thälern und Niederungen anſäſsigen gewiſs oft der Beute wegen heimgeſucht haben.

Dieſe fruchtbaren Gebiete nun am Wang-ho und Jang-tse-Kiang wurden wie es scheint, schon gegen Ende des dritten Jahrtausends vor Christi von einem kriegeriſchen Nomadenvolk von Weſten her überzogen und die daſelbſt anſäſsige Bevölkerung wurde nach vielen Kriegen und Kämpfen überwältigt und unterworfen.

Neuere Forschungen haben es faſt zur Evidenz erwieſen, daſs die Urſitze dieſer Eroberer in Central-Aſien, in den einſt fruchtbaren Oasen am Südrand des »Tarym-

Digitized by Google

Beckens« ſich befanden.[1]) Jenes weite Steppenland Central-Aſiens zwiſchen dem Küen-lin und dem Tien-Schan war nämlich ſeit jeher die Heimat einer groſsen Zahl nomadiſirender Stämme von »verſchiedener Raſſe«, welche ſich noch im 2. Jahrhundert vor Chriſti nach chineſiſchen Berichten in die dort damals noch ſehr zahlreichen Oaſen theilten und durch Sandwüſten von einander getrennt waren.[2]) Dort lebten auch im 3. Jahrtauſend vor Chriſti die Vorfahren des chineſiſchen Erobererſtammes und zwar wahrſcheinlich in Nachbarſchaft mit andern Raſſen die ſich ſpäter nach andern Weltgegenden nach Weſten, nach Süden und Südweſten hin ergoſſen.

»Wohl dürfen wir annehmen, ſagt Richthofen, daſs derſelbe innewohnende Zug, welchen in ſpäterer Zeit die überſchwellenden Maſſen aus Centralaſien hinaustrieb, ſchon von früh an ſich geltend machte. Nach Oſten, nach Süden, nach Weſten wird es ſie gedrängt haben; denn der kalte Norden war nicht einladend. Aber im Oſten lagen unwirthliche von wehrhaften Völkern beſetzte Waldgebirge; den Weg nach Süden verſchloſſen gewaltige Bodenanſchwellungen. Nur im Südoſten bot China der Wanderung ein erwünſchtes Ziel; und dort hinein mag manche Völkerfluth geſtrömt ſein bis diejenige der Chineſen wahrſcheinlich vom Tarym-Becken aus erfolgte . . .«[3])

Die Erinnerung an dieſe Einwanderung lebt noch heutzutage in der chineſiſchen Sage von dem Kaiſer Hwang-ti[4]) dem zweiten Nachſolger des erſten mythiſchen Herrſchers To-hi, welcher letzterer um 2900 v. Chr. geherrſcht haben ſoll und dem die Erfindung der Schrift zugeſchrieben wird.

Dieſer nach China nun eingedrungene Erobererſtamm der »Chineſen« gründete in den »von Ueberfluſs ſtrotzen-

---

[1]) Richthofen: China Berlin 1877 I S. 415. [2]) Daſ. I 48.
[3]) Daſ. I 47. [4]) Daſ. 428.

Digitized by Google

den Thälern« einen Staat der anfangs klein an Umfang, im Laufe der Jahrhunderte zu der heutigen Gröſse und zu ſeiner heutigen Cultur gelangte. Es war aber kein leichtes Stück Arbeit das ſie zu beſtehen hatten — allerdings eine Arbeit im Dienſte der Cultur, im Dienſte der höchſten Ideen der Menſchheit und nachdem ſie dieſelbe in Jahrtauſenden glücklich bewältigten, kann man es wahrlich den Chineſen nicht übel nehmen wenn ſie, nicht unähnlich den Europäern und gewiſs nicht mit minderem Rechte als dieſe, ſich »als die Herren der Erde betrachten und es nicht faſſen können, daſs andere Völker etwas erfunden haben ſollen das nicht urſprünglich von ihnen ſelbſt ſtamme.« [1])

Schon jenes Eindringen in ihre neue erſt zu erobernde Heimat war ein ſchwieriges Unternehmen, denn viele kleine Bergvölker ſtanden im Wege und muſsten beſiegt werden und auch die Stämme in der Ebene ſetzten ſich zur Wehr.

Dieſe Kämpfe, bemerkt Richthofen, dürften in ähnlicher Weiſe aufzufaſſen ſein wie diejenigen auf dem Boden Indiens, welche in den vediſchen Geſängen gefeiert werden und durch welche die Arier ſich am Indus und ſpäter am Ganges ausbreiteten.« [2])

Mit der Einnahme des Landes hörten dieſe Kämpfe noch lange nicht auf. Von den unterworfenen Stämmen muſsten ja nach dem die einen ſich williger in die Knechtſchaft fügten, die anderen ihre Freiheit und Selbſtändigkeit hartnäckiger vertheidigten, die einen wehrlos gemacht, die anderen unaufhörlich bekriegt und ausgerottet werden. Letzteres war nicht immer möglich, denn mancher kriegeriſche Stamm behauptete lange in einzelnen Gebirgen ſeine Unabhängigkeit. Noch heutzutage, nach fünf Jahrtauſenden iſt es den Chineſen nicht gelungen, einige Reſte

---

[1]) 421. [2]) Daſelbst I 428.

Digitized by Google

jener Urbewohner ihrer Botmäſsigkeit zu unterwerfen. Die Miaotſe, ein tapferes Bergvolk in den Gebirgen der Provinz Kuei-tſcheu bereiten noch heutzutage der chineſiſchen Regierung fortwährende Verlegenheiten und halten einen Theil der chineſiſchen Heeresmacht immer im Schach.[1])

Im groſsen Ganzen aber iſt es den Chineſen gelungen, die unterworfene Bevölkerung dauernd zu beherrſchen, zu cultiviren und gröſstentheils zu einer einheitlichen Nation umzugeſtalten. »Rohes Material haben ſie vielfach aufgenommen und mit ſich verſchmolzen, theils ſolches das ſie uranſäſſig im Lande vorfanden, als ſie nach und nach deſſen verſchiedene Theile in Beſitz nahmen, theils ſolches das ihnen ſtammverwandt . . . aus den Steppen hereinſtrömte.«[2])

Alles dieſes aber geſchah zum geringſten Theil durch friedliche Mittel; ſchwerer und harter, jahrtauſendelanger

---

[1]) »Ehe ich die Stadt Nanhungſu verlaſſe, muſs ich das in ihrer Nähe lebende höchst merkwürdige Bergvolk der Miaotſe erwähnen, welches jahrhundertelang ſeine Unabhängigkeit behauptet und der chineſiſchen Regierung viele Unruhe verurſacht hat; die Miaotſe bewohnen hauptſächlich die Gebirgsreihe, welche die Provinz Kutſchan im Süden begrenzt; ein bedeutender Theil erſtreckt ſich jedoch bis zur Nordwestgrenze der Provinz Kanton dicht bis an die Stadt Lientſchau. Dieſe letztere ſchlugen erſt im Jahre 1832 den Vizekönig von Kanton und tödteten mehr als zweitauſend Mann vom chineſiſchen Heere. Auch wird allgemein angenommen, daſs ſie niemals nachhaltig gezüchtigt worden ſind. Der Jeſuit Pater Perennin gibt in den Lettres idifiantes et curienſes eine ſehr korrekte Darſtellung dieſer merkwürdigen Bergvölker und der Politik, welche die Chineſen gegen dieſelbe verfolgen. Da die Regierung niemals im Stande geweſen iſt, eine Miotſe durch Waffengewalt zu unterjochen, hat ſie, um dieselbe in Schach zu halten, Städte und Forts am Fuſse derjenigen Päſſe errichtet, durch die ſie herabzukommen und die Ebenen zu verheeren pflegten. Dies verhindert jedoch ihre Einfälle nicht, welche ſogleich nach Peking berichtet und dort mit den Namen Rebellion und Aufruhr belegt werden, wie man jede Feindseligkeit gegen den Kaiser ſelbst von Seiten unabhängiger Völker zu nennen pflegt.« Davis China und die Chineſen, deutſch, Stuttgart 1847 IV. 210.

[2]) Richthofen I. 397.

Kämpfe bedurfte es um ein solches Culturwerk zu vollbringen. Und zwar waren diese Kämpfe von doppelter Art. Während nämlich der herrschende Stamm bemüht war seine Herrschaft im Innern des Landes zu befestigen und immer weitere Gebiete desselben seiner Herrschaft zu unterwerfen — denn nur allmälig gelangte er in den Besitz der heutigen 18 Provinzen —: ward diese seine Arbeit im Innern ab und zu von Einfällen der »Barbaren« unterbrochen, der »Kiu« d. h. der umherschweifenden Nomadenvölker die bald von Westen, meistens aber von Norden und Nordosten her in das Reich einfielen, mit Feuer und Schwert es verwüsteten und beutebeladen in ihre Steppen zurückkehrten oder gar auf längere oder kürzere Zeit eine barbarische Herrschaft daselbst aufrichteten.[1]) Es bedurfte in der That einer Reihe großer Männer und kräftiger Herrscher um zugleich die innern Feinde niederzuhalten und die äußern abzuwehren. An solchen scheint es aber glücklicherweise China nicht gemangelt zu haben.

Die erste Aufgabe dieser Herrscher war jedenfalls eine innere politische Einigung China's zu begründen. Denn wenn auch der herrschende Stamm aus seinem Ursitze her mannigfache Elemente der Cultur in seine neuen Wohnsitze verpflanzte[2]) so scheint doch die erste staatliche Einrichtung wie das in solchen Fällen überall zu sein pflegt,

---

[1]) Davis I. 154.

[2]) »Von verschiedenen Gesichtspunkten aus leitet uns daher unsere Betrachtung zu dem Resultate, dass die Uranfänge der chinesischen Cultur, mit Ausnahme einer wenn auch wahrscheinlich nur unvollkommenen Bebauung des Landes und der Seidenindustrie, wahrscheinlich nicht auf dem Boden China's zu suchen sind, sondern fern im westlichen Theil des Tangun-Beckens und zum Theil in Oasen, die längst nicht mehr existiren, die erste Entwicklung gemeinsam mit jenen Völkern stattfand, welche später von dem Oberlauf des Orus und Janavas aus die Cultur nach Persien, Chaldäa und Europa einerseits und nach Indien andererseits trugen; dass das von dort nach Osten gewanderte Volk seine Herrschaft

Digitized by Google

eine Art Lehensverfaſſung geworden zu ſein, aus der dann conſequenterweiſe ſich eine Zerſplitterung der Herrſchaft unter viele »Landesherren« herausbildete, was, ganz wie in einem ähnlichen Stadium der ſpäteren Entwicklung Europa's ein Element der Schwäche nach Auſsen begründete. So bietet uns denn die allerdings ziemlich lückenhafte und unſichere Geſchichte der erſten chineſiſchen Dynaſtien (der Hia von 2200—1760, der Schang bis 1122 ſodann der »kämpfenden Könige« bis 247 v. Chr.) ein Bild der innern Kämpfe zwiſchen den verſchiedenen einander befehdenden Familien, Geſchlechtern und Feudalherren. Dabei können wir nach der Natur der Sache und nach Analogien in andern Zeiten und Ländern als gewiſs annehmen, daſs die einzelnen ſich befehdenden Fürſten und Geſchlechter eben nichts anderes ſind, als Repräſentanten einzelner Stämme und ſyngenetiſchen Verbände und daſs der Grund dieſer Kämpfe in dem Antagoniſmus dieſer letzteren unter einander zu ſuchen iſt.

Von Zeit zu Zeit gelang es einem kräftigen Fürſten über den Partikulariſmus der Landesherren und Vaſallen zu ſiegen: das kam dann dem groſsen chineſiſchen Gemeinweſen zu Statten. Da wurde die Verwaltung centraliſirt, die Sonderintereſſen der einzelnen Theile des Reichs muſsten dem Gemeinintereſſe weichen und eine gemeinſchaftliche Cultur half die widerſtrebenden Volkselemente zu einer immer einheitlicheren Nation verſchmelzen.

Ein ſolch wichtiger Zeitpunkt der chineſiſchen Geſchichte war die Herrſchaft Schi-wang-tis gegen das Jahr 250 v. Chr. Dieſem gelang es der Zerklüftungen und Spaltungen im Innern Herr zu werden. Freilich koſtete dieſe Pacification wie anders nicht leicht denkbar, Ströme Blutes;

über die wohl bevölkerten Thäler des Wei und des Hu sug-ho . . . ausbreitete und ſeine Cultur auf dasſelbe übertrug . . . .« Richthofen I. 428.

nicht nur die Häuptlinge der innern »Rebellionen« wurden hingerichtet, ganze Stämme, die sich in die einheitliche Staatsordnung nicht fügen wollten, wurden ausgerottet.

Als die Ruhe im Innern hergestellt war, schritt Schi-wang-ti zur Sicherung der Grenzen des Reiches gegen die Einfälle der wilden Nomadenvölker, insbesondere der Tataren. Zu diesem Zwecke erbaute er bekanntlich die grosse chinesische Mauer, ein Riesenwerk das nur durch die geniale Kraft eines grossen stramm regierten Reiches hergestellt werden konnte. Andererseits wieder wirkte diese Sicherung von Aussen wohlthätig zurück auf das innere Regime. Denn »Absperrung der Feinde im Aeusseren war nöthig um . . . das Werk der Centralisation zu befestigen«. Ein weiterer Erfolg bestand darin, »dass der Kaiser grosse Heeresmassen endlich einmal unter einheitlicher Leitung versammeln und das Werk der Absorption der Gebiete der unabhängigen Stämme, welches die einzelnen Fürsten langsam und schrittweise im Laufe der Jahrhunderte fortgeführt hatten, nun mit einem Schlage um ein Bedeutendes fördern konnte. Dieser Invasion widerstand keines der Völker, welche in den Thälern China's lebten; und wenn auch die Gebirgsbewohner zum grossen Theil unangreifbar waren, so erhielt doch das Reich einen ausserordentlichen Machtzuwachs im Süden und Südwesten . . .« [1])

An dieser Stelle sei es uns gestattet, eine Bemerkung einzuschalten über die natürliche immer und überall sich manifestirende Tendenz einer jeden Herrschaft aus einer localen eine territoriale zu werden. Denn die erste Begründnng einer Herrschaft kann zunächst immer nur eine locale sein und muss auf die Weise sich vollziehen, dass die erobernde Rasse der besiegten so zu sagen den Fuss

[1]) Richthofen I. 435.

Digitized by Google

auf den Nacken fetzt. Das Herrfchaftsgebiet kann vorerft nur ein kleines fein, die Sieger und Herrfcher fitzen den Befiegten und Unterworfenen unmittelbar auf dem Halfe, die Sieger trauen fich noch nicht auseinander zu gehen und fich zu zerftreuen und halten ihre Herrfchaft durch unmittelbar geübten Terrorifmus aufrecht. Erft wenn die »fchlechten Elemente« der Befiegten zu Paaren getrieben und ausgerottet find und die Sieger es nur noch mit den »befferen«, den friedlicheren Elementen ihrer Unterworfenen zu thun haben: da verfuchen fie es langfam und allmälig fich auszubreiten, immer weiteren Boden zu gewinnen, ihre locale Herrfchaft in eine immer weitere territoriale umzuwandeln. Es hat nie und nirgends eine Herrfchaft gegeben in deren Entwicklung nicht diefe natürliche Tendenz vom Localen zum Territorialen an den Tag getreten wäre, ja diefe Tendenz ift fehr oft fogar in eine Tendenz zur Univerfalität (zu Univerfalmonarchien) ausgeartet. Man denke nur an Perfien, an Alexander den Grofsen, an Rom, an Napoleon den erften und an das heutige Rufsland. Auch China ward im Laufe der Zeit von einer folchen Tendenz zu territorialer Vergröfserung, ja fogar zu Univerfalherrfchaft (wie man fie fich eben damals vorftellen konnte) umgewandelt. Es war das unter der Dynaftie der Han (von 197 vor bis 220 n. Chrifti).

Die geographifche Lage China's brachte es mit fich, dafs fich eine folche Tendenz nur in einer Richtung Luft machen konnte und zwar nach Weften und Südweften gegen das Caspifche Meer und gegen Kleinafien zu — denn im Often war es vom Meer begrenzt, im rauhen Norden war nichts zu holen und von der indifchen Culturwelt im Süden trennten es unüberfteigliche Gebirge. Wie immer und überall aber war auch hier der Handel der Vorbote der Eroberung — dem chinefifchen Kaufmanne der die Producte chinefifcher Induftrie in Mittel- und Vor-

Digitized by Google

derasien vortheilhaft abzusetzen suchte, folgten die eroberungslustigen Fürsten aus dem Geschlechte Han mit ihren Heeren.[1]) Bleibenden Erfolg aber konnte diese Eroberungspolitik desswegen nie erringen, da bei jedem Expansionsversuch nach Aussen die Unruhen im Innern sich zu regen begannen, und die Tataren ihre Einfälle erneuerten. Diesen letzteren gelang es auch in der That gegen Ende des 4. Jahrhunderts einige nördliche Provinzen China's in ihre Gewalt zu bekommen und dort ihre Herrschaft aufzurichten. Von da beginnt eine Periode des Zerfalles des altchinesischen Reiches, welche es auswärtigen Stämmen möglich macht, dasselbe zu überfluthen und zeitweilig ihre Herrschaft darüber zu üben. Denn als die Chinesen gegen die sie bedrückenden Tataren die Hülfe der Mongolen anriesen, erschienen diese letzteren, bezwangen aber nicht nur die Tataren, sondern auch die Chinesen und machten sich im 13. Jahrhundert zu Herren von China.[2]) Unter den besiegten Chinesen wurde schrecklich gewüthet; »das Blut des Volkes floss in rauschenden Strömen« besagen chinesische Berichte; die Angehörigen der früheren Dynastien, die Mitglieder der herrschenden Familien und Classen wurden verfolgt und ausgerottet. Wie schrecklich aber auch am Anfang die Herrschaft der Mongolen war, als sie dieselbe befestigten und ihre Gegner aus dem Wege geräumt hatten, begannen auch sie segensreich zu wirken und dem Lande Wohlthaten zu erweisen wie sie eine stabile und kräftige Herrschaft der Natur der Sache gemäss jedem Lande erweisen muss. Ja! die Mongolen, als Eroberer erst die schrecklichsten Feinde chinesischer Cultur und Civilisation, verfielen unbewusst und unwillkührlich einer langsamen »Chinaisirung« wie wir das heute nennen würden; denn so gross

[1]) »Die Seide war das treibende Moment.« Richthofen I. 402.
[2]) Davis, China I. 159.

Digitized by Google

uud gewaltig ist die Kraft einer höhern Civilisation, daſs sich ihr mit der Zeit auch der roheste und barbarischeste Eroberer beugen muſs.[1])

Uebrigens zeigten die Mongolen-Chane in China nicht unbedeutende Herrschertalente. Athmete schon das Gesetzbuch Dschingis-Chans, des Beherrschers vieler mongolischen und türkischen Völker, einen derb-realistischen Herrschergeist, ein Gesetzbuch, welches dem Volke Eroberungen und Unterwerfung fremder Lande zur Pflicht machte, gegen die Fremden schonungslose Behandlung, gegen die Stammesgenossen Treue und Schutz empfahl: so haben die Nachkommen Dschingis-Chans in China bewiesen, daſs sie ein erobertes Land auch weise zu regieren verstehen. Insbesondere ist Kublai-Chan ein glänzendes Beispiel zugleich der Bildungsfähigkeit und des hohen politischen Geistes der Mongolenfürsten. Seine innere Verwaltung China's gehört zu den besten die dem himmlischen Reich je zu Theil wurden. »Kublai errichtete den Sitz der Regierung zu Peking . . . Als das wirksamste Mittel gegen die Unfruchtbarkeit der Ebene worin jene Hauptstadt gelegen ist, erbaute er den ungeheuren Kanal, der sich nach

[1]) »Ohne Rücksicht und Schonung vertilgt der Nomade die Schätze der Civilisation, welche gar keinen Werth für ihn haben. Aber mit der Zeit verfällt er ihr selbst; er wird ansässig, baut sich feste Wohnstätten, bewirthschaftet die Felder und eignet sich je nach dem Grad seiner Begabung die Cultur an, die er vorfand. Wie die Hwei-hu, welche die Chinesen einst in ihr Land riefen, wie die Khutan, welche mit der Lian-Dynastie und die Ju-tschi, welche mit der Kiu-Dynastie kamen, so amalgamirten sich die Mongolen mit den Chinesen. Die Herrscher an der Spitze nahmen verfeinerte Lebensformen an, eigneten sich neue Bedürfnisse an und gewöhnten sich an Luxus. Ihre Untergebenen giengen nach und nach in den Culturen auf, die sie vorfanden und deren Träger sie zum Theil wurden. Dadurch verschwanden die Mongolenreiche von der Erde, ohne daſs die Horden, welche sie gründeten, nach ihrer Heimath zurückkehrten.« Richthofen I. 585.

Süden auf eine Entfernung von 300 Stunden nach den fruchtbarften Provinzen erftreckt und zur leichten Beförderung der Producte derfelben unabhängig von der Seefchifffahrt dient.« [1]) Aber all folche klugen und für das Land fegensreiehen Maſsregeln konnten die unterworfene Raffe der Chinefen mit der Fremdherrfchaft nicht ausföhnen, zumal die herrfchende Raffe, wie das immer und überall zu gefchehen pflegt, bei der Befetzung der Aemter immer bevorzugt wurde, wodurch bei den Chinefen das drückende Gefühl des fremden Joches immerfort genährt und wach erhalten blieb.

Was alfo unter folchen Umftänden immer und überall fehr leicht erfolgt, traf ein. Ein eingeborner Chinefe, Namens Tfchu, ein Mann von niedriger Herkunft doch »aus dem Volke« ftammend, erhob fich gegen die »Fremden«. Es fcheint, daſs Tfchu feine nationalen Ideen aus dem Umgang mit buddhiftifchen Prieftern gefchöpft hat, da er Diener in einem Bonzen-Klofter war.

Zuerft bemächtigte er fich mit einem Häuflein Insurgenten einer der füdlichen Provinzen und fchlug einen Theil der gegen ihn ausgehenden kaiferlichen Truppen in einer Hauptfchlacht. Diefer erfte Erfolg war für die ganze nationale Bewegung entfcheidend. »Jetzt ftrömten ihm die Chinefen von allen Seiten zu;« [2]) die Infurgenten brachen gegen die Hauptftadt auf, zwangen den Kaifer zur Flucht und bemächtigten fich der Herrfchaft. Tfchu wurde auf diefe Weife der glückliche Begründer einer neuen »nationalen« Dynaftie, der fog. Ming, die beinahe drei Jahrhunderte den chinefifchen Thron inne hatte. (1368 bis 1645.) Während diefer Zeit erreichte die chinefifche Nationalität, die nationale Cultur China's den Höhepunkt ihres Glanzes; dabei ward das Reich nach Süden und Weften hin erweitert.

[1]) Davis, l. c. I. 160. [2]) Davis, I. 162.

Digitized by Google

Zu Ende dieſer Periode jedoch kam — was immer unausbleiblich ſcheint — mit der hohen Civiliſation innere Schwäche und Niedergang des kriegeriſchen Geiſtes. Für einen ſolchen Zuſtand aber jeder Culturnation pflegen benachbarte Barbaren eine ſehr feine Spürnaſe zu haben.

Dieſsmal waren es die im Nordoſten China's wohnenden Niu-tſchi-Tataren, (ſpäter Mandſchu genannt), welche den innerlichen ſchwachen Zuſtand des groſsen Reiches erſpähten und mit richtigem Inſtincte es als gute Beute in's Auge faſsten. Seit 1605 kämpften ſie ſiegreich gegen China. Im Jahre 1621 ſtürmten ſie die Hauptſtadt Lian-Jang und nahmen ſie ein. Im Jahre 1634 zieht der Mandſchufürſt Tai-Tſung, nachdem er 49 Mongolenfürſten (alſo wahrſcheinlich eben ſo viele Stämme) zu Bundesgenoſſen genommen hatte durch die Mongolei und dringt von Norden her in China ein, erobert die Provinz Liao-tong und nimmt den Kaiſertitel an.[1] Kurz darauf brach in China ein Aufſtand aus und die Aufſtändiſchen rieſen die Mandſchutataren zu Hilfe. Die Mandſchu kamen, unterwarfen ſich leicht das durch Bürgerkrieg zerrüttete Reich, (1646) und riefen ihren Fürſtenſohn Schun-tſchi zum Kaiſer von China aus. Den Mandſchu gelang es in kurzer Zeit über das ganze Reich zu herrſchen, dabei octroyirten ſie wohl einige äuſsere Formen, wie Haartracht und Kleidung den Chineſen; im Grunde aber nahmen ſie ſelbſt chineſiſche Cultur an und lieſsen auch ihre dem Reiche einverleibte Stammprovinz die Mandſchurei bald im chineſiſchem Weſen ganz aufgehen. Ueber 200 Jahre nun dauert die Herrſchaft dieſer geringen tatariſchen Minorität über ein ſo ausgedehntes Land, über eines der älteſten Culturvölker der Welt. Dieſe Thatſache erregt mit Recht das Staunen des Politikers.

[1]) Richthofen II. 60.

Digitized by Google

»Die Feststellung und Fortdauer der tatarischen Herrschaft, meint Davis, ist sicherlich, wenn man das Missverhältniss zwischen den Herrschern und den Beherrschten in Betracht zieht, eine fast ebenso ausserordentliche Thatsache als die britische Herrschaft in Indien und der mongolische Stamm wurde von den Chinesen nach einer weit kürzeren Regierungszeit, vertrieben als die Mandschu bereits genossen haben. Diese sind klüger und weise genug gewesen, die Chinesen in den meisten Fällen in Besitz ihrer eigenen Formen und Einrichtungen zu lassen, doch sind noch immer so starke Verschiedenheiten vorhanden, dass die Amalgamation des ursprünglichen Volkes mit seinen Herren unmöglich ist.« [1])

Der Missionär Huc schreibt über dieselbe Angelegenheit: »Es ist klar, dass die Mandschu wegen ihrer geringen Anzahl in diesem ungeheuren Reiche haben alle erdenklichen Mittel ergreifen müssen, um sich ihre Eroberung zu sichern. Aus Furcht, die Fremden (d. i. die Europäer) möchten Lust bekommen zu einer Beute, welche sie ihnen so leicht entreissen könnten, haben sie sorgfältig alle Pforten China's geschlossen, in dem Glauben, sich so gegen alle ehrgeizigen Angriffe von Aussen zu schützen; im Innern haben sie durch das System eines schnellen und fortdauernden Wechsels in der Besetzung der Stellen ihre Feinde auseinander zu halten gesucht. Diese Mittel sind bis jetzt mit Erfolg gekrönt worden und es ist wahrlich ein Wunder und merkwürdig genug, dass eine Handvoll Nomaden im Stande gewesen ist, zwei Jahrhunderte lang eine friedliche und unumschränkte Herrschaft über das grösste Reich der Welt und eine Bevölkerung auszuüben, die, was man auch von ihr sagen möge, ausserordentlich beweglich und unruhig ist. Die Politik musste sehr geschickt, geschmeidig

---

[1]) Davis, l. c. I. 171.

Digitized by Google

und kräftig zugleich fein, um ein folches Refultat zu erlangen . . .« [1])

Nun, diefe räthfelhafte mit Recht von Reifenden und Hiftorikern angeftaunte Erfcheinung der zweihundertjährigen Mandfchuherrfchaft dürfte fich auf die Weife am einfachften erklären, dafs die Mandfchu zugleich mit der Herrfchaft über China fich jenes grofsen, complicirten Herrfchaftsapparates bemächtigten, den eine jahrtaufendalte gefchichtliche Entwicklung in China herausgebildet hat. Nur die oberften Poften wurden mit Mandfchutataren befetzt, die ganze zur Aufrechthaltung der ftaatlichen Ordnung im Laufe der Jahrtaufende erfonnene und in's Leben gerufene politifche Organifation liefsen fie unangetaftet, dazu kam allerdings, dafs fie fich auch in Sprache und Religion den Chinefen affimilirten.

Der chinefifche Regierungsapparat ift auf einer fo feften focialen Rangordnung erbaut, dafs ein Wechfel der oberften Herrfcherfchichte eben fo wenig verfpürt wird, wie etwa in einem parlamentarifchen Staate Europa's der Wechfel eines Minifteriums. [2]) Da nun das Intereffe der

---

[1]) Huc l. c. I. 212.

[2]) Die Zahl der Minifterien in China fteht der der modernen europäischen Staaten nicht nach. Es giebt da ein Minifterium des Innern, der öffentlichen Arbeiten, der Juftiz, des Cultus, des Krieges und der Finanzen. Dagegen ift die Claffentheilung der Bevölkerung etwas complicirter. Die Bevölkerung zerfällt in die Claffen der bürgerlichen und militärischen Mandarine, der Gelehrten (aufferhalb des Staatsdienftes), der Priefter, Ackerbauer, Handwerker, Künftler, endlich der Kaufleute. Zu den verachteten Claffen gehören Schaufpieler, Gefängnifswärter, Henker und Inhaber unfittlicher Gewerbe. Die bürgerlichen Mandarinen wiederum find in neun Stufen (Rangsclaffen!) abgetheilt, entsprechend unfern verfchiedenen Räthen (Regierungsräthen, Hofräthen etc.) Das Abzeichen dieser Rangsclaffen ift nicht gar verschieden von dem unferigen, denn ftatt unferer befternten und hebordeten Krägen bildet dort der einfache doppelte, dreifache etc. Knopf das Abzeichen der Würde. So weit

Digitized by Google

untern Bureaukratie, der zahllosen kleinen Herrscher, an der Stabilität dieser untern Verhältnisse hängt, so sind sie offenbar immer bereit, jeden in den obersten Schichten einmal eingetretenen Wechsel als fait accompli anzuerkennen, ihn zu sanctioniren und zu unterstützen: wenn nur auch ihre untere Herrschaft, die grosse das ganze Reich umfassende Maschinerie, deren kleine Rädchen sie bewegen, unangetastet gelassen wird. Das thaten die Mandschu — (die freilich auch das überwiegend tatarische Heer auf ihrer Seite hatten) — und darin liegt das Geheimniss ihrer 200jährigen Macht und Herrschaft.

Uebrigens war es eine durch geschichtliche Erfahrung nicht gerechtfertigte Vertrauensseligkeit zu glauben, dass nun die Herrschaft der Mandschu's vor allen Gefahren gefeit sei. Das noch immer nicht entschwundene Bewusstsein der Stammfremdheit, die trotz aller Assimilirungsbestrebungen doch allgemein bekannte und gefühlte Thatsache der »Fremdherrschaft« kann leicht einem innern oder auswärtigen Feinde, oder beiden zusammen, als Handhabe zur Agitation dienen. Dass eine solche Gefahr der Mandschuherrschaft seitens der Europäer droht, ist klar. Alle Seemächte Europas und Russland obendrein von der Landseite, speculiren seit lange schon auf die unermesslichen Schätze des himmlischen Reiches und trachten nach und nach dort festen Fuss zu fassen. Wenn diese Mächte einst ihre gegenseitigen Eifersüchteleien überwunden und sich

---

hätten uns also die Chinesen noch nicht überflügelt und können wir uns mit ihrer Culturstufe getrost messen. Nur giebt es aber auch viele Gebiete, darunter culinarische, wo uns die Chinesen für rohe Barbaren halten und wo wir ihre Cultur erst noch zu erreichen haben werden. So z. B. wissen es die chinesischen Feinschmecker genau, mit welchen Holzarten die verschiedenen Speisen gekocht, die verschiedenen Wildprete und Fleische gebraten sein wollen etc., Gebiete, die für uns noch eine terra incognita sind. Vergl. Bastian, die Völker des östlichen Asiens. Jena 1871.

Digitized by Google

auch nur auf kurze Zeit über die Art und Weife der beften Exploitation Chinas geeinigt haben werden, dann könnte die Prophezeiung Huc's allerdings fich erfüllen, dafs »die Fremden, die Barbaren, denen die Regierung zu Peking ein verächtliches Geficht zeigt, weil fie diefelben nur zu fehr fürchtet, endlich vor den ihnen hartnäckig (heute freilich fchon weniger!) verfchloffenen Pforten die Geduld verlieren und eines fchönen Tages diefelben mit Sturm brechen (theilweife fchon eingetreten!) und hinter ihnen ein zahlreiches aber uneiniges Volk treffen werden, dem es an allem Halt fehlt und das jedem preisgegeben ift, der fich im Ganzen oder Einzelnen feiner bemächtigen will.«[1]) So gar leicht jedoch wie Huc es fich dachte, dürfte es doch nicht werden »europäifche Cultur nach China zu tragen«, wie die offizielle Phrafe bei folchen Gelegenheiten immer lautet.

46. Phönizier und Juden.

Wir haben innerhalb eines grofsen Erdkreifes vom Nil bis an den Hoangho den überall gleichen focialen Naturprozefs verfolgt und durch deffen immer gleiches Sich-abfpielen grofse Reiche entftehen und gewaltige Culturgebiete fich bilden fehen; vom Nil bis an den Hoangho fahen wir einen Kreis von Culturnationen aus überall gleichen naturgefetzlichen Bedingungen entftehen. — So wie diefer Erdkreis der einen Hemifphäre geographifch durch Europa als letztes Glied in der Kette gefchloffen wird, fo ift es auch felbftverftändlich, dafs diefer in Afrika und Afien beobachtete fociale Naturprozefs fich fortfetzend auch in Europa aus gleichen ethnifchen Bedingungen gleiche politifche

[1]) Huc l. c. 212.

Digitized by Google

Gestaltungen und weitere Culturgebiete hervorgehen lassen mußte. Doch schließt Europa den Kreis dieses Naturprozesses nur auf unserer Hemisphäre — daß er sich auf der andern ebenfalls nach gleichen Gesetzen und Regeln abspielen mußte uud muß ist klar.

Die bisher betrachteten Culturnationen der alten Welt haben dieß eine negative Merkmal gemeinsam, daß sie in ihrer Culturentwicklung eines wichtigen natürlichen Factors des Meeres als Communicationsmittels wenigstens in bedeutenderem Umfange entbehrten. Denn theils waren es continentale Mächte wie Assyrien, Medien, Persien, deren Entwicklung sich in Binnenländern abspielte; theils war mangelhafte Schifffahrtskunde und die Lage an großen Oceanen wie China's und Indien's, theils wie in Aegypten der Mangel an Schiffsbauholz und Eisen daran Schuld.

Dagegen waren im Centrum dieses großen Völker- und Staatenkreises, welches zugleich den natürlichen Uebergang nach Europa bildete, wir meinen an den mittelländischen Gestaden Kleinasiens die Bedingungen gegeben um jenen natürlichen Factor, das Meer, dem socialen Naturprozeß dienstbar zn machen, es für denselben zu verwerthen.

Die bewaldeten, bis dicht an das Meer herantretenden Gebirgszüge Kleinasiens boten reichliches Material für den Schiffsbau; ausgiebige Bergwerke boten das nöthige Eisen zu demselben; und das von drei Erdtheilen beckenartig eingeschlossene, von zahlreichen Inseln übersäete mittelländische Meer konnte auch bei noch mangelhafter Schiffsfahrtskunde leicht befahren werden.

Diese der Schifffahrt günstigen Umstände allein würden aber gewiß nicht genügt haben, den Seehandel, diesen mächtigsten Hebel der socialen Entwicklung, zu fördern, wenn nicht erstens die geistige Anlage der an die Küsten Kleinasiens gelangten Stämme überseeischen Unternehmungen gewachsen wäre und wenn sie nicht zweitens, ge-

Digitized by Google

drängt von ihnen nachrückenden kriegerischen Stämmen zu solchen Unternehmungen ihre Zuflucht zu nehmen gezwungen worden wären. Beides war der Fall.

Was den ersteren Umstand anbelangt, so darf man sich freilich die Sache nicht so vorstellen, als ob alle in Phönizien wohnenden Stämme (und deren gab es da eine grosse Menge!) solchen Unternehmungen gewachsen wären: aber es braucht ja nur eine kleine Minorität Muth und Geist zu besitzen um die übrigen Stämme auf die eine oder andere Weise activ oder passiv an diesen Unternehmungen Theil nehmen zu lassen; und dass eine solche Unternehmer-Minorität sich fand, lehren eben die Thatsachen. Gedrängt aber wurden die »Canaaniter« zu diesen Unternehmungen durch die immer weiter nach Westen an die Gestade des mittelländischen Meeres hin sich ausbreitenden vorderasiatischen Reiche der Assyrer, Meder, Perser und von Süden her der Aegypter und der Juden.

Nicht im Stande dem Andrange kriegerischer Völker zu widerstehen, auf die schmale Küste Canaans beschränkt blieb ihnen keine Wahl, ihr erfinderischer Geist musste helfen. Die Cedern des Libanon wurden zu Schiffen gezimmert — und das Ausbeutungsgeschäft, das Assyrer, Perser, Meder, Aegypter und Juden mit Feuer und Schwert in Vorderasien betrieben, wurde mittelst der Schifffahrt und des Handels vorerst auf friedliche Weise auf die das mittelländische Meer begrenzenden Länder und die in demselben befindlichen Inseln hinübergespielt. [1])

Und siehe! es zeigte sich bald, dass man mit dem Handel, und zwar sowohl mit dem See- als Landhandel, nicht geringere Erfolge erzielen kann wie mit dem Kriege. Die Phönizier häuften bald in den Hafenstädten ihres schmalen Küstenstriches Reichthümer und Schätze wie sie

[1]) Vergl. Movers: Die Phönizier. II. B. I. Theil.

Digitized by Google

die kriegerischen Völker Asiens mit all ihren Raubzügen nicht aufbringen konnten. Und im Gefolge dieser gewinnreichen Unternehmungen erblühte in den Hafenstädten Phöniziens eine Cultur, gepaart mit Pracht und Luxus wie sie kaum in den Residenzen der asiatischen Grofsmächte gesehen worden.

Mit der steigenden Macht der Phönizier entwickelte sich aber auch ihre Handelspolitik; sie ward Colonial-Politik. Man begnügte sich nicht mehr mit dem jeweiligen Gewinn aus überseeischem Handel: man trachtete letzteren zu organisiren und somit die erzielten Handelsvortheile in eine Art Tribute umzuwandeln, auf welche man mit Sicherheit zählen könnte. Zu diesem Zwecke wurden an der Süd- und Nordküste des mittelländischen Meeres Colonien gegründet; das konnte freilich mit blos friedlichen Mitteln allein nicht durchgeführt werden. Etwas Gewalt und Blutvergiefsen mufste schon mitunterlaufen. Theils wurde einheimische Bevölkerung als Knechte und Sklaven in jene Colonien deportirt, theils wurden die Eingebornen jener Colonialgegenden verknechtet. Wie das seither von Europa aus so oft geschehen ist, dem Handel folgte die Unterjochung, die Kaufherren wurden Befehlshaber und Herrscher. Doch blieb ihr Augenmerk immer auf den Gewinn aus Handel, Gewerbe und Industrie gerichtet und breiteten sie ihre Herrschaft nie weiter aus als es ihr Geschäftsinteresse erheischte. Und dennoch war für die Entwicklung der Menschheit im Altherthum vielleicht kein kriegerisch-eroberndes Volk von so nachhaltiger Bedeutung und von so weittragendem culturellem Einflusse als dieses Handelsvolk. Von durchaus egoistischen Trieben geleitet, mit Trug und List nach materiellem Gewinn strebend: leisteten sie doch der Menschheit und speciell auch der europäischen die gröfsten Culturdienste. Europa wäre nie das geworden was es heute ist ohne die Phönizier.

Digitized by Google

Die »Geheimnifskrämerei« der Phönizier über die von ihnen aufgefuchten und befetzten Handelsplätze, Emporien und Colonien hat es der hiftorifchen Forfchung für immer unmöglich gemacht die wirkliche Ausdehnung ihrer Handelsunternehmungen und ihrer Anfiedlungen in Europa kennen zu lernen. Viele Anzeichen deuten jedoch darauf hin, dafs fie nicht nur in Griechenland, Italien und Spanien die erften europäifchen Handelsftädte gründeten: fondern dafs fie über die Säulen des Herkules hinaus auch den Weften Europas mit ihren Handelsniederlaffungen bedeckten. Wo immer fie aber eine folche Handelsniederlaffung gründeten, da fehen wir das Vorbild der fpäteren europäifchen Städte. Handelsinnungen, Gilden find die Grundlage der Organifation derfelben.[1])

Nach innen ftark durch diefe Organifation fchieben fie fich als wirthfchaftliches Glied in die Völkerverhältniffe Europa's ein, wo eine zahlreiche Urbevölkerung von mannigfachen meift aus Afien kommenden kriegerifchen Horden zu Ackerbaudienften gezwungen ward. So trafen in Spanien die friedlich vordringenden und wirthfchaftlich fiegreichen Phönizier mit den von Norden her kriegerifch auf die Iberer eindringenden Kelten zufammen.[2]) Und damit waren eben in Spanien die Grundbeftandtheile einer ftaatlichen Ordnung gegeben — die befehlenden keltifchen Herren, das verknechtete iberifche Volk, und die gewerbefleifsigen uhd handeltreibenden Phönizier.

---

[1]) Waren aber phönizische Kaufleute aus einer und derfelben Stadt in grofser Anzahl an einem fremden Handelsplatze anfäffig, fo traten fie um ihre gemeinfamen politifchen, commerziellen und religiöfen Angelegenheiten defto beffer realifiren zu können, in Corporationen zusammen, welche, obgleich fie besondere Freiheiten und Privilegien von Seiten des fremden Staates genoffen, doch als Bürger des phönizischen Mutterstaates noch fortdauernd unter deffen Schutz und Oberauffficht ftanden.« Movers. l. c. II. 3. S. 123. [2]) Vergl. Movers l. c. II. 2. S. 588.

Digitized by Google

Nicht anders wie in Spanien wird es auch im übrigen Europa vor fich gegangen fein — wenn uns auch hier hiftorifche Zeugniffe im Stiche laffen. Wenn man aber bedenkt, dafs die Organifation der Handelsftädte und nach ihrem Mufter fodann der übrigen See- und Landftädte uns fo fehr an die bekannten phönizifchen Handelsniederlaffungeu erinnern; wenn man ferner bedenkt, dafs die Phönizier in Europa fpurlos verfchwunden find, was doch gewifs nur darin feinen Grund hat, dafs fie mit der Zeit in den Völkern, zwifchen denen fie Handel und Gewerbe trieben aufgiengen: fo wird die Vermuthung geftattet fein, dafs fie es waren, welche die erften Keime des Städtewefens nach Europa brachten — an welche Keime fich allerdings dann auch andere ethnifche Elemente in den verfchiedenen Ländern Europa's anfetzten.

Freilich, die europäifche Gefchichte befchäftigt fich wenig mit diefen im Stillen und im Dunkel hantierenden Elementen. Sie befafst fich faft ausfchliefslich mit den Thaten der kriegerifchen Stämme, welche meift ebenfalls von Afien doch auf den Landwegen über Süd-Rufsland herkommend die europäifche Bevölkerung verknechteten und mit der Gewalt der Waffen (die ihnen gewifs phönizifche Kunftfertigkeit lieferte) nicht minder aber mit angeborenem Herrfchergeifte die verfchiedenen europäifchen Staaten gründeten.

Der Grund diefes Stillfchweigens mit der die europäifche Gefchichte einen fo wichtigen Factor europäifcher Cultur übergeht, ift klar. Das Volk der Phönizier ift verfchwunden. Seit Jahrtaufenden bereits giebt es keine Phönizier mehr — ihre Sprache ift längft verfchollen — und moderner Wiffenfchaft ift es kaum gelungen einige Spuren ihrer Schrift und einige wenige Denkmale ihrer Kunft zu entdecken.

Wenn wir nun bedenken, dafs phyfifch und anthro-

Digitized by

pologifch diefes Volk nicht verfchwunden fein kann, weil wir doch von keinerlei folcher Kataftrophe wiffen, der alle Phönizier in Afien, Afrika und in Europa zum Opfer gefallen wären, und auch von einem allmähligen Ausfterben diefes Volkes nichts bekannt ift, wenn wir alfo bedenken, dafs das Blut der Phönizier auch heute noch gewifs reichlich vertreten ift unter den Völkern der Gegenwart und gewifs auch in Europa — fo drängt fich die Frage auf, wie man fich diefe räthfelhafte Erfcheinung zu erklären habe. Die Sache ift ganz einfach.

Die Phönizier waren ein kluges Volk; fie verftanden es immer fich den Verhältniffen anzupaffen. Als fie von afiatifchen Eroberungs-Stämmen gedrängt fich auf den fchmalen Küftenftrich angewiefen fahen, fuchten fie ihr Heil auf der See und in fernen Landen. Ihr kofmopolitifcher Geift überwand alle vaterländifchen Gefühle und liefs fie überall eine »traute Heimat« finden, wo es gute Gefchäfte und ein angenehmes Leben gab.

Mufste fich da nicht aus einer folchen Lebensauffaffung ein langfames Aufgeben der »nationalen« Cultur ergeben und ein Aufgehen in denjenigen Maffen unter denen fie fich anfiedelten? und das um fo mehr als der »fchachernde« Phönizier als folcher im vorhinein der Antipathien und feindfeligen Gefühle aller Völker gewifs fein konnte. Gewifs nur in diefem Umftande haben wir die Löfung des Räthfels zu fuchen, welches dem Hiftoriker das vollkommene Verfchwinden des phönizifchen Volksthums in Europa bietet. Als kluges Volk verftanden es die Phönizier eben rechtzeitig unterzugehen. Mit richtigem kofmopolitifchem Sinne taxirten fie ihre »nationale« Cultur keineswegs fo hoch, dafs fie ihnen um den Preis des Haffes und der Feindfeligkeit der Völker nicht zu theuer zu ftehen gekommen wäre. Sie giengen auf in den Völkern unter denen fie wohnten und erfüllten fo gewifs treuer

und richtiger die Intentionen des geschichtlichen Naturprozesses, wenn man sich so ausdrücken darf, als wenn sie ihr überlebtes Volksthum mit unzeitgemäßer und unnatürlicher Verstocktheit bis in späte Jahrhunderte hinein »gerettet« hätten.

Eine solche verkehrte und unnatürliche »nationale« Politik überließen sie dem Volke, welches von Hause aus ihrem Beispiele in vielen Stücken gefolgt war insbesondere aber ihre Handelspolitik sich angeeignet hatte. Wir sprechen von den Juden.

Die Anfänge dieses Volkes stellen uns gleich denjenigen so vieler andern die in der Geschichte eine Rolle spielten, eine Mehrheit heterogener Stämme dar. Die spätere Tradition stellte für diese Mehrheit die runde Zahl zwölf auf und übertrug auf die Urzeit eine aus der später sich herausgebildeten Cultur abstrahirte »Verwandtschaft«, indem sie um letztere besser zu begründen einen gemeinschaftlichen Stammbaum fingirte. Diese »israelitischen« Stämme, wie man sie ex post nennt, waren erst nomadische Viehzüchterstämme, eroberten nach langen Wanderungen und wechselnden Schiksalen das Land Palästina, dessen Bewohner theils ausgerottet, theils verknechtet wurden. Mit steigender Cultur und Bevölkerung, als das kleine Land den gesteigerten Bedürfnissen und Ansprüchen nicht mehr genügen konnte, ahmten sie das Beispiel der Phönizier nach, wurden Handelsleute und zerstreuten sich als solche in alle Welt.

Auch in der Einrichtung ihrer besonderen Gemeinwesen in Europa spiegelt sich gewiss noch das Vorbild phönizischer Niederlassungen ab. Nur in einem Punkte, vielleicht in dem allerwichtigsten, verstanden sie es nicht dem Beispiele der Phönizier zu folgen; die Juden verstanden es nicht und verstehen es im Großen und Ganzen noch heute nicht — unterzugehen.

Digitized by Google

Daran trägt freilich die meiſte Schuld ihre hochentwickelte alte Literatur, insbeſondere die theologiſche. Nachdem auch das ſiegreiche aus dem Schooſse dieſes Volkes hervorgegangene Chriſtenthum an der alten Tradition hangend, dieſe jüdiſchen Schriften als »heilig« erklärte ſchien es, nicht ſo ſehr den blinden und unwiſſenden Maſſen wie einem eingebildeten und verblendeten Schriftgelehrtenſtande, daſs es da in der That ein »nationales Heiligthum« zu conſerviren gälte — und in widernatürlichem Starrſinn zogen ſie es vor, einen ewigen Raſſenkampf aller Völker und Nationen gegen ſich wach zu erhalten, als dieſe überlebte und mumienhafte Nationalität der aufblühenden, friſchen Cultur anderer Länder und Zeiten zum Opfer zu bringen. In dieſem ſtarren Feſthalten an längſt überlebten Culturformen, die in Wahrheit nur in den Catacomben der Geſchichte nicht aber im Leben der Völker an ihrem Platze wären, liegt ein ſchweres Vergehen gegen das groſse Naturgeſetz der Geſchichte — ein Vergehen das von tauſenden Generationen hart gebüſst wird. Es giebt der unvermeidlichen, aus der naturnothwendigen Entwicklung der ethniſchen und ſocialen Elemente ſich ergebenden Raſſenkämpfe übergenug und es ſcheint nicht nothwendig und iſt gewiſs kein welthiſtoriſches Verdienſt um die Menſchheit durch ein unſinniges Trotzbieten den ewigen Geſetzen und allgewaltigen Strömungen des ſocialen Naturprozeſſes einen Raſſenkampf mehr permanent zu erhalten und ewig zu ſchüren, der längſt ſchon, wie jener gegen die Phönizier, ausgetobt haben könnte.

---

47. Europa.

Die Phönizier führen uns nach Europa hinüber. Ueberall wo ſich zuerſt in Europa geſchichtliches Leben regt, in Griechenland, Italien und Spanien treffen wir zuerſt die

Digitized by Google

schwindenden Spuren phönizischer Cultur. So auch unwiderleglich in Hellas. »Der Verkehr der Phöniker an den Küsten von Hellas mußte den Hellenen bedeutsame Anregungen gewähren.« [1]) In griechischen Sagen finden wir Zeugnisse über Kämpfe mit den Phönikern (Theseussagen). [2]) Aber auch das ist bezeugt, daß sich die Phöniker gräcisirten und an dem geistigen Leben Griechenlands regen Antheil nahmen. Der große Philosoph von Milet Thales war von phönizischer Herkunft. [3])

Diesen phönizischen Einflüssen gegenüber standen zweifache heterogene ethnische Elemente aus deren Contact das eigentliche Staatsleben Griechenlands erwuchs. Ueberall in Griechenland finden wir ein über eine autochtone Bevölkerung herrschendes kriegerisches Volk. Letzteres bildet eine Art Adel — ersteres die Leibeigenen, verknechtete Ackerbauerschaft. Die griechische Sage schreibt diese Theilung des Volkes in Adel und Bauern dem Theseus zu.« [4])

Thatsächlich steht diese sociale Schichtung mit der großen zu Eroberungszwecken unternommenen Wanderung im Zusammenhang mit der die griechische Geschichte beginnt (1000 — 800 v. Chr.) und die man als die dorische Wanderung bezeichnet, wiewohl sie gewiß eine viel allgemeinere war.

Die Dorer drangen von Norden in den Pelopones. »Der hartnäckige Widerstand der alten Einwohner hemmte am mittleren Eurotas die Fortschritte der Dorer. Aus ihrem Lager erwuchs die Stadt Sparta.« (Duncker.) Drei dorische Stämme eroberten Argos. »Nach der Ueberwältigung der alten Bewohner wurde ein Theil derselben als vierter Stamm der Hipernetier zu gleichem Rechte neben

---

[1]) Duncker III. 157. »Griechische Buchstaben-Namen scheinen phönizisch zu sein.« Grimm Gesch. d. deutschen Sprache I. 159.

[2]) Das. S. 168. [3]) Ranke Weltgeschichte I. 175.

[4]) Dunker III. 168 ff.

die drei dorischen gestellt; der Rest wurde zu unterthänigen Bauern oder leibeigenen Knechten gemacht.« Ganz auf dieselbe Weise ging die Gründung aller andern griechischen Stadt-Staaten vor sich. »In allen diesen Orten herrschten unter ihren Königen die neuen Einwanderer nach dem Rechte der Eroberung. Sie bildeten den Adel dieser Städte, welcher den besten Theil der triftenreichen Gemarkungen unter sich vertheilt hatte ect.« [1]) Und ganz so endlich

[1]) Duncker III. 280. Wer die Politik des Aristoteles mit Aufmerksamkeit liest, der muss zur Ueberzeugung kommen, dass dieser griechische Staatslehrer von der Voraussetzung ausgieng, dass die Sklaven in Griechenland mit den herrschenden Classen daselbst nicht desselben Stammes, nicht ὁμογάλακτοι (Politik I. 1.) seien. Denn nachdem er die Thatsache des Bestandes eines herrschenden und beherrschten Theiles der Nation constatirt und diese Thatsache als nothwendig und nützlich hingestellt (I. 3.), begründet er diese seine Ansicht damit, dass »zwischen gewissen Dingen schon von ihrer Entstehung an sich ein solcher Unterschied findet, wodurch die einen zur Regierung, die anderen zur Abhängigkeit bestimmt werden.« Dass aber Aristoteles bei diesen Worten »von ihrer Entstehung« nicht an die Geburt der Einzelnen, sondern an die Abstammung der ganzen Volksclassen denkt, ergiebt sich aus dem ganzen Inhalte dieser ersten Kapitel. Denn seine ganze Untersuchung ist ja nicht auf die Individuen gerichtet, sondern wie er selbst sagt, auf die »kleinsten Gesellschaften« als »Theile des Staates« (I. 1.) An welche »Theile des Staates« er aber dabei denkt, geht aus seinen Worten deutlich hervor, wo er sagt, dass da »wo ein Theil herrscht, der andere beherrscht wird, da giebt es ein gemeinschaftliches Werk, an welchem beide arbeiten.« (I. 3.) Wenn er nun weiter behauptet, dass: »Unter den ungriechischen Nationen« überhaupt die Menschen-Art, welche von Natur zur Regierung bestimmt ist, fehlt«; so ist es klar, dass er nicht von individuellen Unterschieden innerhalb eines Menschenstammes, sondern von Art-Unterschieden der Menschen, also von Stammesunterschieden spricht, in welchem Sinne er auch beifällig den Spruch der Dichter citirt, »es sei billig, dass Griechen über Barbaren herrschen«, wozu er erklärend und offenbar zustimmend hinzufügt: »Sie setzen nämlich voraus, dass ein Barbar sein, so viel sei, als zur Unterwürfigkeit geboren sein.« Den besten Beweis aber, dass Aristoteles die Sklavenclasse als einen heterogenen stamm-

Digitized by Google

gieng auch die Gründung der griechischen Pflanzstädte in Kleinasien und anderwärts vor sich. So sehen wir denn überall das geschichtliche Leben der Griechen aus der dreifachen Wurzel einer unterjochten Bauernbevölkerung, herrschender Erobererstämme und mitten zwischen denselben angesiedelter meist phönizischer, Handel und Gewerbe treibender Bevölkerung erwachsen. Auf dieser gleichen Grundlage mußte aber auch überall eine im Wesentlichen gleiche staatliche Organisation sich herausbilden, wie es auch in der That der Fall war.

Denn was man in griechischen Staaten und auch später als Monarchie, Aristokratie, Demokratie unterscheidet, das sind nur äußerliche, unwesentliche Formunterschiede die den socialen Aufbau der Staaten nicht alteriren. Dieser sociale Aufbau, der mit der wirthschaftlichen Arbeitstheilung zusammenfällt, ist überall derselbe — und hierin ist Griechenland wieder ein Vorbild von Europa.

Mögen die Verschiedenheiten der Form noch so groß sein und sie sind bedingt durch die geographische Lage und Größe der Staaten, durch die verschiedene ethnische Zusammensetzung derselben: die socialen Grundrisse aller europäischen Staaten blieben sich gleich seit den ersten Staatengründungen in Hellas, denn die Art und Weise dieser Gründungen blieben sich im Wesen immer gleich. [1])

---

verschiedenen Bestandtheil des Staates, als blutsfremde Masse ansieht und daß er die Qualification zum Herrschen und Beherrschtsein nicht in individueller, sondern in Art- und Stammverschiedenheit der ganzen Bevölkerungsclassen findet, liefert jene Stelle, wo er auf die (die Regel doch bekanntlich nur bestätigende) Ausnahmen hinweist, die sich wider »die Absicht der Natur« in der Wirklichkeit oft treffen, daß nämlich der eine Mensch den Körper eines Freien, der andere die Seele desselben hat.« (I. 3.) Auch Thukidides, das läßt sich aus dessen Geschichtswerke leicht erweisen, kennt die Thatsache der heterogenen ethnischen Zusammensetzung des griechischen Volkes.

[1]) Wo uns über diese ersten Gründungen geschichtliche Zeugnisse

Digitized by Google

Dafs die Staatengründung der Römer und Latiner in Italien auf ähnliche Weife vor fich gieng, wie in Griechenland, darf als ficher angenommen werden. »Die Ausbreitung der Hellenen, fagt Niebuhr,[1] hat Aehnlichkeit mit der der Römer und Latiner in Italien: nämlich durch Anfiedlung einer Abtheilung unter einer verfchiedenen, nicht durchaus (?) fremdartigen weit zahlreicheren Gemeinde, die Sprache und Gefetze der unter ihnen wohnenden Pflanzbürger annahm, um ihnen gleich zu werden.« »Diefe Siculer, Argiver, Tyrrhener oder wie man fie (die älteren Landeseinwohner in Italien) nennen mag, werden von einem aus dem Gebirg von Abruzzo heruntergekommenen fremden Volke überwältigt; der Name diefer Eroberer, welche mit den Befiegten ein Volk und Latiner genannt werden, ward vergeffen; Varro übertrug auf fie mit einem ungeheuren Verfehen den der Aborigener . . .«[2])

---

fehlen und wir nur mehr den fertigen focialen Aufbau in einer gegebenen ftaatlichen Organifation vorfinden, da glauben die Hiftoriker einen anderen »naturgemäfsen« organifchen Entwicklungsgang annehmen zu dürfen. Das halten wir für irrig. So fagt z. B. Duncker von Athen: »Was in Sparta die Folge einer Eroberung von aufsen, die Folge und das Gebot einer mit Anftrengung behaupteten Gewaltherrfchaft eines fremden Stammes über die gefammte Maffe des Volkes war, war in Attika bereits vor der Wanderung als die Frucht einer naturgemäfsen Entwicklung eingetreten.« Letztere Annahme ift gewifs ein Irrthum. Die ftaatliche Organifation ift immer und überall auf gleiche Weife entftanden — wo wir aber deren erfte Begründung nicht kennen und nur die fpätere gefellfchaftliche »Ordnung« uns entgegentritt: da fetzen wir eine naturgemäfse Entwicklung voraus und verftehen darunter eine Entwicklung ohne Gewaltanwendung und ohne Zufammenftofs heterogener ethnifcher Elemente. Wie gefagt, das ift nur eine optifche Täufchung. Vergl. dazu das Capitel über »Natürlich und Conventionell« in unferem »Rechtsftaat und Socialismus.«

[1]) Römifche Gefchichte S. 17.

[2]) Das. S. 28.

Alſo erſt Eroberung und dann Amalgamirung in Italien ebenſo wie in Griechenland, wo nach dem Ausſpruche Strabos (Buch VII) die Griechen alle Völker unter denen ſie ſich niederließen entweder gräciſirten oder ausrotteten. Von der Eroberung aber bis zur Amalgamirung ſpielt ſich der ganze Prozeſs der Staatengründung und Entwicklung mit allem was drauf und dran iſt, ab.

Wenn nun auch dieſer ſociale Naturprozeſs ſich im übrigen Europa ſelbſtverſtändlich nach denſelben Geſetzen abſpielen muſste und abſpielte wie in Griechenland und Italien: ſo läſst ſich doch in der äuſsern Form desſelben ein Unterſchied bemerken, welcher der Geſchichte Europa's mit Ausſchluſs der »claſſiſchen Welt« ein etwas verſchiedenes Gepräge giebt.

Während nämlich die Erobererſtämme in Griechenland und Italien den überwältigten kleinen Völkerſchaften ſo zu ſagen unmittelbar auf dem Nacken blieben und ſich ſelbſt haufenweiſe an beſtimmten Orten anſiedelten die dann zu Städten heranwuchſen — welcher Vorgang dazu führte, daſs das geſchichtliche Leben in Griechenland und ebenſo auch lange Zeit in Italien ſich in Stadt-Staaten abſpielte, in deren näheren und entfernteren Umgebung die hörige Bevölkerung für die »Herren« in der Stadt Dienſte leiſtete: haben die Erobererſtämme im übrigen Europa ſich mehr einzeln- und familienweiſe auf den eroberten Terrains angeſiedelt und zwar in befeſtigten Wohnplätzen, Caſtellen, und von da aus die umwohnenden Völkerſchaften mittelſt Waffengewalt und Terroriſmus im Zaume gehalten, wobei ſie ſich gegen das Uebergewicht der Zahl der Unterworfenen und Hörigen durch eine ſinnreiche Organiſation des Zuſammenhaltens und gegenſeitiger Hülfe zu ſchützen wuſsten.

Dieſe Organiſation und die dadurch bedingte

Digitized by Google

Lebensweise hat in ganz Europa die eigenthümliche Erscheinung des Ritterwesens hervorgerufen wie es in dieser Gestalt weder Griechenland noch Rom kannten — und dabei die herrschenden Classen lange Zeit vor dem Untertauchen im städtischen Leben und in dem städtischen Volks-Elemente bewahrt.

Diese Abgesondertheit von der herrschenden Classe hat aber auch den europäischen Städten, die aus nichthörigen also vorwiegend fremden daher freien Elementen entstanden, ein von den Städten des classischen Alterthums ganz verschiedenes Gepräge gegeben.

Während jene der ganzen Sachlage nach an dem politischen Leben einen gewissen Antheil nahmen der unter Umständen sich steigern konnte und während auf diese Weise die »hohe Politik« als befruchtender Einfluss auf das städtische Element wirkte und jene hohe Cultur erzeugte, deren Glanzpunkte wir im alten Athen und Rom bewundern: waren die europäischen Städte von jeder Theilnahme an der »hohen Politik« ausgeschlossen, welche letztere sich hier ausschliesslich auf den Zusammenkünften der »Herren«, auf den Parlamenten und Reichstagen concentrirte.

In geistiger Beziehung war dieser Umstand für beide Theile nachtheilig. Denn jedes Zusammenleben, jeder Verkehr heterogener Elemente bildet an und für sich einen culturellen Factor von grosser Bedeutung. Die tiefe Kluft zwischen Städten und »Höfen« liess in Europa lange Zeit die ersteren im kleinlichem Zunft- und Krämergeiste versumpfen, während sich die Mehrzahl der »Ritter« lange Zeit in einem rohen Banditenleben verrannte.

Die Umstände sind bekannt, welche in der »Neuzeit« diese »mittelalterlichen« socialen Schäden heilten. (Das Bekanntwerden der classischen Literatur, die überseeischen Entdeckungen, die wachsende Macht des Capitals, die geänderte Kriegführung in Folge des Schiesspulvers u. s. w.)

Digitized by Google

In den großen Städten Europas, namentlich des Weftens, brach endlich eine höhere Cultur fich Bahn, die im Verein mit Geld und Schiefspulver die Ritterburgen ftürzte und die »Herren« zwang in's ftädtifche Leben herabzufteigen.

Hier, in den Grofsftädten Europas wo der Contact zwifchen dem höfifchen Leben und dem ftädtifchen die heterogenen ethnifchen und focialen Elemente zuerft zu höherer geiftiger Thätigkeit anregte, bildeten fich die neuen Knotenpuncte des gefchichtlichen Lebens, wobei faft jede diefer Grofsftädte zugleich als Brennpunct eines befonderen Volksthums, einer befonderen Nationalität functionirt.

Denn ebenfo wie im »claffifchen Alterthum« die in Hellas und Italien fich abfpielenden focialen Naturprozeffe fowohl dort wie hier eine Culturgemeinfamkeit hervorbrachten, die fich im Grofsen und Ganzen in einer gemeinfamen Sprache, in gemeinfamen Religionsvorftellungen, Sitten, Gebräuchen und Lebensgewohnheiten manifeftirten und die wir mit einem modernen Worte als griechifche und römifche »Nationalität« bezeichnen: ebenfo haben in Europa die einzelnen in gröfseren Terrainabfchnitten wie z. B. in Spanien, Frankreich, England, Deutfchland, Polen, Ungarn, Rufsland u. f. w. fich abfpielenden focialen Naturprozeffe in je den einzelnen diefer »Länder« eine Culturgemeinfamkeit hervorgebracht, die fich uns in erfter Linie in einer gemeinfamen Sprache, fodann aber in gemeinfamen Sitten, Gebräuchen, Lebensgewohnheiten und Formen etc. darftellt und die wir heutzutage als Nationalität bezeichnen.

Das Mittel aber durch welches all diefes fich vollzog, durch welches Stämme zu Völkern, Völker zu Nationen, Nationen zu Raffen heranwuchfen und fich entwickelten, diefs Mittel, wir kennen es fchon — es ift der ewige Kampf der Raffen um Herrfchaft — die Seele und der Geift aller Gefchichte. Wie er einft von Schwarm zu Schwarm tobte, von Horde zu Horde, von Stamm zu Stamm: fo wüthete

Digitized by Google

er fort bis heutzutage, von Volk zu Volk, von Nation zu Nation um ſich vielleicht in der Zukunft von Staatenſyſtem zu Staatenſyſtem, von Welttheil zu Welttheil fortzupflanzen.

Und wenn auch immer wieder die kleinen heterogenen ethniſchen und ſocialen Elemente den Kampf aufgeben und mit einander zu einheitlichen Raſſen verſchmelzen, all die Keime des Haſſes, der Feindſchaft und der Kampfeswuth die in ihnen einſt rege waren, ſie verlöſchen nicht und ſterben nicht aus: ſondern übergehen in verſtärktem Maaſse auf das neue Amalgam auf die neue Raſſe, um ſich in weiterem Kampfe mit auswärtigen ethniſchen Gemeinſchaften und Amalgamen, mit der immer nächſtfremden Raſſe zu bethätigen, auszuwachſen und auszuleben.

So verſchwinden denn in Europa immer mehr die kleinen Stämme und die kleinen Völker und mit ihnen die kleinen Kriege und die kleinen Culturgebiete, es wachſen die Nationen und die Raſſen, mit ihnen die groſsen nationalen Culturgebiete aber auch die groſsen National- und Raſſenkriege. Freilich ſpielt ſich das alles nicht ſo regelmäſsig in deutlicher Stufenfolge und überall im gleichen Schritte ab — eine ſolche Gleichmäſsigkeit iſt ja nicht Sache der Natur. Vielmehr verſchwimmt alles in einander — die verſchiedenen Kreiſe verſchlingen und kreuzen ſich, ſchlieſsen bald einander ein und aus, ſondern ſich bald von einander und verſchmelzen ineinander kaleidoskopartig, — die allgemeine Tendenz aber iſt klar und dieſe Tendenz geht von den kleinen Einheiten und Gemeinſchaften zu den immer gröſseren, von den kleinen Culturgebieten zu den groſsen, von den kleinen Raubzügen und Raubkriegen zu den groſsen National- und Weltkriegen.

Die Stelle aber der frühern kleinen Kriege zwiſchen den kleinen ethniſchen und ſocialen Elementen nimmt im Innern der Staaten der ewige Intereſſenkampf der Stände,

Digitized by Google

Claſſen und ſocialen Kreiſe ein, und der ganze ſehr relative Gewinn des »Fortſchritts« liegt nur darin, daſs dieſe kleinen Kämpfe nicht mehr blutig wie einſt in vorſtaatlichen Zeiten und in Zeiten der barbariſchen Staatsordnungen, ſondern auf geſetzlichem Wege, in den durch Recht und Geſetz gezogenen Schranken geführt werden.

Denn ebenſo wie die, in der ganzen übrigen Natur wirkenden Kräfte nie verloren gehen können und ihre Summe, wohl in andersartig wirkende umgeſetzt, doch nie geringer werden kann: ebenſo ſcheint es auf dem Gebiete des ſocialen Naturprozeſſes. Die Summe der ſeit den früheſten Zeiten im Bereiche der Menſchheit wirkenden ſocialen Kräfte wird möglicherweiſe nie geringer. Einſt manifeſtirten ſie ſich in unzähligen Hordenkriegen und Stammesfehden — mit der Entwicklung des ſocialen Prozeſſes auf einzelnen Gebieten, mit dem Fortſchritt der ſocialen Amalgamirung und dem Wachſen der Cultur gehen jene Kräfte nicht verloren, nur äuſsern ſie ſich in andern Formen. Die Summe der gegenſeitigen Ausbeutungen iu jeder gegebenen ſocialen Gemeinſchaft wird vielleicht nie kleiner, wenn ſie auch zu Zeiten in andern Formen geübt wird. So werden heutzutage in Europa der Zahl nach weniger Kriege geführt wie in früheren Jahrhunderten: aber die Gröſse und die Bedeutung der einzelnen Kriege (z. B. deutſch-franzöſiſcher, türkiſch-ruſſiſcher) halten den früheren zahlreichen kleineren Kriegen das Gleichgewicht. Im Innern der einzelnen Staaten Europa's aber giebt es heute wohl keine Peinigungen der Leibeigenen, keine Hexenprozeſſe, keine Judenautodafés, kein Raubritterthum, keine Brandſchatzungen der Städte: aber von der Summe der wirkenden Kräfte die in all jenen Erſcheinungen des »Mittelalters« zu Tage traten, iſt nicht ein iota abhanden gekommen. Sie wirken fort in ungebrochener Macht und Stärke und manifeſtiren ſich im täglichen Leben. »In

Digitized by Google

welchen Erſcheinungen?« Auf dieſe Frage wollen wir heute nicht eingehen. Wohl aber wollen wir auf die groſsen ſocialen Geſtaltungen hinweiſen, die aus den jahrhundertelangen kleinen Kämpfen und Kriegen Europa's hervorgiengen und wie es ſcheint heutzutage ſich zu viel gröſseren National- und Weltkriegen vorbereiten.

Aus jahrhundertelangen Kämpfen und vielfach ſich gegenſeitig ablöſenden Staatsgründungen giengen die auf dem Boden Italiens, Spaniens und Frankreichs erwachſenen Nationalitäten hervor, deren verwandte Sprachen und Culturen ſie heute bereits zu einer »romaniſchen Raſſe« ſtempeln; ein ähnlicher Prozeſs der Nation- und Raſſebildung ſpielte ſich zwiſchen Alpen und Nordſee ab, wo aus einſtigem Völkerchaos eine deutſche Nationalität erwuchs die ſich heute bereits als »germaniſche Raſſe« zu fühlen beginnt; den europäiſchen Oſten endlich trachtet Ruſsland heute, nach dem Fall des polniſchen Nationalſtaates und nach nahezu vollendeter Verdrängung der Türken aus Europa als eine der »ſlaviſchen Raſſe« gehörige Welt zu conſtituiren.

Und damit ſind wir an einem Punkte angelangt, bis wohin bereits eine ferne Zukunft ihre blutigen Schatten vorauswirft. Begreift man es, welch fürchterliche National- und Weltkriege es wird abſetzen müſſen, ehe ſolche drei Culturwelten von drei feindlichen »Raſſen« getragen, ausgetobt, ehe ſie in gegenſeitigen Kriegen ihre Kräfte erprobt und erſchöpft haben werden und ehe an Stelle romaniſcher, germaniſcher und ſlaviſcher Culturgebiete ein einziges europäiſches Culturgebiet eine einzige europäiſche Raſſe ſich herausgebildet haben wird?

Jahrhunderte blutiger Raſſenkriege trennen uns von dieſem Zeitpuncte. Während deſſen erwächſt vor unſern Augen aus unzähligen heterogenen Elementen drüben über dem Ocean eine neue Culturwelt, eine neue

Digitized by Google

Verfall unter den Streichen aufstrebender »Barbarei« und von Neuem wieder derselbe Prozess auf höherer ethnischer Staffel, mit höheren, social und national potenzirten Gesammtheiten.

Und das Resultat dieses Prozesses? Die einen jubeln, es sei »Fortschritt«, die andern jammern es sei »Verfall und Rückschritt«. In Wahrheit ist's nicht das Eine und nicht das Andere, es ist immer dasselbe — wie könnte es auch anders sein? — es ist immer derselbe Naturprozess dessen Formen wohl unwesentliche Aenderungen aufweisen, dessen Scenerie in verschiedenen Weltgegenden zu verschiedenen Zeiten verschieden sein kann, dessen Wesen aber immer dasselbe bleibt. Es ist immer dieselbe rohe Masse, immer dieselbe »ausbeutende« Minorität die auf Kosten jener zeitweise sich gütlich thut und — hie und da verstreut, rari nantes, wenige denkende Köpfe. Diese arbeiten geistig für die herrschende Minorität, ja auch für die Massen. Und da es ihnen von Zeit zu Zeit gelingt, irgend eine Wahrheit zu entdecken, irgend eine Erfindung zu machen die sie der herrschenden Minorität, ja auch der Masse zur Verfügung stellen, so wird über Fortschritt triumphirt. Man vergisst, dass diese Erfindungen und Entdeckungen einzelner die immer sich ereigneten, das Wesen der Menschheit nicht ändern, die Menschen nicht bessern. Diese bleiben immer dieselben ob sie im Canöe rudern, im Segelschiff fahren oder mit Hilfe des Dampfes das Weltmeer durchfliegen; sie bleiben immer dieselben ob sie in beiden Hemisphären von einander keine Ahnung haben oder sich mittelst Telegraph und Telephon von einem Welttheil zum andern zu überlisten trachten; sie bleiben dieselben, ob sie sich mit Keulen und Jatagans todtschlagen oder mit Krupp's und Hinterlader todtschiessen mit Dynamit und Torpedos in die Luft sprengen.

Es ist kein Fortschritt und kein Rückschritt, es ist

Digitized by Google

immer dasselbe, und es kann auch nicht anders sein, weil die Menschen immer dieselben sind, weil die socialen Elemente immer von denselben Kräften beseelt sind, weil die Qualität und Quantität dieser Kräfte immer dieselbe bleibt. Und es ist auch ein Wahn zu glauben, dass heute grössere Erfindungen gemacht worden sind und gemacht werden als vor Jahrtausenden. Nicht kleiner und nicht grösser!

Eine gewisse Grenze nach oben kann in seiner Entwicklung kein Menschenhirn überschreiten — weil es eben schliesslich ein Menschenhirn ist und die Natur desselben ihm anhaftet. Jener Höhepunct aber der von einzelnen Köpfen erreicht werden kann, ist gewiss zu allen Zeiten immer von Einzelnen erreicht worden. Und in der That steht ja auch die raffinirteste electrotechnische Erfindung der Neuzeit gewiss um keines Haares Breite höher als die Erfindung der ersten Rune, des ersten Keilschriftzeichens. Und ist etwa der Erfolg der modernen Erfindung grösser? Allerdings kann der Telegraph die Verständigung zwischen entgegengesetzten Endpuncten der Erde vermitteln, aber erhalten wir durch die Keilinschrift nicht Kunde darüber was vor Jahrtausenden geschehen? Ja! ist denn die Schrift, die unmessbare Zeiträume überwindet, nicht eine grössere Erfindung als der Telegraph der doch nur beschränkte und messbare Distanzen verbindet? Wir hören den Einwand, dass unser Geist durch jahrtausendealte Aufspeicherung des Wissens mächtig geworden auch mehr leisten kann: doch wer kann jene Schätze an Wissen und Erfahrung abmessen, die von früheren Jahrtausenden her aufgespeichert, den Menschen früherer Jahrtausende zu Gebote standen, von denen aber zu uns nichts mehr gelangte?

Dass aber letzteres der Fall sein musste das können wir daraus erschliessen, dass es gerade die höchsten Wahrheiten und Erkenntnisse der Philosophie sind, die uns aus den

Digitized by Google

ältesten uns bekannten Schriften der Philosophen des asiatischen und europäischen Alterthums entgegenleuchten — Erkenntnisse und Wahrheiten über die hinaus die größsten Philosophen unserer Zeit nicht hinausgekommen sind. Gerade auf diesem höchsten Gebiete menschlichen Wissens und Erkennens konnten die größsten Denker der europäischen Neuzeit nichts Neues erfinden und erforschen was nicht schon in den Büchern des Confucius, in den Veden, in den Lehren Buddha's enthalten wäre. Oder hat es die moderne Philosophie in der Erkenntniß des menschlichen Lebens weiter gebracht, als zu der Wahrheit die der »Prediger« in dem knappen Satze zusammenfaßt: alles ist eitel? Hat man einen Begriff wie viel wirkliche Philosophie, wie viel Erfahrung und Nachdenken, wie viel wahren Genie's und Hingabe an die Wahrheit dazu gehört, um zu dieser Erkenntniß zu gelangen, die gewiß mehr werth ist, als bändereiche Systeme der Ethik? Und Aristoteles? Schauen wir nicht alle zu diesem griechischen Weisen wie zu einem Lehrer empor, der unerreicht in seiner Größe seit zwei Jahrtausenden dasteht? Und was lehrt uns gerade Aristoteles mit Beziehung auf geistigen Fortschritt? »Es giebt keine Wahrheit, meint er, die nicht schon einmal den Menschen bekannt gewesen wäre. Was wir zum erstenmal entdeckt und gefunden zu haben glauben, daß war gewiß schon einmal den Menschen bekannt und ist nur in Vergessenheit gerathen.« Man gebe sich nur Rechenschaft darüber, welche Erfahrungen und Erkenntnisse über menschlichen »Fortschritt« es sein mußten die Aristoteles zu diesem Ausspruch brachten und man wird unsere Ansicht in dieser Frage gerechtfertigt finden. Oder bezieht sich dieser Aristotelische Pessimismus vielleicht nur auf die höchsten philosophischen Erkenntnisse der Menschheit? Ist vielleicht in den Massen ein Fortschritt bemerkbar? Werden die Massen vielleicht besser, sittlicher, vernünftiger?

Digitized by Google

Nun, wer ſich von der Stabilität und Unbeweglichkeit des geiſtigen Weſens der Maſſen überzeugen will, der blicke nur auf die verſchiedenen Gebiete des geiſtigen Lebens, auf Vorſtellungen und Anſchauungen, die wenn ſie auch tauſendemale von Einzelnen als falſch und irrthümlich erkannt wurden, dennoch von den Maſſen mit einer nur durch die natürliche Trägheit zu erklärenden Zähigkeit feſtgehalten werden; man blicke auf die groſsen Maſſen auch unter den »gebildetſten« Nationen und frage ſich ob je in vorgeſchichtlichen Urzeiten die Menſchen auf einer niedrigeren Stufe geiſtiger Entwicklung ſtehen konnten?

Man betrachte die Zähigkeit mit der auf allen Gebieten des Lebens eingewurzelte Vorurtheile von den Maſſen feſtgehalten werden die, unfähig ſelbſtändig zu denken, ohne eigenes Urtheil krampfhaft daran ſich klammern, was ihnen in Kindheit und Jugend eingetrichtert wurde, um es den folgenden Generationen wieder einzutrichtern. Dieſe unbewegliche, ſtagnirende Maſſe iſt neuen ſelbſtändigen Geiſtesſtrömungen unzugänglich; mit indolenter Trägheit wird immer am Alten und Hergebrachten feſtgehalten und allem Neuen, möge es noch ſo vernünftig ſein immer mit Miſstrauen und Unwillen begegnet.

Daher gehen an dieſen indolenten Maſſen die einzelnen denkenden Köpfe wirkungslos vorüber — und darin liegt auch die Löſung der räthſelhaften Erſcheinung, daſs die von Zeit zu Zeit erſcheinenden groſsen Denker immer von Neuem dasſelbe predigen und immer gegen dieſelben Vorurtheile und Irrthümer ankämpfen müſſen; darin liegt ferner der Grund, daſs von einem ſittlichen Fortſchritt der Menſcheit ſo gar nicht zu ſpüren iſt und daſs wir nur dort einen wenigſtens äuſserlichen Fortſchritt conſtatiren können, wo ihn der Staat fördert.

Im Groſsen und Ganzen alſo, im geſammten Verlauf des Naturprozeſſes der Geſchichte giebt es weder

Digitized by Google

Fortschritt noch Rückschritt wohl aber im Einzelnen, in einzelnen Perioden dieses ewigen Kreislaufs, in einzelnen Ländern in denen der sociale Prozess immer von Neuem beginnt. Da giebt es wohl einen Anfang der Entwicklung, einen Höhepunct und nothwendigerweise einst einen Verfall.

Der Grund aber, warum man immer wieder von einer stetigen fortschrittlichen Entwicklung der ganzen Menschheit als eines einheitlichen Ganzen spricht, liegt einerseits in der unberechtigten Uebertragung der an einzelnen socialen Gemeinschaften, insbesondere am einzelnen Staate in seiner aufsteigenden Lebensphase gemachten Erfahrung auf den vermeintlichen Entwicklungsgang der ganzen Menschheit, andererseits in einer beschränkten und selbstgefälligen Betrachtungsweise der socialen Welt, die wir mit einem Worte als Ethnocentrismus bezeichnen möchten. Darnach glaubt jedes Volk immer den höchsten Standpunct sowohl unter den gleichzeitigen Völkern und Natlonen, als auch mit Rücksicht auf alle Völker der historischen Vergangenheit einzunehmen. Wenn man nun in dem Wahne befangen ist, dass man selbst das höchste und vollendetste Werk der Schöpfung ist und dass alle Völker und Generationen der Vergangenheit nur stümperhafte Versuche des Schöpfers waren, bis ihm das Meisterwerk dieses Volkes und dieser Generation gelungen ist: dann muss freilich alle Vergangenheit nur als Vorbereitung der Gegenwart, und alle übrigen Völker nur als Vorstufen zum Höhepunct des einen Volkes erscheinen, auf das es die Vorsehung direct abgesehen hat.

Was hat man nicht alles in unserem Jahrhundert von dem erleuchteten 19. Jahrhundert gefaselt, was haben nicht alles Schriftsteller der verschiedenen europäischen Natiönchen von der »Spitze« der Cultur gesprochen und geschrieben an der ihr Volk angeblich einherschreitet, — was hat man

Digitized by Google

nicht alles von »unferem Zeitalter« und »unferem Welttheil« etc. etc. gerühmt. Kurz und gut der Ethnocentrismus in allen feinen Formen erzeugt die Anfchauung des Fortfchritts, weil fich jedes Volk und jede Zeit für beffer hält, als alle andern Völker und alle frühern Zeiten. Das alles aber ift nur eine Befchaffenheit unferes Denkens ganz ebenfo wie es eine Befchaffenheit unferes Auges ift, den Horizont um uns her als einen Kreis zu fehen, in deffen Mitte der Betrachter fteht und den unendlichen Raum als einen Himmel, der fich über ihm wölbt und zwar am Rande des Horizontes auf der Erde ruhend und über feinem Kopfe den Mittel- und Höhepunct des Gewölbes erreichend. Ganz fo wie die Befchaffenheit unferes Auges diefe Täufchung erzeugt, ganz fo fpiegelt uns die Befchaffenheit unferes geiftigen Auges jenen allmähligen Fortfchritt und unferen »Höhepunct der Civilifation« vor. Eine nüchterne wiffenfchaftliche Betrachtung aber mufs zu dem Schlufs gelangen, dafs es zwifchen den verfchiedenen »hohen Culturen« wohl eine Form- doch keineswegs eine Grad-Verfchiedenheit giebt — und dafs die Geringfchätzung mit welcher der Europäer auf die Cultur der Chinefen, Hindus oder Araber herabfieht ebenfo wenig berechtigt ift, wie der Abfcheu und die Geringfchätzung, mit der jene Nationen auf uns Europäer mit all unfern »gottlofen und abfcheulichen« Inftitutionen herabfehen. —

»Ift das nun deiner Weisheit tieffter Sinn? höre ich fragen, ift das der Nutzen der Sociologie? Was foll eine Lehre frommen von einem ewigen Kampf ohne Fortfchritt — von einer Menfchheit, die in's unerbittliche Schickfalsrad eines naturnothwendigen Kreislaufes geflochten, keine Ausficht auf Rettung und nur eine Hoffnung — gänzlichen Unterganges hat?«

Wohl wahr, dafs unfere Lehre keinen unberechtigten Optimifmus begünftigt, doch dafs fie nicht von Nutzen in

Digitized by Google

einer edleren Bedeutung des Wortes wäre, möchten wir beſtreiten.

Gewiſs, das Naturgeſetz der Geſchichte bringt den Völkern traurige Nothwendigkeiten, nicht minder wie das Naturgeſetz des Lebens den einzelnen Menſchen. Wer wird aber aus dieſem Grunde die Erkenntniſs der Lebensgeſetze perhorresciren, weil ſie ihm kein ewiges Leben, keine unvergänglichen Genüſſe in Ausſicht ſtellen? Bietet ihm doch dieſe Erkenntniſs im Tauſch für zerſtörte Illuſionen den Vortheil, ſich leeren, unbegründeten Täuſchungen nicht hinzugeben!

Ganz ſo iſt's mit der Sociologie. Wohl lehrt ſie die Völker bittere Wahrheiten, doch entſchädigt ſie dieſelben durch Verhütung noch weit ſchlimmerer Enttäuſchungen und dadurch, daſs ſie ihr Streben auf das Maaſs des einzig Möglichen einſchränkt, ihnen daher unnütze Kräftevergeudungen erſpart.

Nur die Erkenntniſs der wahren Geſetze der Geſchichte kann das Streben der Völker und Nationen oder doch wenigſtens ihrer Leiter und Lehrer in Harmonie ſetzen mit den geſchichtlichen Nothwendigkeiten. Wenn die Sociologie auch nichts mehr als das bewirkt, wer will läugnen, daſs ſie als Wiſſenſchaft von unberechenbarem Nutzen iſt.

Sehen wir es denn nicht täglich, wie ganze Stämme, Völker und Nationen ihre vitalſten Kräfte aufreiben an der Löſung von Aufgaben, die nach einem allgewaltigen Naturgeſetze unlösbar oder doch nicht in ihrem Sinne lösbar ſind? Gewiſs, der Raſſenkämpfe wird es immer wieder in Hülle und Fülle geben — der »ewige Friede« iſt »nicht von dieſer Welt«. Doch wie viel Kämpfe könnten erſpart werden durch geläuterte Einſicht der Führer und Leiter der Menſchheit, wie vieles Leid könnte den Völkern erlaſſen werden, welche Summe ruhigen Glückes in den Schranken der Naturgeſetze der Geſchichte könnte ihnen

Digitized by Google

zu Theil werden, deſſen ſie jetzt entbehren müſſen, weil ſie falſche Götzen anbeten, nach unmöglichen Zielen jagen, von glänzenden Irrlichtern ſich auf Abwege verleiten laſſen.

Nein! wie alle Erkenntniſs der Naturgeſetze, bringt uns auch die Erkenntniſs der ſocialen Naturgeſetze manche herbe Enttäuſchung, doch kommt ja letztere nie zu früh und iſt immer heilſamer je früher ſie kommt.

Den Vorwurf alſo der Nutzloſigkeit braucht die Sociologie nicht zu fürchten — denn ſchlieſslich iſt Erkenntniſs immer ein Glück — und Wahrheit das höchſte das den Menſchen hienieden zu Theil werden kann. Darnach redlich, wenn auch menſchlich, alſo gewiſs nicht frei von Irrthümern und Befangenheiten, geſtrebt zu haben, iſt unſere tiefſte und feſteſte Ueberzeugung!

Digitized by Google

Anhang.

Digitized by Google

Digitized by Google

A. Stimmen für den Polygenismus.

Im Anhange an das oben Seite 43—48 angeführte, sei es uns noch gestattet, aus der grofsen Anzahl der für den Polygenismus mit Entschiedenheit eintretenden Forscher einen Naturhistoriker und einen Culturhistoriker zu citiren.

Burmeister in seiner Geschichte der Schöpfung spricht sich über die Frage folgendermafsen aus: »Was aber die Entstehung aller Menschen von einem Paare überhaupt anbetrifft, so läfst sich diese Lehre bei wissenschaftlicher Erörterung nur durch eine Thatsache unterstützen, dafs alle Nationen der Erde zu einer und derselben Art (species) im naturhistorischen Sinne gehören, und ihre Unterschiede lediglich als Varietätencharakter angesehen werden können, obgleich dieselben grell genug sind. Solche Unterschiede ist man geneigt auf Rechnung verschiedener klimatischer Verhältnisse zu schieben, denen dieselbe Art im Laufe der Zeiten ausgesetzt wurde, und will nun auch daraus die mannigfaltigen Abweichungen der Nationen von einander herleiten. Bis dahin hat diese Betrachtung ihre völlige Richtigkeit in sich, allein sie begeht einen Irrthum, indem sie das an Thieren beobachtete auf den Menschen überträgt. Denn die Hausthierrassen, welche einem besonderen Klima oder Boden eigenthümlich sind, arten bald wieder aus, wenn sie in andere Heimatsorte übergeführt werden; der schöne Bergstier der Alpen behält nur hier seinen eigenthümlichen Charakter. Das grofshornige Rind Ungarns verändert sich, wenn es die grasreichen Weiden seiner Heimath verläfst; die feinwolligen Schafe kehren nach und nach in die gröbere Stammart zurück, wenn sie nicht mit ihrer ursprünglichen Reinheit von Zeit zu Zeit aufgefrischt werden. Indessen behält selbst die ausartende Rasse eine gewisse Eigenthümlichkeit auf dem neuen Boden und nimmt keineswegs ganz den Charakter der hier ursprünglich wohnenden Stammrasse an. Anders aber verhält sich das Menschengeschlecht; denn es artet der nationale Typus nicht aus, wenn er aus der Stammheimat in eine andere Gegend übergeführt wird

Digitized by Google

fondern behauptet dafelbft um fo beftimmter feine Eigenfchaften, je markirter fie an den Stammeltern hervortreten; welches letztere Verhalten auch von den Thieren nachgewiefen wurde. Wenn alfo in der Zeit unferer hiftorifchen Wahrnehmungen noch nie ein Jude mit markirter Individualität den Typus eines echten Deutfchen angenommen hat, fo lange er auch Deutfchland bewohnte, vorausgefetzt, dafs er reinen jüdifchen Stammes blieb; wenn ferner niemals Europaer, die nach Afrika oder Amerika auswanderten, dort im Laufe von Jahrhunderten zu Negern oder Caraiben wurden; warum follten die Nachkommen Adams, die doch ficher einen eigenthümlichen Familientypus befitzen mufsten, fich zu Negern, Papuas, Caraiben, Malayen oder Mongolen umgeändert haben? Ein Grund dafür kann nicht nachgewiefen werden, und deshalb beftreiten wir die Richtigkeit diefer Annahme. Nimmt man dagegen mehrere Autochtonen an verfchiedenen Stellen der Erde an, denen allen eine gleiche typische Idee zu Grunde lag, was der fpezififchen Uebereinftimmung wegen gewifs der Fall war, fo ftofsen wir durchaus nicht auf irgend eine Schwierigkeit bei Erklärung der wahrnehmbaren Unterfchiede. Denn wir fahen bereits, dafs ein grofser Theil aller wahrnehmbaren Differenzen, auf Rechnung der Einwirkungen von Aufsen her gefchrieben werden muffe, denen die Gefchöpfe zur Zeit ihrer erften Entftehung ausgefezt waren, und werden uns nicht wundern können, dafs der Menfch demfelben Gefetz in feiner äufsern Erfcheinung unterliegt, wenngleich fein Bau keine begriffsmäfsige, d. h. typifche Differenz mehr in fich verftattet, die mit einer folchen Artidentität unverträglich ift. Es haben daher alle Menfchen gleich viele Theile, gleich viele Zähne, Zehen, Knochen, Wirbel, ftimmen auch in den relativen Verhältniffen derfelben untereinander, wenigftens der Hauptfache nach überein, unterfcheiden fich aber ebenfo mannigfach in Farbe, Gröfse, Bau des Gefichtes, der Extremitäten und der Haare, wie es nur bei den verfchiedenften Raffen der Hausthiere der Fall fein kann. Indem man diefe beiden freilich manche Aehnlichkeiten darbietenden Erfcheinungen mit einander verglich, und für Hausthiere zu der Erkenntnifs gelangte, dafs allerdings ihre Varietäten fpäteren Urfprungs feien, fo glaubte man dasfelbe auch vom Menfchengfchlechte annehmen zu dürfen, und jene Abweichungen für Modifikationen einer Urform halten zu müffen; welchen Schlufs aber die thatfächliche Beharrlichkeit der nationalen Unterfchiede nicht erlaubt. . . . . Nach folchen Thatfachen find wir alfo berechtigt, die Möglichkeit, dafs alle Menfchen von einem einzigen Paare abftammen, zu beftreiten; wir fehen uns vielmehr durch die grofsen Verfchiedenheiten der

Digitized by Google

Nationen unter einander genöthigt, die ursprüngliche Entstehung mehrerer Menschenpaare zu behaupten. Wir können die Richtigkeit dieser Ansicht allein schon durch die blosse Betrachtung der Farben bei den verschiedenen Nationen darthun. Sollten nämlich alle Nationen von einem Paare abstammen, so müssten sämmtliche Farbennüancen, aus einem Grundton sich herleiten lassen, was meiner Meinung nach unmöglich ist. Wäre auch wirklich das Schwarz des Negers ein verbranntes Weiss vom Europäer und läge das Gelbe der Mongolen in der Mitte, so würde doch die kupferrothe Farbe des Amerikaners nicht in diese Skala passen. Man würde mit Recht fragen können, warum sind die Neuholländer und Papuas schwarz geworden, während doch die der Linie näheren Bewohner der Gesellschafts- und Freundschaftsinseln gelbbraun blieben; man würde ferner beantworten müssen, warum in Amerika alle Nationen von der Baffinsbai bis zum Feuerlande eine im Grundton gleiche, rothbraune Farbe annahmen, während auf der östlichen Halbkugel bald weisse, bald gelbe, bald braune, bald schwarze Nationen oft ganz dicht neben einander wohnen. Man würde also immer auf neue Unbegreiflichkeiten stossen, weil man von einem unbegreiflichen Grundsatze ausgieng. — Ueberhaupt stellt sich den wissenschaftlich geläuterten Blicken eines vorurtheilsfreien Forschers die ganze Lehre in einem so ungünstigen Lichte dar, dass er getrost annehmen kann, kein ruhiger Beobachter würde jemals auf den Gedanken gekommen sein, alle Menschen von einem Paare abzuleiten, wenn nicht die mosaische Schöpfungsgeschichte es gelehrt hätte. Ihr zu Liebe und um die Autorität der heiligen Schrift auch auf solchen Gebieten ferner zu bewähren, für welche sie ihrem ganzen Wesen nach nicht als normirend angesehen werden kann; auf die sie auch keinen bestimmenden Einfluss mehr ausübt, seit der Mensch seine eigenen, ebenso mühsam erworbenen, wie wohl geprüften, wissenschaftlichen Erfahrungen gefolgt ist; — hat eine Anzahl grösstentheils nicht sattsam mit den Ergebnissen der Naturwissenschaft bekannter Forscher sich veranlasst gesehen, den alttestamentischen Mithus zu vertheidigen, und eine darauf gebaute, wissenschaftliche Ansicht vertreten, die sich bei näherem Eingehen auf dieselbe nicht halten lässt. Glauben kann man jene Angabe wohl, aber freilich nicht begreifen, oder wissenschaftlich begründen; so sehr auch ihre Vertheidiger, deren Anzahl eben umso stärker zunimmt, je entschiedener die Wissenschaft das Dogma fallen gelassen hat, mit Versuchen aller Art sich abmühen. Denn, welche Wunder, welche seltenen Fügungen des Schicksals gehörten dazu, innerhalb eines Zeitraumes von 4000 Jahren 1000,000,000 Menschen von einem einzigen Punkte aus, der noch dazu nur ein einzelnes Paar trug, bevölkern zu lassen; welche Mittel hätten diese Wanderer zur

Digitized by Google

Ueberfahrt nach fernen Infeln, zur Verknüpfung fo entfernter Punkte, wie das eine grofse Feftland Amerika's fie fordert? Warum blieben fie nicht hier in den üppigen, gefegneten Fluren bei einander? Warum zogen fie es vor, fich in die eifigen Regionen der Polarländer zu begeben? — Wo, wenn wir auf die Stimme des Fleifches wie fie der Leib uns zuruft, nicht hören wollen, wo war der Grund zu einer fo vielfach verfchiedenen, in den Grundelementen zum Theil heterogenen Sprachentwicklung gegeben? Worin lag die Urfache, dafs eine Nation, die doch mit ihren Stammeltern diefelbe Sprache redete, fpäter eine ganz andere annahm?« (Burmeifter, Gefchichte der Schöpfung. 5. Auflage 1854, S. 564—568.)

Kolb in feiner Culturgefchichte der Menfchheit I. 6. behandelt diefe Frage folgendermafsen: »Was nun aber die Frage wegen der Abftammung von einem Elternpaare oder von verfchiedenen Stammeltern anbelangt, fo däucht uns nur die letzte Annahme wahrfcheinlich. Wir find nämlich gerade auch darin im Gegenfatze zu Darwin, der Anficht, dafs die verfchiedenen Raffen Eigenthümlichkeiten befitzen, welche fie, fo weit die Wahrnehmungen reichen, niemals vollftändig verlieren. Es gilt dies keineswegs blos von der Hautfarbe (die fich vergleichsweife noch am meiften modifizirt, obwohl weder der Neger in nördlichen Klimaten weifs, noch der Europäer unter dem Aequator zum Mohren wird), fondern befonders von der Geftalt, der Schädelbildung und mannigfachen phififchen, namentlich aber Charaktereigenfchaften. Wir glauben dabei nicht blos an Blumenbach's fünf primitive Raffen, fondern nehmen eine weit gröfsere Zahl an. Die Natur mufste fie unter den eben dafür günftigen Verhältniffen fo erfchaffen, wie es den phififchen Zuftänden der verfchiedenen Hauptgegenden entfprach. Die phififchen Zuftände können, feitdem die Erde in ihren jetzigen Verhältniffen befteht, niemals überall die gleichen gewefen fein. An den Polen herrfchte feitdem ftets ein anderes Klima und walteten andere Exiftenzbedingungen als am Aequator. Es wird freilich gerühmt, der Menfch fei befähigt, in allen Zonen zu wohnen. Allein in Wirklichkeit finden wir, dafs nur der aus einer gemäffigten Zone ftammende Menfch eine Veränderung ertragen kann, die — nach Norden oder Süden — für ihn immer blos halb fo grofs ift, als die Verfetzung eines Eskimos unter die Tropen oder eines Negers in die Eiszone fein würde. Verfucht man eine Verpflanzung diefer Art, fo ergibt fich ftets auf's Neue, dafs keineswegs alle menfchlichen Raffen in allen Klimaten zu leben und zu gedeihen im Stande find. Wir gewahren bei näherer Betrachtung fogar eine fehr ungleiche Lebensfähigkeit der verfchiedenen Stämme. Allein felbft die härteften oder lebenszäheften Raffen aus den mittleren Klimaten vermögen

Digitized by Google

nur dann in wesentlich anderer Zone zu existiren, wenn sie bereits einen hohen Grad der Cultur erreicht haben, und wenn ihnen dadurch und durch den Besitz bedeutender materieller Mittel der verschiedensten Art die Möglichkeit gewährt ist, sich den Einflüssen des fremden Klima's wesentlich zu entziehen. Der Mitteleuropäer, der unter den Tropen gleich dem Neger das Feld bebauen, oder im Lande der Eskimo's wie dieser leben wollte, würde unfehlbar schnell zu Grunde gehen, und nicht nur er selbst, sondern ebenso gewiss würden seine Kinder alsbald erliegen.«

B. Zur Frage der Willensfreiheit.

J. Cuno Fischer hat in seiner Schrift »Die Freiheit des menschlichen Willens und die Einheit der Naturgesetze« [1]) fleissig und emsig alle Gründe und Beweise für die Unfreiheit des Willens zusammengestellt, welche nur je von Philosophen und Forschern für dieselbe geltend gemacht worden sind. Er hat auf dieselben seine eigene Beweisführung gegen die Freiheit des Willens aufgebaut, die im Allgemeinen ganz tadellos dasteht und die wir vollkommen acceptiren. Und dennoch halten wir den Beweisstandpunkt Fischer's und seiner Vorgänger für einen verfehlten und zwar aus dem von uns bereits oben Seite 36 angedeutetem Grunde. Fischer und alle seine Vorgänger in dieser Frage stellen sich lediglich auf den Boden der Individual-Psychologie und betrachten alle die Einflüsse, welche auf den Willen des Individuums bestimmend einwirken — doch betrachten sie dabei das Individuum als ein abstraktes Einzelwesen, wie es in der Wirklichkeit gar nicht vorkommt, statt dasselbe so, wie es in der Wirklichkeit thatsächlich existirt, als ein mit tausend Banden und Fasern von einer oder mehreren socialen Gruppen festumsponnenes Glied zu betrachten. Indem sie letztere so zu sagen sociologische Betrachtungsweise unterlassen, entgeht ihnen eine Reihe der wichtigsten Bestimmungsgründe des Einzelwillens, von denen sich derselbe nie und nirgends losmachen kann und denen derselbe ganz unbewusst und naturnothwendig folgt. Denn das ganze Geheimniss der Unfreiheit des Willens scheint uns darin zu liegen, dass die socialen Bewegungen gesetzmässige und naturnothwendige Massen- oder vielmehr Gruppenbewegungen sind und dass den Einzelnen nur die Wahl bleibt, diese sie allgewaltig mitreissenden Bewegungen mitzumachen oder sich mit Aufwand übernatür-

---

[1]) 2. Auflage Leipzig 1871.

Digitized by Google

licher Kraft denselben entgegenzustemmen, in welch letzterem Falle aber ihr, ihrer Gruppe entgegengesetztes Handeln nicht minder von der Bewegung ihrer Gruppe als Gegensatz bestimmt wird. Der Einzelne also kommt als Glied irgend einer Gruppe zur Welt und empfängt von derselben, von der ihn umgebenden Atmosphäre seine geistige und moralische Richtung, seine ganze geistige Disposition und die bestimmte Empfänglichkeit für die Motive seines Handelns; und darnach handelt der Einzelne in der Regel. Einen alltäglichen Beweis der Gebundenheit des Einzelwillens durch die Gruppe in der er lebt, haben wir darin, dass die Einzelnen in der Regel nicht das thun, was ihnen als vernünftig erscheint, sondern das was sich schickt, was die Sitte erheischt, was der »Welt« nicht anstössig ist etc. Der normale Einzelne kann gar nicht anders handeln und wenn er nach seiner individuellen Vernunft sein Handeln noch so unvernünftig findet. Man denke an den Zweikampf, an Tausende religiöser Zeremonien, an unsinnige Formen der Etiquette etc. Ja! diese Disposition der Gruppe zwingt den Einzelnen fortwährend gegen sein eigenes Interesse zu handeln!

Nun trifft man wohl auf »starke Geister«, auf kräftige Charaktere, auf Ausnahmsmenschen — aber was können dieselben thun? Nichts anderes, als sich den ihnen naturnothwendig gegebenen Impulsen widersetzen und ihnen entgegenzuhandeln. Damit ist aber auch für diese Ausnahmsfälle ein gesetzmässiges (gegensätzliches!) Handeln naturnothwendig bestimmt. Ein Beispiel aus der Politik soll unsere Meinung erläutern. Das Mitglied eines gesellschaftlichen Standes wird in der Regel in seinem Thun und Lassen die Interessen dieses Standes vertheidigen, wahren und berücksichtigen. Es wird also der Sprosse eines altadeligen Geschlechtes in der Regel den consevativen Interessen huldigen. Nun kommen aber auch Ausnahms-Individuen vor, die sich diesen zwingenden Strömungen ihres socialen Elementes widersetzen oder es wirken Ursachen zusammen, die ein Individuum mit dieser ihn natürlicherweise bestimmenden Strömung in Widerspruch bringen. — Dann wird aber das betreffende Individuum durch das »Gesetz des Gegensatzes« bestimmt und aus dem Junker wird ein Demagog — (man denke z. B. an Mirabeau!) Man würde aber irren, wenn man solche Ausnahmserscheinungen auf einen freien Willen der Einzelnen zurückführen oder dieselben als einen Beweis für denselben anführen wollte. Solche anormale Einzel-Individuen unterliegen mit eben solcher Naturnothwendigkeit dem Gesetze des Gegensatzes, wie die normalen Individuen dem Gesetze der socialen Bestimmung.

Damit wollen wir aber nur eine neue Lücke angedeutet haben, die uns in der bisherigen Psychologie auffällt, welche ebenfalls einem falschen

Digitized by Google

Atomismus huldigt und immer nur den Einzelnen und die in ihm wurzelnden Kräfte und Triebe in Betracht zieht — ſtatt die in den Gruppen ſich geltend machenden Strömungen zu betrachten, in denen die den Einzelnen bewegenden Motive in Schlag und Rückſchlag zu ſuchen ſind.

Ein weiterer Irrthum ſowohl Cuno Fischer's wie ſeiner diesbezüglichen Vorgänger, ſcheint uns in einer falſchen Auffaſſung und Anwendung des »Materialismus« zu liegen. Das Beſtreben nämlich aller dieſer »materialiſtiſchen« Philoſophen und Gegnern der Willensfreiheit geht dahin, ſowohl die »Materialität« des Gedankens, als auch die »Materialität« der denſelben erzeugenden Urſachen zu beweiſen. (Fischer l. c. S. 158). Dieſen Standpunkt präciſirt Fischer folgenderweiſe: »Derſelbe mechaniſche Proceſs, dieſelben phyſikalisch-chemiſchen (-mechaniſchen) Kräfte, wodurch die anorganiſchen Stoffe geformt und umgeformt wurden, führte in ununterbrochener Entwicklung und Umbildung bis zum geiſtigthätigen Menſchen, in deſſen Organismus, trotz ſeiner höheren Stufe, doch keine neue Kraft quillt, ſondern der infolge ſeiner direkten Abſtammung von anorganiſchen Gebilden durch Kräfte und Geſetze geformt und bewegt wird, die mit jenen der anorganiſchen Welt identiſch ſind.« (l. c. 161). Das heiſst denn doch den »Materialismus« zu weit treiben, was nebenbei geſagt zum Zwecke des Beweiſes der Unfreiheit des Willens keineswegs nothwendig iſt. Die menſchlichen Vorſtellungen und Gedanken werden nämlich, wie wir dies oben (S. 19—21 und 27—32) darlegten, nicht nur von materiellen, ſondern auch von immateriellen Urſachen, wie z. B. von Ereigniſſen, Vorgängen, Erlebniſſen und Erfahrungen beeinfluſst und beſtimmt.

Der in Folge ſolcher Einflüſſe hervorgerufene Vorſtellungsapparat und in Bewegung geſetzte Denkprozeſs iſt keineswegs ein materieller und braucht keineswegs »durch Kräfte und Geſetze geformt und bewegt« zu werden die »mit jenen der unorganiſchen Welt identiſch« ſind, um ein naturnothwendiger zu ſein! Letzteres iſt er allerdings und unterliegt gewiſs nicht minder wie alle phiſiſchen Prozeſſe allgemeinen und allgewaltigen Geſetzen: die Factoren und Urſachen aber die dieſen Prozeſs unterhalten und fördern, ihn beeinfluſſen und formen ſind immateriell, es ſind Vorgänge, Geſchehniſſe, ſociale Erſcheinungen etc. die doch weder in ihrem Weſen noch in ihren Werken identiſch ſind mit Weſen und Wirken von Säuren und Salzen, von Anziehung und Abſtoſsung, von Elektricität und Magnetiſmus!

Man gebe alſo den quasi »materialiſtiſchen« Standpunct auf und faſſe die Dinge nüchtern, als das was ſie ſind. Eine Vorſtellung, ein Gedanke iſt eben etwas immaterielles — iſt eine geiſtige Erſcheinung. Gewiſs, derſelbe kann nur aus einer materiellen Unterlage auftauchen;

ohne Hirn kein Gedanke, ohne Phosphor kein Hirn, das ist richtig. Im Momente jedoch wo aus der nothwendigen materiellen Unterlage der Gedanke auftaucht, ist es allerdings eine »neue Kraft« die mit demselben emporquillt, und die nicht identisch ist mit chemischen und phisikalischen Kräften. Aber freilich auch diese Kraft ist keine übernatürliche — und unterliegt wie alle natürlichen Kräfte festen Gesetzen und natürlichen Einflüssen — unter welchen sich nun eine ganze Reihe immaterieller, welche auf die anorganische und auch auf die niedrigere Thierwelt noch keinen Einfluss hatten, geltend macht.

Mit einem Worte die Lehre von der Unfreiheit des Willens muss sich von einem beschränkten »Materialismus« frei machen: dagegen steht ihr seitens der Sociologie, dieser Philosophie der Zukunft, vielfache Förderung und Bereicherung bevor.

C. Ueber Geschichte als Wissenschaft.

(Zu Seite 167.)

Die Frage ob Geschichtsschreibung in der gewöhnlichen Bedeutung dieses Wortes eine Wissenschaft sei, hat unseres Wissens zuerst Schoppenhauer angeregt und zwar indem er dieser Disciplin den Character einer Wissenschaft, wenn auch noch etwas schüchtern doch mit guter Begründung absprach.

»In jeder Art und Gattung von Dingen, sagt Schoppenhauer, sind die Thatsachen unzählig, der einzelnen Wesen unendlich viele, die Mannigfaltigkeit ihrer Verschiedenheiten unerreichbar. Bei einem Blicke darauf schwindelt dem wissbegierigen Geiste: er sieht sich, wie weit er auch forsche zur Unwissenheit verdammt. — Aber da kommt die Wissenschaft: sie sondert das unzählbar viele aus, sammelt es unter Artbegriffe, und diese wieder unter Gattungsbegriffe, wodurch sie den Weg zu einer Erkenntniss des Allgemeinen und Besonderen eröffnet, welche auch das unzählbare Einzelne befasst, indem sie von Allem gilt, ohne dass man jegliches für sich zu betrachten habe. Dadurch verspricht sie dem forschenden Geiste Beruhigung. Dann stellen alle Wissenschaften sich neben einander und über die reale Welt der einzelnen Dinge, als welche sie unter sich vertheilt haben. Ueber ihnen allen aber schwebt die Philosophie, als das allgemeinste und deshalb wichtigste Wissen, welches die Aufschlüsse verheisst, zu denen die andern nur vorbereiten. Bloss die Geschichte darf eigentlich nicht in jene Reihe treten: da sie sich nicht desselben Vortheils wie die anderen rühmen kann: denn ihr fehlt der Grundcharacter der Wissen-

schaft, die Subordination des Gewufsten, ftatt deren fie blofse Coordination desfelben aufzuweifen hat, daher giebt es kein Syftem der Gefchichte, wie doch jeder andern Wiffenfchaft. Sie ift demnach zwar ein Wiffen, jedoch keine Wiffenfchaft, denn nirgends erkennt fie das Einzelne mittelft des Allgemeinen, fondern mufs das Einzelne unmittelbar faffen und fo gleichfam auf dem Boden der Erfahrung fortkriechen: während die wirklichen Wiffenfchaften darüber fchweben, indem fie umfaffende Begriffe gewonnen haben, mittelft deren fie das Einzelne beherrfchen und wenigftens innerhalb gewiffer Grenzen die Möglichkeit der Dinge ihres Bereiches abfehen, fo dafs fie auch über das etwa noch hinzukommende gefafst fein können. Die Wiffenfchaften, da fie Syfteme von Begriffen find, reden ftets von Gattungen; die Gefchichte von Individuen. Sie wäre demnach eine Wiffenfchaft von Individuen welches einen Widerfpruch befagt.

Auch folgt aus Erfterem, dafs die Wiffenfchaften fämmtlich von dem reden was immer ift, die Gefchichte dagegen von dem was nur einmal und dann nicht mehr ift.

Da ferner die Gefchichte es mit dem fchlechthin Einzelnen und Individuellen zu thun hat, welches feiner Natur nach unerfchöpflich ift, fo weifs fie alles nur unvollkommen und halb. Dabei mufs fie zugleich von jedem neuen Tage in feiner Alltäglichkeit fich das lehren laffen, was fie noch gar nicht wufste. Sofern nun die Gefchichte eigentlich immer nur das Einzelne, die individuelle Thatfache, zum Gegenftande hat und diefes als das ausfchliefsliche Reale anfieht, ift fie das gerade Gegentheil und Wiederfpiel der Philofophie, als welche die Dinge vom allgemeinften Gefichtspunct aus betrachtet und ausdrücklich das Allgemeine zum Gegenftande hat, welches in allem Einzelnen identifch bleibt; daher fie in diefem ftets nur jenes fieht und den Wechfel an der Erfcheinung desfelben als unwefentlich erkennt: während die Gefchichte uns lehrt, dafs zu jeder Zeit etwas Anderes gewefen, ift die Philofophie bemüht, uns zu der Einficht zu verhelfen, dafs zu allen Zeiten ganz dasfelbe war, ift und fein wird. In Wahrheit ift das Wefen des Menfchenlebens, wie die Natur überall, in jeder Gegenwart ganz vorhanden, und bedarf daher, um erfchöpfend erkannt zu werden, nur der Tiefe der Auffaffung. Die Gefchichte aber hofft die Tiefe durch die Länge und Breite zu erfetzen ihr ift jede Gegenwart nur ein Bruchftück, welches ergänzt werden mufs durch die Vergangenheit, deren Länge aber unendlich ift und an die fich wieder eine unendliche Zukunft fchliefst. Hierauf beruht das Widerfpiel zwifchen philofophifchen und hiftorifchen Köpfen: jene wollen ergründen: diefe wollen zu Ende zählen. Die Gefchichte zeigt auf jeder Seite nur dasfelbe, nur unter verfchiedenen Formen: die Capitel der Völkerge-

Digitized by Google

schichte sind im Grunde nur durch die Namen und Jahreszahlen verschiedene, der eigentlich wesentliche Inhalt ist überall derselbe. Sofern nun also der Stoff der Kunst die Idee, der Stoff der Wissenschaft der Begriff ist, sehen wir beide mit dem beschäftigt, was immer da ist und stets auf gleiche Weise, nicht aber jetzt ist und jetzt nicht, jetzt so und jetzt anders: daher eben haben beide es mit dem zu thun, was Plato ausschliefslich als den Gegenstand wirklichen Wissens aufstellt. Der Stoff der Geschichte hingegen ist das Einzelne in seiner Einzelnheit und Zufälligkeit, was immer ist und dann auf immer nicht mehr ist, die vorübergehenden Verflechtungen einer wie Wolken im Winde beweglichen Menschenwelt, welche oft durch den geringfügigsten Zufall ganz umgestaltet werden. Von diesem Standpunct aus erscheint uns der Stoff der Geschichte kaum noch als ein der ernsten und mühsamen Betrachtung des Menschengeistes würdiger Gegenstand, des Menschengeistes, der gerade weil er so vergänglich ist, das Unvergängliche zu seiner Betrachtung wählen sollte.«

Nach diesen vollkommen richtigen negativen Bemerkungen gegen die Wissenschaftlichkeit der Geschichte fertigt Schoppenhauer nicht minder richtig und zutreffend den Hegel'schen Versuch ab, aus der Geschichte eine Wissenschaft zu machen — welche allerdings etwas zu leidenschaftliche Abfertigung er mit folgenden Worten schliefst:

»Die Hegelianer, welche die Philosophie der Geschichte sogar als den Hauptzweck aller Philosophen ansehen, sind auf Plato zu verweisen, der unermüdlich wiederholt, dafs der Gegenstand der Philosophie das Unveränderliche und immerdar bleibende sei, nicht aber das, was bald so, bald anders ist. Alle die, welche solche Constructionen des Weltverlaufs, oder wie sie es nennen, der Geschichte aufstellen, haben die Hauptwahrheit aller Philosophie nicht begriffen, das nämlich zu aller Zeit das Selbe ist. Alles Werden und Entstehen nur scheinbar, die Ideen allein bleibend, die Zeit ideal. Dies will der Plato, dies will der Staat. Man soll demnach zu verstehen suchen, was da ist, wirklich ist, heute und immerdar, d. h. die Ideen (in Platons Sinn) erkennen.«

Eine wirkliche Philosophie der Geschichte soll also nicht das betrachten was, um in Platos Sprache zu reden, immer wird und nie ist und dieses für das eigentliche Wesen der Dinge halten, sondern sie soll das was immer ist und nie wird noch vergeht im Auge behalten. Sie besteht also nicht darin, dafs man die zeitlichen Zwecke der Menschen zu ewigen und absoluten erhebt, und nur ihren Fortschritt dazu durch alle Verwickelungen, künstlich und imaginär konstruirt; sondern in der Einsicht, dafs die Geschichte nicht nur in der Ausführung, sondern schon in ihrem Wesen lügenhaft ist, indem sie von lauter Individuen und ein-

Digitized by Google

zelnen Vorgängen redend, vorgibt jedesmal etwas anderes zu erzählen; während sie vom Anfang bis zum Ende stets nur dasselbe wiederholt, unter anderen Namen und in anderem Gewande. Die wahre Philosophie der Geschichte besteht nämlich in der Einsicht, daſs man bei allen diesen endlosen Veränderungen und ihrem Wirrwarr, doch stets nur dasselbe, gleiche und unwandelbare Wesen vor sich hat, welches heute dasselbe bleibt, wie gestern und immerdar: sie soll also das Identische in allen Vorgängen, der alten, wie der neuen Zeit, des Orients wie des Occidents, erkennen und trotz aller Verschiedenheit der speziellen Umstände, der Costumes und der Sitten, überall dieselbe Menschheit erblicken . . .«

Bis hieher, soweit er der üblichen Geschichtsschreibung den Character einer Wissenschaft abspricht, soweit er die Hohlheit der Hegel'schen und nach Hegel'scher Manier construirten Geschichtsphilosophie nachweist — sind Schoppenhauers Argumente unumstöſslich und unwiderleglich — wie denn überhaupt die Negation Schoppenhauers stärkste Seite ist.

Fragen wir aber ob Schoppenhauer eine Ahnung hatte von der eigentlichen Wissenschaft der Geschichte, eine Idee davon wie diese beschaffen sein müſse? ob er auf den Weg hinwies den eine wissenschaftliche Behandlung der Geschichte zu wandeln habe? — so müssen wir diese Fragen verneinen. Seine positiven Andeutungen in dieser Beziehung sind vollkommen nichtssagend. Hören wir was er da sagt. »Dieſs Identische und unter allem Wechsel der Erscheinungen beharrende besteht — in den Grundeigenschaften des menschlichen Herzens und Kopfes, vieler schlechten, weniger guten.« — Also die Geschichtswissenschaft soll einfach Psychologie sein? sie soll das menschliche Herz und den menschlichen Kopf studiren? wozu braucht es denn da der Vergangenheit und der Geschichte? Zu diesem Studium liefert die lebendige Gegenwart vollkommen genügendes, ja, ein viel reichlicheres Material und dazu ein viel zuverläſsigeres als die autentischeste Geschichtsüberlieferung. Gewiſs, wir unterschreiben gerne die Schoppenhauer'schen Worte, daſs die »Devise der Geschichte lauten sollte eadem sed aliter« — wenn aber Schoppenhauer diese Devise nur auf das »menschliche Herz und den menschlichen Kopf« bezieht, so ist ihm die Wissenschaft der Geschichte unter der Hand verschwunden und er behält an ihrer Statt nur eine Wissenschaft vom menschlichen Herz und vom menschlichen Kopf, was etwas ganz anderes ist. Kurz und gut — Schoppenhauer weiſs sehr gut, warum die übliche Geschichtsschreibung keine Wissenschaft ist — aber er hat keine blasse Ahnung, worin das Wesen einer solchen Wissenschaft zu suchen wäre. — Er steckt selbst noch zu tief in veralteten Anschauungen, im Individualismus und Atomismus — und trotz seiner vielen richtigen Ansichten über

Welt und Menschen kommt er doch über einen gewissen Anthropocentrismus nicht hinaus, welcher meint, dass der wichtigste Gegenstand den man in der Geschichte zu betrachten hat — das menschliche Herz und der menschliche Kopf wären! Wir wissen es, nach all den obigen Ausführungen, welche untergeordnete und gar nicht in Betracht kommende Bedeutung diese Muskel- und Nervenknoten für die Geschichte haben — und wie die grossen Naturgesetze der Geschichte sich um das menschliche Herz und den menschlichen Kopf blutwenig kümmern, geschweige denn von ihnen beeinflusst werden — ja, wie man im Lauf der Geschichte alles andere eher studiren kann, als das menschliche Herz und den menschlichen Kopf. — Denn da der Naturprozess der Geschichte sich nicht nach dem Willen des Menschen abspielt, so ist es klar, dass das menschliche Herz und der menschliche Kopf in den Vorgängen dieses Prozesses gar nicht zum Ausdruck gelangen, daher in demselben auch nicht studiert werden können.

Schoppenhauer war kein Historiker und hat sich mit Geschichtsschreibung nicht befasst. Hätte er das gethan und den Versuch gemacht nach diesen seinen positiven Andeutungen Geschichte zu schreiben, er würde sich gewiss überzeugt haben, dass er alles andere als eine Wissenschaft der Geschichte geliefert hätte.

Welch himmelweiter Weg von einer richtigen negativen Kritik zu einem richtigen positiven Plan und noch gar zu dessen Ausführung dazwischen liegt, das können wir übrigens an einem zweiten epochemachenden Schriftsteller sehen, der neben Schoppenhauer als zweiter Gegner der üblichen Geschichtsschreibung vom Standpunct der Wissenschaft, genannt zu werden verdient. Wir meinen Buckle.

Nicht so philosophisch wie Schoppenhauer, nicht so scharfsinnig und schlagend, doch nicht minder zutreffend hat Buckle der Geschichte, wie sie gemeiniglich getrieben und geschrieben wird, den Character einer Wissenschaft abgesprochen (wobei er, wie uns scheint, seinen grossen deutschen Vorgänger gewiss nicht gekannt hat).

»In allen übrigen grossen Gebieten der Forschung sagt er, wird die Nothwendigkeit der Verallgemeinerung von Jedermann zugegeben, und wir begegnen edlen Anstrengungen, auf besondere Thatsachen gestützt, sich dazu zu erheben, die Gesetze zu entdecken, unter deren Herrschaft diese Thatsachen stehen. Die Historiker hingegen sind so weit davon entfernt, dies Verfahren zu den ihrigen zu machen, dass unter ihnen der sonderbare Gedanke vorherrscht, ihr Geschäft sei lediglich Begebenheiten zu erzählen und diese allenfalls mit passenden sittlichen und politischen Betrachtungen zu beleben. Nach diesem Plan ist jeder Schriftsteller zum Geschichtsschreiber befähigt. Sei er auch aus Denk-

Digitized by Google

faulheit oder natürlicher Beschränktheit unfähig, die höchsten Zweige des Wissens zu behandeln; er braucht nur einige Jahre auf das Lesen einer gewissen Anzahl Bücher zu verwenden und er mag die Geschichte eines grofsen Volkes schreiben und in seinem Fache ein Ansehen erlangen.« Buckle weist nun auf die Unwissenschaftlichkeit solcher Geschichtsschreibung im Vergleiche mit der Naturwissenschaft hin. »In der Natur sind die scheinbar unregelmäfsigsten und widersinnigsten Vorgänge erklärt und als im Einklange mit gewissen unwandelbaren und allgemeinen Gesetzen nachgewiesen worden. Diefs ist gelungen, weil Männer von Talent und vor allem von geduldigem und unermüdlichem Geist die Phänomene der Natur studiert haben mit der Absicht, ihr Gesetz zu entdecken; wenn wir nun die Vorgänge der Menschenwelt einer ähnlichen Behandlung unterwerfen, haben wir sicher alle Aussicht auf einen ähnlichen Erfolg.«

Bis hieher können wir Buckle vollkommen beistimmen und bis hieher müssen wir ihm auch gegenüber den vollkommen ungerechtfertigten Einwürfen Droysen's entschieden Recht geben. Denn Droysen hat diese ganz richtigen Prämissen Buckle's entweder nicht verstanden oder nicht verstehen wollen.[1] Er macht sich über Buckle lustig, weil dieser der Geschichte nicht den Character einer Wissenschaft zuerkennt und sich die Aufgabe setzt, dieselbe zum Rang einer Wissenschaft zu erheben.

Was den ersten Punct anbelangt hat es sich Droysen leicht gemacht; denn er hätte eigentlich nicht Buckle's wenig erschöpfende wiewohl richtige Argumentation, wohl aber die von uns oben angeführte Schoppenhauers widerlegen müssen.

Freilich mit solchen flachen Sophismen wie er gegen Buckle's Prämisse kämpft, läfst sich gegen alles auch gegen die klarsten Wahrheiten, leicht streiten — nur nicht überzeugen. Droysen giebt sich den Anschein, als ob es Buckle nur um eine andere Methode der Geschichtsbehandlung und zwar die naturwissenschaftliche zu thun wäre, und meint dagegen: jede Wissenschaft habe ihre eigene Methode, ihre eigene »Betrachtungsweise«. Das ist eine falsche Unterstellung. Der Kern der Buckle'schen Ausführungen gipfelt darin, dafs es nur eine Wissenschaft und eine richtige Methode, die Induction gäbe, — und dafs auch die Geschichte eine Naturwissenschaft sei, für die somit nur die Methode der Naturwissenschaften, d. i. die Induction angemessen ist. Das will Droysen nicht verstehen und spricht von einer »theologischen, philosophischen, mathematischen und phisikalischen Betrachtungsweise« um diesen verschiedenen Betrachtungsweisen die »historische« anzufügen·

[1]) S. Droysen Grundrifs der Historik Beilage I.

Digitized by Google

Nach Buckle's Standpunct aber, den wir vollkommen richtig finden, ift die Gefchichte eine Naturwiffenfchaft (des Menfchengefchlechts) und giebt es überhaupt nur eine wiffenfchaftliche Methode, die für diefelbe pafst d. i. die naturwiffenfchaftliche Methode der Induction. Was nützt gegen diefen klaren Standpunct der Einwand, dafs man die »fittliche Welt« »unter fehr verfchiedenartigen Gefichtspuncten betrachten kann« unter dem practifchen, technifchen, rechtlichen, focialen« und dafs »endlich auch eine Betrachtungsweife der fittlichen Welt die gefchichtliche« ift? Allerdings kann man die »fittliche Welt« unter allen diefen »Gefichtspuncten« betrachten — aber keiner derfelben ift wiffenfchaftlich — eben fo wenig der »praktifche«, wie der »technifche«, wie der fogenannte »gefchichtliche«. Wie gefagt, Droyfen fcheint Buckle's ganz richtige Idee von der Gefchichte als Naturwiffenfchaft gar nicht begriffen zu haben und kämpft fophiftifch gegen Plattheiten die er Buckle unterfchiebt.

Freilich, auf die Frage, ob es Buckle gelungen ift die Aufgabe die er fich ftellte, die Gefchichte als Wiffenfchaft und zwar als Naturwiffenfchaft zu behandeln, zu löfen — antworten auch wir verneinend. Aber fein genialer Verfuch diefes richtig geftellte Problem zu löfen, verdient alle Achtung und Anerkenung, die ihm Droyfen gewifs nicht verfagt hätte, wenn er die Richtigkeit des Problems begriffen hätte. Denn der Irrthum Buckle's in der Ausführung feiner Aufgabe ift ungemein lehrreich für feine Nachfolger und daher von grofsem Werthe für die Wiffenfchaft.

Worin aber diefer Irrthum liegt, das wollen wir kurz andeuten.

Buckle fteckt noch zu tief in der dualiftifchen Auffaffung der Welt und kann fich von derfelben trotz feines eifrigen Beftrebens nicht emancipiren. Er ftellt Natur und menfchlichen Geift als zwei felbftändige Factoren fich gegenüber, aus deren Wechfelwirkung und gegenfeitigem Einflufs er die »Gefchichte« hervorgehen läfst; damit verfällt Buckle in einen Irrthum aus deffen fatalen Confequenzen er fich nicht mehr herausarbeiten kann und der fein ganzes grofses Werk zu einem verfehlten Verfuche macht.

»Und das Alles, meint Buckle, was früher vorgegangen, entweder ein innerer oder ein äufserer Vorgang fein mufs, fo ift es klar, die ganze Mannigfaltigkeit der Ergebniffe, mit andern Worten, alle Veränderungen, von denen die Gefchichte voll ift, alle Wechfelfälle, die das Menfchengefchlecht betroffen, fein Fortfchritt und fein Verfall, fein Glück und fein Elend müffen die Frucht einer doppelten Wirkfamkeit fein, der Einwirkung äufserer Erfcheinungen auf unfer Inneres und der Einwirkung unferes Innern auf die äufseren Er-

Digitized by Google

fcheinungen. Nur aus diefem Material läfst fich eine wiffenfchaftliche Gefchichte aufbauen.«[1]) Da liegt Buckle's ganzer Irrthum. Schon die Unterfcheidung der »innern« von den »äufseren« Vorgängen ift naturwiffenfchaftlich unhaltbar; es ift eine Unterfcheidung die nichts wefentlich Verfchiedenes trifft. Mag aber auch diefe rein formale oder eigentlich locale Unterfcheidung zum Zwecke gewiffer Demonftrationen (z. B. in der Logik oder Pfychologie) berechtigt fein: hier verführt fie Buckle zur Betretung eines entfchieden falfchen Weges, auf dem er immer tiefer und tiefer in die Abgründe und Irrwege einer dualiftifchen Weltbetrachtung gelangt. Denn nun überfieht Buckle ganz, dafs der menfchliche Geift doch auch nichts anderes ift als ein Stück Natur und arbeitet fich immer tiefer hinein in den allgemein geglaubten und fcheinbaren, doch thatfächlich nicht exiftirenden Gegenfatz zwifchen »menfchlichen Geift« und »der ihn umgebenden Natur«.

Nun bahnt fich Buckle den Weg zur Betrachtung des gegenfeitgen Einfluffes diefer zwei entgegengefetzten Factoren aufeinander durch die Analyfe der »Natur« und zerlegt diefelbe mit Bezug auf ihren Einflufs auf den »menfchlichen Geift« in ihre vier Beftandtheile nämlich »Klima, Nahrung, Boden und Naturerfcheinung im Ganzen«. (S. 35.) Damit glaubt er nun auf der breiten Heerftrafse der Forfchung angelangt zu fein, die ihn ficher zur Erkenntnifs der Wahrheit führen wird: in der That aber ift er auf einen Abweg gelangt, auf dem er fich von der Wahrheit immer mehr entfernt. Denn Buckle überfieht ja ganz, dafs wenn die menfchlichen Handlungen, wenn die menfchliche Gefchichte von der »Natur« beeinflufst werden, die Mittel diefer Beeinfluffung viel weniger in Klima, Boden, Nahrung etc. zu fuchen find, als vielmehr in der Befchaffenheit des Menfchen felbft. Das Gehirn des Menfchen und deffen Qualität ift doch ein wichtigerer Factor als die Bodenbefchaffenheit, als die Configuration der Gebirge und Flüffe; das Tempamament des Menfchen ift doch ein wichtigerer Factor als das Clima; die ganze angeborne oder anerzogene Qualität des Menfchen — das ift die Natur die auf die menfchliche Gefchichte von Einflufs ift — und zwar in einem Maafse von Einflufs, mit dem fich die möglichen Einflüffe von Clima, Boden, Nahrung ect. gar nicht vergleichen laffen.

Diefe »Natur« aber, die »Natur des Menfchen«, überfieht Buckle ganz und vertieft fich ftatt deffen in die Erforfchung des Einfluffes der »Natur« des Erdbodens und Climas auf die menfchliche Gefchichte. Buckle fieht vor lauter Bäumen den Wald nicht. Er fchreibt gefchichtliche Erfcheinungen der Nahrung, dem Clima, der Bodenbefchaffenheit zu

[1]) Band I in Ruge's Ueberfetzung (1860) S. 18.

Digitized by Google

die lediglich in der von allem Clima und aller Nahrung und Bodenbeschaffenheit unabhängigen Natur der Menschen ihren Grund haben. Er ist so verblendet in dieser Beziehung, dass er den Einfluss der socialen aus der Natur der Menschen sich ergebenden Verhältnisse auf die Geschichte ganz unbeachtet läfst — und nur für die ganz problematischen, jedenfalls aber verschwindend geringen Einflüsse des Climas, der Nahrung etc. Auge und Sinn hat.

»Vor allem, sagt Buckle, was für ein Volk aus seinem Clima, seiner Nahrung und seinem Boden folgt, ist die Anhäufung von Reichthum das Erste und in manacher Hinsicht Wichtigste.« Wie einseitig! Allerdings ist Clima, Nahrung und Boden von Einfluss auf Anhäufung von Reichthum — doch wie konnte Buckle übersehen, dass die erste Bedingung dieser Anhäufung der Mensch selbst, d. h. ein solches sociales Zusammentreffen von so und so gearteten Menschen ist, dass dieses sociale Verhältniss eine Anhäufung des Reichthumes möglich macht. Diese Beschaffenheit der Menschen und dieses sociale Verhältniss sind die wichtigste Bedingung der Anhäufung des Reichthums: das geeignete Clima, Nahrung, Boden etc. kommen erst in letzter Linie in Betracht.

In dem nach Clima, Nahrung und Boden reichsten Lande wird eine sich selbst überlassene indolente Bevölkerung Jahrtausende vegetiren, ohne Reichthum anzuhäufen — wovon uns so viele in den gesegnetsten Erdstrichen Asiens, Afrikas und Amerikas wild herumstreichende Horden sogenannter Naturvölker überzeugen. Andererseits werden in von der Natur sehr stiefmütterlich behandelten Gegenden durch die sociale Arbeit das heisst durch gewaltsame Arbeitsorganisation und staatliche Einrichtungen — also durch entsprechend veranlagte Menschen und sociale Einrichtungen Reichthümer angehäuft und damit die Grundlagen der Cultur geschaffen.

Alles dieses nun, die verschiedene Natur der Menschen und die Natur der socialen Einrichtungen als wichtigste Ursachen aller »Geschichte« und aller Civilisation — übersieht Buckle vollkommen und zu welchen falschen Schlüssen auf dem Gebiete der Geschichte er in Folge dieses Uebersehens gelangt wollen wir an einigen drastischen Beispielen nachweisen.

Die Thatsache, dass »mongolische und tartarische Horden zu verschiedenen Zeiten in China, in Indien und in Persien grosse Monarchien gegründet und bei der Gelegenheit eine Civilisation erreicht haben, die nicht hinter der zurückbleibt, welche die blühendsten alten Königreiche befassen« führt Buckle auf die Fruchtbarkeit und das günstige Clima dieser Länder zurück. Dabei übersieht aber Buckle vollkommen, dass diese mongolischen und tartarischen Horden gewiss nie im Stande gewesen

Digitized by Google

wären in jenen Ländern »grofse Monarchien zu gründen« und eine hohe Civilifation zu erreichen, wenn fie nicht dort überall eine einheimifche Bevölkerung angetroffen hätten die fie unterjochten und in ihre ftaatliche Organifation der Arbeit mit Gewalt einfügten.

Mit dem fruchtbaren Boden allein hätten die Mongolen und Tartaren noch immer keine Monarchieen gegründet und keine Civilifation erreicht: die Unterjochung der dort anfäffigen Bevölkerung, das war die wichtigfte condtiio sine qua non diefer Monarchieen und diefer Civilifation. Dafür aber, für diefe wefentlichfte und wichtigfte Urfache diefer gefchichtlichen Erfcheinung hat Buckle weder Sinn noch Auge. Ja er war in diefem Puncte fo fehr verblendet, dafs er fich nicht einmal die fich von felbft aufdrängende Frage ftellte, warum denn die einheimifche zahlreiche Bevölkerung nicht auf dem doch auch vor dem Eindringen der erften Eroberer gleich fruchtbaren Boden, in dem auch früher ebenfo günftigen Clima keine »grofse Monarchien« mit hoher Civilifation gegründet haben mögen? Warum denn diefer fruchtbare Boden und diefs günftige Clima mit fammt der zahlreichen einheimifchen Bevölkerung immer erft auf die fremden Eindringlinge wartet um die »grofsen Monarchieen« und die hohe Civilifation hervorzubringen? Ift es da nicht klar, dafs in den Buckle'fchen Argumentationen und Schlufsfolgerungen ein grober Irrthum liegt.

Nicht minder falfch wie über die Urfache der Culturentwicklung in Indien, China und Perfien urtheilt Buckle über die Urfache des Auffchwunges der arabifchen Herrfchaft im Mittelalter. »Ebenfo, fagt er, find die Araber in ihrer Heimat wegen der Dürre ihres Bodens immer ein rohes ungebildetes Volk geblieben . . . aber im 7. Jahrhundert eroberten fie Perfien; im achten den beften Theil Spaniens, im neunten das Penjab und am Ende faft ganz Indien. So wie fie fich in ihren neuen Niederlaffungen eingerichtet hatten, fchien ihr Character eine grofse Veränderung zu erleiden. Sie, die in ihrer Heimat nicht viel mehr als herumftreifende Wilde waren, konnten jetzt zum erften Male Reichthum anfammeln und machten daher zum erften Male einige Fortfchritte in den Künften der Civilifation. In Arabien waren fie nur ein Stamm wandernder Hirtenvölker gewefen; ih ihren neuen Wohnfitzen wurden fie Gründer mächtiger Reiche, bauten Städte, fundirten Schulen, fammelten Bibliotheken und die Spuren ihrer Macht find noch in Cordova, in Bagdad und in Delhi zu fehen.« Das ift alles fehr fchön, aber wie konnte Buckle überfehen, dafs die blofsen paar Horden halbwilder arabifcher Nomaden es in Spanien gewifs auch mit all der Fruchtbarkeit Spaniens und dem fchönen Clima noch bei weitem nicht zu jenem bewunderungswürdigen Auffchwung der Cultur gebracht hätten, wenn der

Digitized by Google

fociale Boden der Iberifchen Halbinfel nicht feit Jahrhunderten mit dem beften Menfchendünger, mit Iberern, Phöniziern, Celten, Römern, Gothen, Vandalen u. f. w. gedüngt worden wäre? Das war der Boden auf dem die arabifche Cultur erblühte — aber nicht jener Boden an den Buckle denkt auf dem »die fchattigen Kaftanien raufchen an des Ebro Strand.« Nicht aus dem Boden und dem Clima derjenigen Länder, die fie überzogen läfst fich die hohe arabifche Cultur erklären, fondern daraus, dafs diefe halbwilden Horden es verftanden haben in diefen Ländern ihre Herrfchaft zu begründen und dafs es ihnen fpeziell in Spanien gelang, ein buntes bereits vielfach civilifirtes Völkergemifch in ihre ftaatliche Organifation einzufpannen. Aber all diefe entfcheidenden fociologifchen Gefichtspuncte exiftiren für Buckle nicht: er will alles aus Boden, Clima, Nahrung etc. herleiten. Das ift wie gefagt fein Hauptirrthum — daran fcheiterte fein grofsartiges wiffenfchaftliches Unternehmen. Aber trotz alle dem hat Buckle für die Entwicklung der Wiffenfchaft gewifs eine viel höhere Bedeutung als fein übermüthiger Kritiker, der Hiftoriker der preufsifchen Politik, der fich über ihn luftig macht. Denn mit all feinen Irrthümern ift Buckle ein grofser Bahnbrecher menfchlicher Wahrheitserkenntnifs — und wenn es uns gelungen ift in vorliegender Schrift einen Hauptirrthum Buckle's zu corrigiren, und wenn wir vielleicht damit auf den von Buckle gefuchten Weg hinwiefen auf dem es möglich ift aus der Gefchichte eine Wiffenfchaft zu machen — fo ift das ja keineswegs unfer Verdienft, wohl aber Buckle's der durch fein epochemachendes Werk hunderte Köpfe in Europa und Amerika anregte diefen Weg zu fuchen.

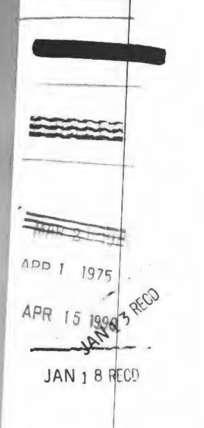
Digitized by Google

THE UNIVERSITY OF MICHIGAN
GRADUATE LIBRARY

DATE DUE

[redacted]

[redacted]



APR 1 1975

APR 15 1990

JAN 03 RECD

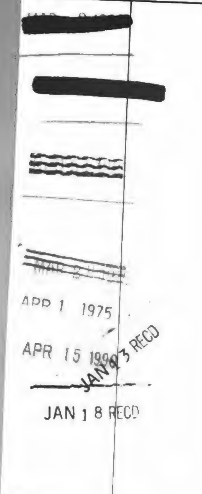
JAN 18 RECD

Form 9364

UNIVERSITY OF MICHIGAN
3 9015 01534 7886

THE UNIVERSITY OF MICHIGAN
GRADUATE LIBRARY

DATE DUE



Google

UNIVERSITY OF MICHIGAN
3 9015 01534 7886

THE UNIVERSITY OF MICHIGAN
GRADUATE LIBRARY

DATE DUE

[redacted]

[redacted]

~~MAR 2 8 1975~~

APR 1 1975

APR 15 1990

JAN 13 RECD

JAN 18 RECD

Form 9584

UNIVERSITY OF MICHIGAN
3 9015 01534 7886

THE UNIVERSITY OF MICHIGAN
GRADUATE LIBRARY

DATE DUE

[redacted]

[redacted]

[redacted]

MAR 28 1975

APR 1 1975

APR 15 1990

JAN 13 RECD

JAN 18 RECD

Form 9584

gle

UNIVERSITY OF MICHIGAN
3 9015 01534 7886

Digitized

THE UNIVERSITY OF MICHIGAN
GRADUATE LIBRARY

DATE DUE

[redacted]

[redacted]

[illegible] 1969

~~MAR 28 1975~~

APR 1 1975

APR 15 1996

JAN 23 RECD

JAN 18 RECD

Form 9584

Digitized by Google